



DIETER HALLER

Lone

Ethnographische

Star

Notizen aus einem

Texas

unbekannten Land

[transcript] Kultur und soziale Praxis.....

Dieter Haller
Lone Star Texas

Dieter Haller (Prof. Dr.) lehrt Sozialanthropologie an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Politischen Anthropologie, dem Mittelmeerraum und den USA.

DIETER HALLER

LONE STAR TEXAS

Ethnographische Notizen aus einem unbekannten Land

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: »Trailer in Manor, Travis County«, © Dieter Haller, 2006

Korrektorat & Lektorat: Birgit Klöpfer, Paderborn

Satz: Dieter Haller, Bochum/Berlin

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-696-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Einleitung	7
1. Weites Land	21
Mrs Johnson und die Umwelt	27
On the Road	31
In der Stadt	36
2. Im Zentrum des Bösen	41
Das unsichtbare Zentrum	45
A Tale of two Presidents	47
Becoming Texan	49
Das Gute im Bösen?	55
3. Auf der Ranch	63
Das Anwesen	65
4. Im Allerheiligsten	75
Der Mythos	79
Beginn und Ende der Republik	87
Nachbemerkung	94
5. Deutsche Welten	97
6. Dead End Road	111
Sic transit ...	114
Auf kahlem Feld	117
Erklärungen	120
7. Provinzielle Größe	125
In der Spiegelhalle des Selbst – texanische Nabelschau	126
Die Verengung des Blickes – Bildungspolitik	136
Kulturvergleiche	143

8. Begehrliche Blicke	149
9. Fette Helden	161
Fette Versuchung	162
Die Last mit der Last	166
10. No Ambivalence	175
Im Reich der Sinne	177
Freiheit der Wahl – eine Pflicht	183
Der Einzelne in der Gemeinschaft	188
Die traditionellen Aufgaben des Staates	193
Die texanische Erfahrung	197
Die neuen Aufgaben des Staates	204
Bibliographie	211

Einleitung

»You may all go to hell and I will go to Texas.«
(Davy Crockett)

Als Kind, in den 60er Jahren in Deutschland mit Wildwestfilmen, Cowboyheftchen und Indianer-Maskeraden an Fasching aufgewachsen, kannte ich schon die Namen Davy Crockett und Jim Bowie. Das Bowie-Messer war mir ein Begriff und auch vom Alamo hatte ich gehört. Meine arme Großmutter musste mir damals eine Waschbärenmütze nähen wie jene, die Crockett trug – auch wenn meine aus Hasenfell bestand.¹ Ich wusste zwar nicht genau, was Alamo bedeutete oder wodurch sich ein Bowie-Messer von anderen Messern unterschied; aber ich wusste aus der Comic-Serie *Illustrierte Klassiker*, dass es um den Wilden Westen ging. Dass ich irgendwann einmal an den Orten, an denen diese Geschichten spielten, selbst leben würde, hatte ich damals im kindlichen Größenwahn für ganz selbstverständlich erachtet. Denn irgendwie waren die Mythen des amerikanischen Westens für uns Kinder der 60er Jahre ja auch unsere eigenen Mythen. Und in deren Zentrum lag Texas, der »Lone Star State.« »America is the Alamo, and so is Texas.« (Cuthbertson 1986: 179)

Das vorliegende Buch wendet sich der texanischen Kultur aber nicht aus biographischen und generationsspezifischen Motivationen zu, sondern aus guten wissenschaftlichen Gründen. Nähern wir uns diesen Gründen über den Umweg der Auseinanderset-

-
- 1 Crockett verkörperte wie kein Anderer in idealtypischer Weise das amerikanische Selbstbild im Kalten Krieg. Der Boom um ihn erreichte in den USA in den 50er Jahren einen ersten Höhepunkt und war ein paar Jahre später auch in Deutschland angekommen.

zung mit allgemeiner amerikanischer Politik, Gesellschaft und Kultur an.

Zum einen gibt es fast in jedem Land eine Region, die die Nation am typischsten zu verkörpern scheint: die Betzinger Gegend für Württemberg, die Puszta für Ungarn, Andalusien für Spanien, das Amazonasbecken für Brasilien. In den Augen vieler Europäer symbolisiert Texas die USA gewissermaßen in Reinform.

Zum anderen sind die heute auch in Europa zunehmend dominierenden neoliberalen Vorstellungen vom Wirtschaften, von Staatlichkeit und von den Gesellungsformen ohne einen Blick auf die texanische Erfahrung nicht zu verstehen; davon wird vor allem im letzten Kapitel dieses Buches die Rede sein.

Drittens haben sich Politik und Gesellschaft der USA seit den Tagen Dwight Eisenhowers ›verstädstaatlicht‹ und speziell texanisiert.² Insbesondere seit dem Regierungsantritt des ehemaligen texanischen Gouverneurs, George W. Bush ist das Texanische in der amerikanischen Regierungspolitik prägend – personell, symbolisch und ökonomisch. Die meisten Berater im engsten Kreis um den Präsidenten stammen aus Texas.³ Auf der symbolischen Ebene am augenfälligsten ist die bewusste Selbstrepräsentation von Präsident Bush als texanischer Rancher, Cowboy und Grenzer (Lind 2003; Pitzjke 2004; Kapitel 3 dieses Buches). Und ökonomisch ist die Regierung Bush eng mit den großen texanischen

-
- 2 Die Präsidentschaft John F. Kennedys stellt ein letztes nordstaatliches und ostküstliches Intermezzo dar, seit Trumans Präsidentschaft stammen alle Präsidenten aus dem Westen (Truman, Reagan, Nixon, Ford), dem Süden (Clinton, Carter) oder eben aus Texas (Eisenhower, Johnson, Bush jr.) – oder sie nahmen, wie Bush sen., das Texanische (wenngleich reichlich hölzern) für sich in Anspruch.
 - 3 »Laura ist das wichtigste Mitglied des inneren Texas-Clans, aus dem Bushs engster Kreis besteht. Der zweitwichtigste ist der 54-jährige Vize-Stabschef des Weißen Hauses Karl Rove. Hinzu treten der Kommunikationschef Dan Bartlett, der Vizechef der Haushaltsabteilung Clay Johnson, die Chefin der Rechtsabteilung Harriet Miers, und Bushs Sprecher Scott McClellan. Sie alle begleiten Bush seit dessen Tagen als Gouverneur von Texas. Erst 2000 hinzu, aber auch aus Texas, stieß Dinah Habib Powell, Leiterin der Personalabteilung. Johnson, die Chefin der Rechtsabteilung Harriet Miers, und Bushs Sprecher Scott McClellan – sie alle begleiten Bush seit dessen Tagen als Gouverneur.« (Krauel 2005)

Energiekonzernen verwoben (Kapitel 10), insbesondere mit Enron (Krauel 2005; Lind 2003).

Es ist daher kein Wunder, wenn heute das Bild der Bush'schen Präsidentschaft und – darüber hinaus – der USA mit dem Texanischen assoziiert oder gar synonymisiert wird. Dass dies bis vor einigen Jahren noch ganz anders war, wird leicht vergessen. Das große und laute Jammern, das den Zweiten Irakkrieg begleitete und offensichtlich auf etwas verwies, das die Europäer und ganz besonders die Deutschen zutiefst verstörte, sollte aber noch in Erinnerung sein – das Erstaunen darüber, dass man ›die‹ Amerikaner nicht mehr verstand. Ein aus der Sicht der »alten Europäer« offensichtlich amoklaufender Ex-Alkoholiker, der sich zu christlich-fundamentalen Werten bekannte, hatte sich dazu aufgeschwungen, die westliche Welt – und das war vor allem seine eigene Welt – mit dem Verweis auf den islamischen Terror, der am 11. September 2001 (9/11) die Supermacht in ihren Zentren herausforderte, vor einem nahöstlichen Diktator zu schützen. Dabei hatte gerade dieser Diktator nichts mit dem islamischen Fundamentalismus und schon gar nichts mit Al-Qaida zu tun, das wussten die Europäer schon damals. »Sie sind ein fremdes Land geworden«, resümiert der Journalist Adrian Pohr (2006) fünf Jahre nach 9/11. Die Distanzierung von Amerika ist mittlerweile in der Mitte der deutschen Gesellschaft angekommen.

Vorbei sind die Zeiten, in denen es ein charmanter Bill Clinton verstand, die linksliberale Boheme des Prenzlauer Berges mit seinem Saxophon zu betören. Nicht einmal die Kreuzberger Autonomen, sonst einer zünftigen Randalie gegen amerikanische Politik nicht abgeneigt, liessen sich durch ihn aus ihren Kiezen zu einer Demonstration des Antiamerikanismus herauslocken.

Gerade hatte man sich an ein sympathisch-lässiges Amerika gewöhnt – und nun das! Dabei schienen wir »die« Amerikaner doch so gut zu kennen. Was war geschehen?

Seit sie den westlichen Teil Deutschlands nach 1945 erfolgreich pazifiziert und zur Demokratie aufgebaut hatten, die Jugend mit Ideen von Freiheit, flotter Musik und befreiender Mode vom nationalen Muff der Väter befreiten, dachte man, die Amerikaner zu kennen. Amerika war der Leitstern, dem die Nachkriegsjugenden folgte. Und war es auch nicht immer die Politik dieses Landes, so orientierte man sich zumindest im alltäglichen Lebensstil gerne am Land jenseits des Atlantiks.

Als im Jahr 1962 Geborener wuchs ich mit dem Bewusstsein auf, dass Amerika irgendwie das Zentrum darstellen müsse, dem man sich automatisch annähern würde – und dass das auch gut so sei. Die amerikanische Vorstadt, in der Doris Day in ihren Filmen lebte, war das richtige Leben und Deutschland nur eine vermuffte Version davon, die »noch nicht so weit« war. Aber im Grunde war man davon überzeugt, dass es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Amerika und Deutschland gebe. Man teilte dieselbe Kultur. Vielleicht war man kein Amerikaner, aber immerhin war man auf der Stufenleiter der Amerikanität den Amerikanern am ähnlichsten. Ähnlicher jedenfalls als die Franzosen mit ihrem unzeitgemäßen Nationalstolz und die Engländer mit ihrer biedereren Königin.

Amerika als Leitstern – das war die Befreiung vom Nationalsozialismus, die Einführung der Demokratie, das waren Elvis, Motown, flotte Autos, hochmoderne Haushaltsgeräte, Disney-Comics, Frühstück bei Tiffany, Komödien mit Jerry Lewis und Coca-Cola. Woodstock und '68 erweiterten diese Facetten um freie Liebe, die Bürgerrechtsbewegung, friedvollen Individualismus der Hippies, rebellierende Studenten, Janis Joplin, Bob Dylan und die Anti-Vietnam-Demonstrationen. In den 70ern kam die Frauen- und Schwulenzbefreiung dazu, San Francisco als nonkonformistisches Mekka, die weite Freiheit des Landes, die man als Easy Rider erfahren konnte, Disco-Sound, Hamburger zum Essen und Gras zum Rauchen. Später Skateboards, die ganze digitale Revolution, Hip-Hop, House, Rap, Baseball Mützen, Bart Simpson und South Park.

Vielleicht lag die Blindheit, mit der meine zwischen den 68ern und den 89ern angesiedelte Generation geschlagen war darin, dass man Politik und Gesellschaft nicht zusammendenken mochte. Denn gegen die Politik war ja mitunter durchaus kritisch und heftig gefochten worden: gegen McCarthy, den Vietnamkrieg, den korrupten Präsidenten Nixon, die Unterstützung faschistischer Diktaturen in Chile, Nicaragua, den Philippinen und anderswo, die atomare Aufrüstung, die Nato-Nachrüstung – all das schien jedoch mit der amerikanischen Zivilgesellschaft herzlich wenig zu tun zu haben, die sich ja ebenfalls in bürgerrechtlichem Engagement gegen diese Steuerungen der Politik zu wehren schien.

Mit Ronald Reagan konnte unsere Generation zum ersten Mal eine Ahnung davon bekommen, dass es noch eine andere Seite in

dieser Zivilgesellschaft neben Dean Martin, Joan Baez und den Village People zu geben schien. Auf einmal sah man die gefährliche Seite dieser seltsamen Fernsehprediger, deren Haare und Anzüge gleichermaßen aus Polyester zu bestehen schienen, und der massenhysterischen Christen, die sich in Kirchenhallen drängten – und sei es als Leichen in Jonestown/Guyana. Und man erinnerte sich an den Ku-Klux-Klan.

Und es wurde seltsamer und bizarrer in den darauf folgenden Jahren: Fernsehen, das von Werbeschnipseln unterbrochen wurde; Abtreibungsgegner, die Ärzte ermordeten; ein schweizer Junge, der in Handschellen abgeführt wurde, weil er seiner kleinen Schwester im Garten beim Pinkeln geholfen hatte; Schreiende in entwürdigenden Posen bei Jerry Springer und anderswo; Live-sendungen, bei denen immer nur schwarze Delinquenten (immer im Unterhemd) in ärmlichen Wohnungen von Cops zur Strecke gebracht wurden; eine vom FBI gestürmte Ranch bei Waco, in der sich eine Sekte verschanzte – dabei kamen 82 Menschen zu Tode. Man hätte es sehen können, hätte man nur besser hingeschaut. Hoffnungsträger wie Jack und Bobby Kennedy, Martin Luther King und Harvey Milk wurden ermordet. Und der ehrenwerte und grundsolide Gerechtigkeitskämpfer Atticus Finch war eine Ausnahme und nicht die Regel, er kämpfte schließlich gegen eine Übermacht rassistischer Kleingeister. Zwar obsiegte er mit der Kraft seines Wortes – aber hatte er die Dörfler, die den armen schwarzen Sündenbock Tom Robinson lynchen wollten, tatsächlich überzeugt? In Robert Mulligans Film *To Kill a Mockingbird* von 1962 war das so, in der Romanvorlage von Harper Lee dagegen nicht. Henry Fonda war der einzige der zwölf Geschworenen, der sich der konformen Masse nicht unterordnen wollte und Zweifel an deren Entscheidung äußerte. Zwar drehte er jeden einzelnen der Mitgeschworenen um und verhalf so dem Guten zum Sieg – aber immerhin war er der Außenseiter und musste kämpfen. War das im wahren Leben auch so? Wie im Film die Guten durch die Kraft der Vernunft und des Herzens obsiegten, so verloren die Verstockten und Bösen, zwar langsam, aber sie befanden sich unwiderruflich auf dem Rückzug.

Drei Gedanken wären ketzerisch gewesen:

Erstens – vielleicht war die Fiktion eben nur Fiktion, und die Bösen waren in der Realität gar nicht auf dem Rückzug, sondern nur unserem Auge verborgen;

Zweitens – und dieser Gedanke wäre viel schlimmer gewesen in einer polarisierten Welt, in der es nur den Westen oder den Osten, Demokratie oder Kommunismus, Widerstandskämpfer oder alte Nazis gab: Vielleicht gab es sie gar nicht, die Guten, und die Bösen auch nicht. Vielleicht war die Wahrheit viel komplizierter, verschränkter, verbundener. Vielleicht gab es nur Menschen, die einmal so und dann wieder so waren. Oder solche, deren selbe Handlung aus der einen Perspektive gut und aus der anderen schlecht sein könnte;

Drittens – und das wäre eigentlich am schlimmsten gewesen: Vielleicht gab es ja etwas Gemeinsames, auf das sich sowohl die Überzeugungen und Handlungen von Janis Joplin als auch die von Jerry Springer zurückführen ließen? Vielleicht unterlag den gegensätzlichen Ideen und Taten auf einer tieferen Ebene ja dieselbe Wertstruktur, dieselbe Grundüberzeugung – kurz: dieselbe Kultur.

Zu dieser gemeinsamen Kultur konnte man über verschiedene Wege Zugang erhalten: unmittelbar durch die eigene Erfahrung in Amerika oder mit Amerikanern; nahezu unmittelbar durch Erzählungen jener, die eigene Erfahrungen gemacht hatten; und mittelbar durch die »soft power« von Medien, Politik und Popkultur. Oder über die Wissenschaften, die diese Aufgabe aber nicht überall übernehmen. Der Literaturwissenschaftler Edward Said (2003) drückte dies für die arabische Welt so aus:

»I do know that apart from a few courses and seminars on American literature and politics scattered throughout the universities of the Arab world, there has never been anything like an academic centre for the systematic and scientific analysis of America, its people, society, and history, at all [...]. The point I am making is that to live in a world that is held in the grip of an extraordinarily unbound great power there is a vital need for knowing as much about its swirling dynamics as is humanly possible. [...]. Yes, America is the country of McDonald's, Hollywood, Blue Jeans, Coca-Cola and CNN [...]. But we must also be conscious of from what source these come and in what ways the cultural and social processes from which they ultimately derive can be interpreted, especially since the danger of thinking about America too simply or reductively and statically is so obvious«.

Und er fügt hinzu:

»For at least three generations, Arab leaders [...] have been formulating policies for their countries whose basis is an almost completely fictitious and quite fanciful idea of what America is. Far from coherent, this idea is at bottom all about how ›the Americans‹ really run everything, even though in its details the notion encompasses a wide, not to say jumbled, range of opinions, from on the one hand seeing America as a conspiracy of Jews, to theories on the other stipulating that America is either a bottomless well of benign good feeling and help for the downtrodden, or that it is ruled from A to Z by an unchallenged white man sitting like an Olympian figure in the White House«.

Nun ist Deutschland natürlich nicht die arabische Welt. Hier beschäftigen sich seit langem kultur-, geschichts- und sprachwissenschaftlich ausgerichtete Disziplinen wie die Anglistik und die Nordamerikanistik profunde mit den USA. In jener Wissenschaft aber, die meine eigene ist – der Ethnologie – ist dieses Amerika seltsam inexistent. Und damit auch die spezifische Herangehensweise an den Gegenstand, mit der sich Ethnologen von Kulturwissenschaftlern und Historikern unterscheiden. Während jene vor allem mit Textquellen oder auch einmal mit Interviews arbeiten, setzen sich Ethnologen für einen langen Zeitraum der Kopräsenz der jeweiligen Kultur aus, um durch das eigene Miterleben die Innensicht der Fremden gewissermaßen aus erster Hand zu entschlüsseln. Wir nennen dies Feldforschung mittels teilnehmender Beobachtung. Fremde Kulturen mit fremdem Blick zu betrachten. In der Ethnologie gibt es eine Tradition, die etwa von Adolf Bastian oder, in der Soziologie, von Georg Simmel (1908: 485) vertreten wurde, und zu der heute häufig ein blosses Lippenbekenntnis abgelegt wird, die in der tatsächlichen Textproduktion jedoch weitgehend verschüttet oder bestenfalls implizit verborgen ist – nämlich dass durch den Blick auf das Fremde auch ein neuer Blick auf das Eigene gewonnen werden kann, oder besser: dass die Erkenntnis des Fremden untrennbar mit der Erkenntnis des Eigenen verbunden ist. Diese Tradition möchte ich mit dem vorliegenden Buch etwas beleben, indem ich immer wieder Bezüge zwischen dem Texanischen und dem Deutschen herstelle. Es bietet sich hierbei durchaus an, manchmal auch mit stereotypen Eindrücken zu arbeiten, die in »First Encounter Situationen« gewonnen wurden.⁴

4 Hier danke ich besonders Prof. John Borneman (Princeton), der mich in diesem strategischen Kniff bestärkt hat.

Zum Einen zeichnen sich in solchen ersten Erfahrungen von Aussen Strukturen ab, die man von Innen zumeist gar nicht sieht.

Zum Anderen ist das Fremde, dass einem in solchen Situationen entgegen tritt, notwendigerweise holzschnittartig und manchmal schockierend – gerade diese Rohheit verweist aber auf die Möglichkeit der radikalen Andersheit des Anderen (Alienität), die wir dann in der Regel durch unsere nachfolgenden Analysen einzuhegen und zu nostrifizieren versuchen (Alterität).⁵ Dieses Buch ist der Versuch, Alienität mit Alterität zu verbinden.

Warum beschäftigen sich Ethnologen aus Europa aber nicht mit dem weissen Amerika? Sie wenden sich traditionellerweise fremden Kulturen und Gesellschaften zu, und zwar vornehmlich solchen, in denen Menschen leben, die kleiner und dunkler sind als man selbst. In einer Zeit, als die meisten Ethnologen noch aus den USA und aus Europa stammten, bedeutete dies, ferne Länder in Übersee zu bereisen und ihre Bewohner zu erforschen, oder auch – und das traf besonders auf die amerikanischen Fachvertreter zu – die Eingeborenen im eigenen Land, zum Beispiel die Indianer.

Seit den 80er Jahren wurde es immer offensichtlicher, dass auch der Blick des Ethnologen kulturell gefärbt war und das Fremde immer auch in Beziehung zu diesem Blick und zu den kulturellen Prägungen des Ethnologen verstanden werden musste. Also untersuchte man zunehmend auch die eigene Kultur.⁶ Dies hatte für Europa und die USA unterschiedliche Konsequenzen. Ethnologen aus Europa untersuchten nun zunehmend auch europäische Kulturen. Dabei wandte man sich manchmal dem eigenen Land zu, zumeist allerdings anderen Ländern und Regionen, vor allem dem Mittelmeerraum. Nach wie vor liegt aber der Schwerpunkt der europäischen Ethnologien auf fremden Kulturen – und zwar ohne dass diese explizit zum Spiegel des Eigenen gemacht würden.

In den USA wandte man sich hingegen sehr viel stärker nach innen. Dabei geriet allerdings das Fremde zunehmend aus dem Blick, insbesondere durch die Identitätspolitik, die massgeblich

5 Hier bin ich von Rottenburg (2006) beeinflusst.

6 Es ist hier nicht der Platz für die Vertiefung der vielfältigen Ursachen dieser Hinwendung zum Eigenen; aber Aspekte wie finanzielle Erwägungen, koloniale Schuldgefühle, Forschungsrichtlinien von Stiftungen etc. gehören dazu.

mit dem intellektuellen Leben verknüpft ist. Nach dieser besitzen vor allem Angehörige einer Gruppe das Recht und die Befähigung, für diese zu sprechen. In der Ethnologie bedeutete dies, vor allem jene Gruppen zu untersuchen, denen man sich selbst zugehörig fühlte. Eine beeindruckende Zahl von Forschungen und Publikationen über die unterschiedlichsten Aspekte des amerikanischen Lebens wurde so erstellt (Moffat 1992).

Diese Wende zum Eigenen kippte somit die fruchtbarste Komponente ethnologischer Erkenntnis mit aus – den Blick auf das Fremde und die Wechselbeziehung zwischen dem Einen und dem Anderen. Dies führte zu der Situation, vor der wir heute stehen: wenn amerikanische Ethnologen über amerikanische Kultur schreiben, dann schreiben sie zumeist über die Kultur ihrer partikularen Gruppe und sie thematisieren die Differenzen zu anderen Gruppen, nicht aber das gemeinsam Amerikanische.⁷

Diese Wende in der amerikanischen Ethnologie schließt an Alltagspraktiken und -konzepte wie die der Rauman eignung und des Umgangs mit Gemeinschaftlichkeit an; an Alltagskonzepte wie die Ideologie der Gleichheit, die die Möglichkeit der Alienität in Abrede stellt; und an die Identitätspolitik, die die Selbsterkenntnis zum Angelpunkt politischen Handelns macht. Wohl wissend, dass es sich um eine grobe Zuspitzung handelt, möchte ich daher formulieren, dass Amerikaner sich selbst erkennen, indem sie sich mit sich selbst auseinandersetzen – den Umweg über das Fremde benötigen sie dabei nicht.

Wenn dagegen Ethnologen aus Kanada, Asien, Afrika, Lateinamerika und Europa in den USA forschen, dann forschen sie nach wie vor über Indianer, ethnische und »rassische« Minderheiten sowie über marginalisierte Gruppen – aber nicht über die weiße Mehrheitskultur.⁸

7 An der University of Texas ist es beispielsweise für »weiße« amerikanische Ethnologen schlichtweg unmöglich, über hispanische Gruppen zu arbeiten: Über das Recht, diese Gruppen zu repräsentieren, wachen eifersüchtig hispanoamerikanische Ethnologen; und diese untersuchen denn auch ausschließlich die hispanoamerikanische Kultur, nicht aber etwa die der schwarzen oder weißen Amerikaner.

8 Es steht zu vermuten, dass die ethnologische Forschung von Nicht-amerikanern in den USA und damit die Erarbeitung von ethnologi-

So müssen wir für die Ethnologie der Feststellung Saids zustimmen. Und so stehen wir heute vor der kuriosen Situation, dass das weiße Amerika in der Ethnologie der Betrachtung durch Fremde entzogen ist. Wenn wir dieses weiße Amerika verstehen wollen, dann ist die Analyse von Texas – jenes Landesteiles, der in Europa als paradigmatische Region für die USA gilt – naheliegend und sinnvoll. Insofern ist es gerechtfertigt, einem Buch den Untertitel eines *unbekannten* Landes zu verleihen.

Das Buch ist vom Grundgedanken der *Culture and Personality*-Schule beeinflusst, dass die – hier: die amerikanischen – Persönlichkeitsstrukturen einer Gesellschaft in Wechselbeziehung mit der jeweiligen – hier: der amerikanischen – Kultur stehen. Dabei ziehe ich das Modell der modalen Persönlichkeit von Cora DuBois dem von Ralph Linton und Abraham Kardiner entwickelten Modell der Basispersönlichkeit vor. DuBois' Modell geht davon aus, dass Kultur bestimmte Bedingungen setzt, mit denen sich die Individuen auseinandersetzen müssen. Diese Auseinandersetzung prägt die Persönlichkeitsstrukturen innerhalb der Kultur, determiniert sie aber nicht. Im Gegensatz zu DuBois und anderen, etwa Jules Henry und Hervé Varenne, die sich vor allem der Kindheitsphase als prägend zuwandten und deshalb vornehmlich die Sozialisation von Kindern untersuchten, verstehe ich Kulturerwerb nicht als mit der Phase der Sozialisation im Kindesalter abgeschlossen, sondern als lebenslangen Prozess.

Auch wenn die *Culture and Personality*-Schule seit mehreren Jahrzehnten durch ethnozentrische, holistische und reduktionistische Sichtweisen als diskreditiert gilt, so kann man nicht die Augen davor verschließen, dass Zusammenhänge zwischen Kultur und Persönlichkeit innerhalb der ethnischen und nationalen Gruppen, denen wir uns zuwenden, selbst postuliert werden⁹ – häufig (aber nicht nur) von meinungsführenden Akteuren. Da-

schen Wissen über die USA durch die Einführung der Institutional Review Boards noch erschwert werden wird (Lins Ribeiro 2006; Lederman 2006).

- 9 Man denke nur an die im neoliberalen Deutschland angestimmte Debatte über den schrecklich lähmenden Pessimismus der Deutschen und an das befreite Aufjaulen der Medienlandschaft darüber, dass die Deutschen während der WM 2006 gezeigt hätten, dass sie »auch« optimistisch sein könnten.

durch bekommen kulturelle Persönlichkeitsstrukturen wie etwa Nationalcharaktere die Realität einer sozialen Tatsache, mit denen unsere Informanten in irgendeiner Weise umgehen– und denen wir uns daher auch als Ethnologen zuwenden müssen.

Um zu so etwas wie einer Modalpersönlichkeit zu gelangen gilt es, Verhalten mit sinnlichen Orientierungen im Umgang des Körpers mit der Umwelt in Verbindung zu setzen. Daher lege ich auf den spezifisch texanischen Umgang mit den klassischen fünf Sinnen sowie auf die Sinnlichkeit der Bewegung, des Essens und der Sexualität in diesem Buch besonderen Wert. Da Kultur, Persönlichkeit und Identität machtgebunden, wandelbar, individuell (wenngleich nicht willkürlich) gestaltbar, kontextuell und ungeschlossen (Wimmer 1996) sind, steht das Verhältnis des Einzelnen und der Persönlichkeit zur Gemeinschaft, zur Gesellschaft und zum Staat im Zentrum des Bandes. Dieses Verhältnis ist jenseits des Atlantiks auf andere Weise gestaltet als in Deutschland. Es scheint durch die unterschiedlichsten Aspekte der texanischen Kultur, denen ich mich zuwende, hindurch.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines zweijährigen Aufenthaltes in Austin (Zentraltexas) von Mai 2003 bis Mai 2005. In dieser Zeit habe ich als Adjunct Associate Professor für Ethnologie am Department of Germanic Studies an der University of Texas unterrichtet. Eine verdichtete Forschungsphase, die guten Gewissens als Feldforschung bezeichnet werden kann, fand von Januar bis Mai 2005 statt.

Ziel der Forschung war es gewesen, das Verhältnis an jenen Orten zu untersuchen, an denen das Texanische inszeniert wird. Dazu hatte ich verschiedene symbolisch aufgeladene Örtlichkeiten ausgewählt: das texanische Nationalheiligtum The Alamo in San Antonio (Kapitel 4); die Lyndon B. Johnson Gedenkbibliothek in Austin und den Ort Johnson City im Hill Country, wo dem demokratischen Präsidenten Lyndon B. Johnson (1963-68) gedacht wird (Kapitel 2 und 10); den kleinen Ort Crawford, in dem sich die Ranch von Präsident George W. Bush befindet (Kapitel 2); die Southfork-Ranch in Parker, auf der die Fernsehserie Dallas gedreht wurde (Kapitel 3).

Es handelt sich damit um eine sogenannte *extensive* Feldforschung, in der ein Forscher eine größere Region bereist und Daten zu einer gemeinsamen Fragestellung erhebt. Neben den Daten aus

dieser extensiven Feldforschung fanden ethnographische Beobachtungen zu unterschiedlichen Aspekten der texanischen Alltagskultur Eingang in den vorliegenden Band – etwa Erfahrungen mit Architekten und Landschaftsplanern und dem Umgang mit der Weite (Kapitel 1), den Texasdeutschen (Kapitel 5), zerfallenden Kleinstädten und Waffennarren (Kapitel 6), dem Bildungsweisen und den Medien (Kapitel 7), der Sexualität (Kapitel 8), der Ernährung und den Weight Watchers (Kapitel 9). Das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, zur Gesellschaft und zum Staat wird im letzten Teil des Buches (Kapitel 10) zugespitzt.

Der eklektische Charakter der Themen erlaubt es, von *ethnographischen Notizen* zu sprechen. Während Inhalt und Analyse den wissenschaftlichen Standards der Ethnologie entsprechen, habe ich mich, was Stil und Sprache betrifft, um eher feuilletonistisch-essayistische Formen bemüht.

Natürlich könnte ich dieses Buch nicht ohne die Hilfe jener Menschen vorlegen, die mich im Feld und zuhause unterstützt haben. Man kann nie alle jene aufführen, denen man danken möchte. Erwähnt und mit besonderem Dank bedacht werden sollen aber unbedingt Betsy Warren, Carl Matthews, Loril Gossett, Kristian und Line Himmelstrup, Lutz Jablonowsky, Hans Boas, Scott Biehle, Steph Ortega, der unerschrockene Farmer Douglas Christensen, Sandy Cohen und Ted Gittinger (LBJ Library), Burt Brooke und seine Familie (Healdton), Madge Rogers und Dorothy Black (Daughters of the Republic of Texas), Jason Lott (LBJ National Historical Park), Steve Windhager (Ladybird Johnson Wildflower Center), Robert Campbell (Crawford), David Heyman und Larry Speck (School of Architecture at UT), Kimberly Twomey und Adell Taylor (Southfork-Ranch), Leon Smith und Nathan Diebenow (Clifton) sowie Meta und Wanda, die letzten der Seven Timmermann Sisters.

Die Kommentare meiner Kollegen Jane und Peter Schneider, Don Kulick, Anna Grimshaw, John Borneman, Thomas Hauschild, Parvis Ghassem-Fachandi, James Boon, Abdellah Hammoudi, Dorle Dracklé, Irene Clark-Desces, Helene Basu, Werner Kraus und Kit Belgum sowie die Diskussionen mit ihnen, haben mir beim Abfassen dieses Buches sehr geholfen. Dafür kann ich nicht genug danken. Besonderer Dank sei aber vor allem der mittlerweile verstorbenen Camille Carroll entrichtet, die mich mit störrischen

scher Großherzigkeit in manches texanische Geheimnis einweihte.
Ihr ist dieser Band in tiefer Zuneigung gewidmet.



Abb. 1: Camille Carroll, texanisches Urgestein (1923-2006)

1. Weites Land

Flach und heiß. Tumbleweed treibt über die trockene Krume, und ein endloser Himmel glänzt transparent über dem zweistöckigen Landhaus, das sich des heißen Windes kaum erwehren kann. Giganten wie Liz Taylor und ein sich noch in der Prärie gentlemen-like gebender Rock Hudson. Und ein ölverschmierter Jimmy Dean, der glücklich und halbbetrunken vor dem Anwesen randaliert. So ist das texanische Land.

Oder auch nicht. Denn Austin im Landkreis Travis ist nicht Marfa, wo *Giganten* gedreht wurde. Die beiden Orte trennt eine Distanz von rund 880 Kilometern und eine Fahrtzeit von acht bis neun Stunden. Das ist etwa soweit wie von Berlin nach Basel. Nein, Austin, die Hauptstadt von Texas, ist anders – topographisch, klimatisch und sogar politisch – wenngleich die Temperatur in diesem Landstrich für den Fremden ebenso unerträglich heiß ist, wie man es sich für Marfa vorstellt. Bereits im April beträgt die Durchschnittstemperatur 21 Grad, im August fast 30 und im November noch immer 16 Grad.

Austin liegt dort, wo drei Landschaften zusammentreffen: das bukolische, sich auf Kalksteinboden erstreckende Hill Country im Westen; die sattgrünen Kiefernwälder im Osten um die Mündungsgebiete der Flüsse Colorado, Brazos und Trinity, die weiter östlich in die Sumpfwälder um Houston übergehen; und die eintönige Prärielandschaft im Süden. Bei Austin kommen sie zusammen – und zwar am Austin-Bergstrom International Airport, der 1999 vor den Toren der Stadt eröffnet wurde.

Man hatte in der Planungsphase versucht, das Land um den Flughafen herum mit Vegetation aus den drei Regionen – also mit Kiefernwäldern, mit den Gewächsen des Hill Country und mit Präriegras – zu bepflanzen, um den Flugreisenden schon bei der Ankunft das Regionaltypische zu vermitteln. Der Versuch ging

jedoch gründlich schief, denn man verpflanzte zwar die Vegetation, nicht aber die Böden. Tatsächlich liegt der Flughafen nämlich in der Präriezone. Kiefern wachsen aber auf Sandboden und benötigen gute Bewässerung und einen bestimmten Säuregrad. Die Prärievegetation dagegen wächst auf Lehmboden, so dass die Kiefern schnell eingingen. Auch die Bäume aus dem Hill Country, die Kalksteinböden benötigen, überlebten nicht lange.

Natur und Nation stehen gerade in der Geschichte der USA in enger Verbindung. Schon zur Zeit der amerikanischen Romantik, die sich entscheidend von der europäischen Romantik unterscheidet¹, spielte eine bestimmte Vorstellung von Natur eine entscheidende Rolle in der Artikulation nationaler Identität (Kaufman 1998): Natur als etwas schöpferisches, zugleich aber auch als gefährliche Sphäre (Gelfert 2006: 158), die aber gestaltet werden muss.² Heute reflektiert die Idee, eine Landschaft künstlich herzustellen, die allgemeine Gegenbewegung zur Globalisierung, die eine verstärkte Aufmerksamkeit auf das Distinkte legt, um das Eigene aufzudecken, vorzuzeigen, zu kultivieren und häufig auch zu kommerzialisieren (Kearney 1995; Ackermann 1998/99). Diese Gegenbewegung ist heute eher nicht mehr nur nationaler, sondern vor allem regionaler und lokale Natur.

Entscheidend dabei ist, dass dieses Eigene nicht fraglos vorliegt, sondern – unter Rückgriff auf signifikante Symbole – aus einem Pool an Ressourcen erst ausgewählt, bearbeitet und modelliert werden muss. Das machen First Nations in Botswana, Kanada (Kuper 2003) und Lappland (Cohen 1993) genauso wie hinduistische Händler (Haller 2000, 2001), es geschieht in der bolivianischen Ethnokunst (ASUR. O.J.) und den wiederbelebten Lokalfestivitäten in Europa (Boissevain 1992) – und eben auch in der amerikanischen Landschaftsarchitektur, wo sie allerdings – in

-
- 1 In Europa »sah man in der Natur eine vom Menschen bedrohte Sphäre, für Amerikaner war sie umgekehrt eine Bedrohung der Menschenwelt« (Gelfert 2006: 157).
 - 2 »*The universe is mechanistically conceived and man is its master*«, (Du Bois 1955: 1233). »Man muss die Natur besiegen, anstatt sich mit ihr zu arrangieren. Es gibt keine Grenze, alle Widerstände sind dazu da, überwunden zu werden, « schreibt Sennett (2005). Dies gilt für die äußere Natur genauso wie für die innere.

Austin zumindest – scheiterte. Die Gegend um den Flughafen herum vermittelt sogar einen besonders trostlosen Eindruck.

Im Gegensatz dazu war es sehr wohl gelungen, dem Gebäude des Flughafens selbst eine einzigartige regional-lokale Identität zu verleihen. Der Erbauer des Flughafens, Architekturprofessor Larry Speck von der University of Texas in Austin, stellt seine Arbeit ganz bewusst in diesen Trend – mit dem Versuch, das spezifisch Örtliche zu betonen.

Der Flughafen soll dem Ankommenden, so Speck, unmittelbar das Gefühl des »Vor-Ort-Seins« vermitteln. Die meisten Flughäfen in den Vereinigten Staaten, die nach üblichen Konfektionsstandards entworfen wurden, weisen keinerlei Beziehung zu den Orten auf, deren Namen sie tragen. Im Gegensatz dazu bemüht man sich im Austin Bergstrom International Airport durch den Umgang mit dem Licht, dem Design, dem Baustil, den verwendeten Materialien, der Bauphilosophie und der Innengestaltung, um ein erkennbares lokales Gepräge.

Speck illustriert dies mit dem Verweis auf die Beleuchtung. Man setzte beispielsweise nur ein Minimum an Kunstlicht ein, gerade soviel, um noch den Sicherheitsstandards zu genügen. Stattdessen illuminierte man hauptsächlich mit dem natürlichen Licht, das durch die großen Fensterfronten dringt und den weiten texanischen Himmel direkt ins Gebäude hineinträgt. Abends und nachts wird das Innenlicht heruntergedimmt, um den Effekt der Verbundenheit mit dem Draußen noch zu unterstützen.

Speck betont, dass seine Firma, die vorher noch nie einen Flughafen entworfen hatte, den Zuschlag gerade aufgrund der Idee erhalten habe, einen Bezug zum unverwechselbar Lokalen herzustellen. Ethnologen, die sich mit der Schaffung von Traditionen beschäftigen, wissen nur zu gut, dass dieses Typische nicht immer offen und selbstverständlich zutage liegt, sondern meist das Produkt von Aussonderungs- und Eingrenzungsprozessen ist.

So trafen sich Speck und seine Mitarbeiter über ein Jahr lang mit der Commission of Nature and Environment, um zu bestimmen und herauszuarbeiten, worin der spezifische *Spirit of Austin* bestehe. Die Commission war vom Stadtrat ernannt worden und setzte sich aus Menschen aller Alters- und Einkommensklassen, aller Rassen und Geschlechter zusammen. Man sei sich weitgehend einig darüber gewesen, dass das typisch Austinianische

nicht neu definiert, sondern bewahrt und umgesetzt werden müsste.

Mit dieser Konzeption hebt sich der Austiner Flughafen nicht nur von der global-ortslosen Flughafenarchitektur ab, die so viele amerikanische Flughäfen auszeichnet, sondern auch von anderen Versuchen, eine typische *texanness* architektonisch umzusetzen. Denn nicht auf alle vorhandenen Ressourcen wird immer auch tatsächlich zurückgegriffen, um eine spezifische Identität auszudrücken. Ob in der Ethnokunst, in ethnischen Gemeinschaften oder eben im Bauhandwerk – bestimmte Merkmale werden als typisch hervorgehoben, andere lässt man unter den Tisch fallen. Dieser Selektionsprozess ist den Beteiligten teilweise unbewusst, teilweise jedoch ist er sehr wohl strategisch, zielgerichtet und von konkreten Interessen geleitet. Beim Bau des Flughafens beispielsweise achtete man bewusst und sorgsam darauf, bestimmte typisch texanische Baumerkmale zu vermeiden – wie die immer wiederkehrende Silhouette des Alamo-Gebäudes mit seinem charakteristischen Buckel, aber auch den Missionsstil, die Steinmetzkunst der deutschen Einwanderer und die einfache Scheunenarchitektur, wie sie von der Firma Lake Flato³, dem Gewinner des texanischen Architekturdesignerpreises von 2004, propagiert wird.

Einige dieser Merkmale tauchen beispielsweise im 1992 fertig gestellten Austin Convention Centre auf, das ebenfalls von Speck entworfen wurde. Dieses besteht aus rotem texanischem Granit und Austiner Kalkstein. Von den Formen her nimmt das Gebäude links einen eckig stilisierten, rechts einen organischeren naturalisierten Missionsstil (mit Turm) ein. Beide Seiten weisen kleine, schießschartenartige oder Statuen bergende Fenster auf – ein Verhältnis von Fläche und Öffnung, das kennzeichnend für den Missionsstil ist. Da das Gebäude groß und auch die Front riesig ist, wurden beide Seiten voneinander mittels einer durchbrochenen, modernistischen Fenster- und Metallfront getrennt. Damit versuchte man, eine aktuelle Identitätskomponente der Stadt – nämlich die des Hightech Centers – aufzunehmen.

3 www.lakeflato.com/high/alt.html



Abb. 2: Traditionelle Stilmittel werden zitiert (Austin Convention Center)

Welche Ressourcen in einem solchen Prozess der Authentisierung letztlich ausgewählt werden, entspricht keinem Akt der Willkür, sondern ist immer Ausdruck einer bestimmten Überzeugung vom richtigen, vom wahren Charakter – der eigentlichen Identität. Die ausgewählten Elemente sind dabei mindestens ebenso aussagekräftig wie die vernachlässigten. Was also macht das typisch Austinianische – das man dem Reisenden gerne vermitteln möchte – aus der Sicht der Commission aus?

Austin pflegt das Image, anders zu sein als andere texanische Städte. *Laid back*, also zurückgelehnt, ist der Ausdruck, mit dem die Einheimischen sich und die Atmosphäre ihrer Stadt beschreiben.⁴ Man nennt sich das liberale, tolerante und ökologische Zentrum des Landes, wählt als eines der wenigen texanischen Counties mit Mehrheit die Demokraten und ist stolz auf die Existenz kleiner und spezialisierter Unternehmen sowie auf eine kreative und riesige Musik- und Kunstszene. Nicht umsonst firmiert die Stadt als *The Live Music Capital of the World*, in der Janis Joplin ihre ersten Auftritte absolvierte. All diese Besonderheiten sehen die echten Austinites durch den Zuzug von etwa einer halben Million

4 Die Lokalfolklore besagt, dass der Begriff sogar in Austin während der Hippiezeit entstanden sein soll.

Menschen seit Beginn der 90er bedroht. Diese Bedrohung verdinglicht sich nicht so sehr in den hunderttausenden von – legalen und illegalen – mexikanischen Migranten. Die leben zwar in den östlichen Vorstädten, jäten in den Vorgärten der Mittelschicht oder feudeln in deren Küchen. Aber sie gehören nicht dazu.

Vielmehr fürchtet man den demographischen Wandel durch all jene ganz normalen – mutmaßlich konservativen und republikanisch wählenden – *All-American-Hightech-Spezialisten* oder Computerprogrammierer, die im Zuge des IT-Booms in das Mekka der Nonkonformisten zuzogen und lieber bei Wal-Mart einkaufen als in einem der kleinen Spezialgeschäfte, für die Austin sich rühmt.

Die Furcht vor einer Veränderung des Austiner Lebensgefühls drückt sich in dem allpräsenten Slogan *Keep Austin Weird* aus, der auf Aufklebern, T-Shirts und Baseballmützen firmiert: »Bewahre das Besondere und Seltsame dieser Stadt.« *Weird* ist eigentlich ein negativer Begriff und bedeutet so viel wie »seltsam, exzentrisch, abartig« – die Austinites benutzen ihn aber zur positiven Selbstbeschreibung. In diesem Sinne entschied sich die Commission dazu, vor allem kleinere lokale Unternehmen mit der Gestaltung des Flughafens zu betrauen und ausschließlich lokale Arbeitskräfte zu beschäftigen. Was Austin aus der Sicht des Architekten *weird*, also seltsam, macht, sind spezifische Gewerke, die in anderen Städten von Texas eben nicht beherbergt sind. So gibt es in Austin vier Gips- und Verputzerfirmen, in Houston und Dallas dagegen keine einzige. Solche kleinen Unternehmen, die besondere Nischen und Spezialisierungen besetzen, sind nicht nur in Austin ansässig, sie finden auch immer wieder lokale Auftraggeber. Zum Beispiel die Commission, die Lars Stanley, einen Spezialisten für schmiedeeiserne Kunst, mit der Fertigung der Geländer betraute. Stanleys schmiedeeisernen Geländer findet man überall im Flughafen, ihre Griffigkeit wird von Speck als zutiefst »human« bezeichnet, da man durch das Anfassen von geschmiedetem Eisen ein organisches haptisches Gefühl bekomme.

Bei den Baumaterialien sprach man sich allerdings gegen den für die Region typischen weißen Kalkstein aus, da dieser sehr porös ist und von den Flugzeugabgasen schnell angegriffen und verschmutzt würde. Stattdessen griff man auf den roten Granit zurück, der aus der Gegend des nahen Enchanted Rock stammt –

eines wahrhaft verzauberten Naturwunders, von dem noch die Rede sein wird.

Bei den Details im Innenraum des Flughafengebäudes wurde ebenfalls versucht, das typisch Regionale zu betonen – mit Wandmalereien, die naive hispanische Szenereien zeigen oder eine Abbildung eben jenes verzauberten Felsens. Und wenn Ankomme die Rolltreppen in die Eingangshalle hinunterfahren, steuern sie geradewegs auf zwei in den Fußboden eingelassene Karten aus Stein zu: die Karte des Staates Texas mit seinen Flüssen, und die alte Stadtkarte von Austin, in der die Nord-Süd-Straßen nach genau diesen in der Texaskarte gezeigten Flüssen benannt sind, die Ost-West-Straßen dagegen nach Bäumen. Die Bäume wiederum werden mit Abdrucken von Blättern und Samen in den Wandreliefs der Halle zitiert.

Neben der materiellen Umgebung beabsichtigte man auch, eine typische soziale Atmosphäre zu vermitteln – etwa durch Plakate lokaler Musiker. Typisch für Austin sei, so Speck, dass sich dort »Menschen treffen«. Mit dem *Central Meeting Place* versuchte er – anstelle der flughafenüblichen Flügelarchitektur –, ein solches Zusammentreffen zu ermöglichen.

Konzessionen für Lokale und Geschäfte im Gebäude wurden ausschließlich an lokale Unternehmen wie beispielsweise Amy's Icecream oder das Restaurant Salt Lick vergeben. Großketten dagegen sucht man im Flughafen vergeblich – ein Umstand, der anfänglich zu großen Bedenken geführt habe.

Mrs Johnson und die Umwelt

Umland und Gebäude des Flughafens sind nicht die einzigen landschafts- und stadttarchitektonischen Projekte, an denen sich spezifische Vorstellungen von regionaler oder lokaler Identität in Texas ablesen lassen.

Das größte landschaftspflegerische Projekt wurde von der Witwe des texanischen Präsidenten Lyndon B. Johnson, Claudia Alta, die überall nur unter ihrem Kosenamen *Ladybird Johnson* bekannt ist, ins Leben gerufen.⁵ Die 1912 geborene und mittlerweile

5 Allerdings greift diese Entwicklung auf historische Vorläufer zurück (Kaufman 1998).

94-jährige Präsidentenwitwe beeinflusste auf die Gestaltung der typisch texanischen Landschaft – eine Entwicklung, die die Regionalisierung als Antwort auf Homogenisierung im Bereich der Landschaftspflege vorwegnahm.

Das erste Projekt, dem sich Mrs Johnson bereits Mitte der 60er Jahre zuwandte, war das *Town Lake Beautification Project* in Austin. Der Town Lake besteht seit dem Jahr 1960, als der Colorado River durch den Bau des Longhorn-Dammes zur Flutkontrolle, als Wasserreservoir und zur Elektrizitätsgewinnung aufgestaut wurde. Mrs Johnson widmete sich der Verschönerung der Flussufer, die in ein Erholungsgebiet umgestaltet wurden. Symbolgerecht pflanzte sie 1965 als First Lady am Vista Point nahe der First Street Bridge verschiedene Kreppmyrten – und gab damit den Startschuss zum Verschönerungsprojekt.

In ihren Bemühungen um die Umwelt war Ladybird Johnson sicherlich noch einflussreicher als Loki Schmidt, die sich als Kanzlergattin schon vor dem Aufkommen der Grünen um eine Politisierung des Umweltbewusstseins bemühte. Beide Frauen präsentierten ihr Anliegen über vermeintlich harmlose Damenthemen: Während Loki Schmidt sich schönen Blumen verschrieb, arbeitete Mrs Johnson zuerst unter dem Motto *Landscape Beautification*, also Verschönerung der Landschaft. Steven Windhager, verantwortlich für Landschaftspflege im 1982 von Mrs Johnson und der Schauspielerin Helen Hayes gegründeten National Wildflower Research Center, spricht offen von dem Unbehagen, das Mrs Johnson eigentlich an der Tüteligkeit suggerierenden Begrifflichkeit der *Beautification* hatte, denn es ging ihr um die Wertschätzung der regionalspezifischen Landschaft. *Beautification* dagegen konnte schließlich vielerlei⁶ bedeuten – was der eigentlichen Absicht von Mrs Johnson widersprach: dem Erhalt von lokalen Ökosystemen.

Aber in den 60ern waren die Begriffe Ökologie und Ökosystem noch nicht gebräuchlich. Und man versuchte ein Konzept zu finden, das Umweltschutz allgemein akzeptierbar machte. Mit der »Verschönerung durch Wildblumen« hatte man ein Äquivalent

6 Die texanische Gemeinde Georgetown beispielsweise schmückt sich mit rotem Mohn – nennt sich sogar *Hauptstadt des Roten Mohns* – und beruft sich dabei auf Mrs Johnson. Mohn verschönert zwar die dortige Gegend, ist jedoch keine einheimische Pflanze.

zum Pandabären im Tierschutz geschaffen. Während Umweltschutz auch damals schon durchaus umstritten war und immer gegen Ökonomie ausgespielt werden konnten, ließ sich gegen die »Schönheit von Wildblumen« schwerlich argumentieren – weder von konservativer noch von linker Seite. Gerade durch die Sanftheit der Begriffe entfalteten diese ihre Wirksamkeit.

Heute setzt sich das Center – mittlerweile umbenannt in *Ladybird Johnson Wildflower Center* – für die Erforschung, den Schutz und die Verbreitung einheimischer Pflanzen sowie die Rückgestaltung der »natürlichen« Landschaft ein.

Die Aktivitäten des Zentrums zielen vor allem auf Privatpersonen, da sich Landbesitz in Texas zu 97 Prozent in Privathand befindet (im Hill Country sind es sogar 99 Prozent). Man berät Landbesitzer dabei, wie sie ihr Land gestalten könnten und versucht, dabei die Bedürfnisse der Klienten mit denen des Zentrums in Einklang zu bringen.

Das Land wird heute zum Großteil nicht mehr als Farmland genutzt. Die Besitzer sind zumeist Wochenend- oder Hobby-Rancher, die vormalig in den Vorstädten gewohnt haben. Häufig übertragen sie die Gewohnheit, den Rasen mit Mähern zu bearbeiten, auf ihre neue Heimat – lediglich mit ungleich größeren Rasenmähern. Auf einem Teil des Wilflower-Geländes demonstriert man den Interessenten, dass man das Land eher mit kontrollierten Feuern bearbeiten sollte als mit den Mähmaschinen. Denn in der Natur prägen Wildbrände die Natürlichkeit der Landschaft, verleihen ihr einen spezifischen Charakter – je nach Jahreszeit. Im Hill Country beispielsweise sorgen vor allem im Sommer Blitzschläge für wilde Feuer, die dafür verantwortlich sind, dass im darauf folgenden Frühjahr besonders viele Wildblumen wachsen. Wenn also jemand auf seinem Land Wildblumen haben möchte, rät man ihm zu Sommerfeuern. Klienten, die noch Rinder besitzen, empfiehlt man dagegen kontrollierte Winterfeuer, da diese das beste Gras hervorbringen. Wer vor allem an der Vernichtung von plagenden Insekten interessiert ist, dem wird zu Herbstfeuern geraten.

Allerdings lassen sich diese Ratschläge nicht auf alle Gegenden in Texas und schon gar nicht in den USA übertragen – sie betreffen lediglich die spezifische Situation im Hill Country. Um zur jeweils ursprünglichen Regionallandschaft zu kommen, muss man daher zuerst einmal herausfinden, wann dort natürliche Wildfeu-

er stattfinden. Daher spricht man im Wildflower Center auch nicht verallgemeinernd von einer texanischen Landschaft, sondern von Regional- oder Lokallandschaften. Windhager nennt verschiedene Ursachen, die der Idee von der Notwendigkeit einer Landschaftsrestauration zugrunde liegen:

Zum einen geht es darum, den einheimischen Charakter einer Landschaft zu erhalten und damit das natürliche Erbe einer Gegend. Dieser Philosophie unterliegt ein ganz allgemeiner Widerwille gegen die Homogenisierung der USA und der Erde zuungunsten der Vielfalt der Erscheinungsformen – und kann daher durchaus als Gegenbewegung zur Globalisierung verstanden werden.

Zweitens erfüllt die restaurierte Landschaft wichtige Funktionen für das Ökosystem, etwa den Erhalt der Wasser- und Luftreinheit. Dies ist umso bedeutsamer, als dass die Gesundheit der Landschaft ein Gegengewicht zum städtischen Raum und zum Erhalt der Städte darstellt.

Ein dritter Grund ist wirtschaftlicher Natur. Dadurch, dass das Land nicht mehr als Farmland, sondern für die Jagd und den Ökotourismus genutzt wird, ist die Notwendigkeit des Umsteuerns auch in finanzieller Hinsicht interessant. So erwirtschaftet die größte texanische Ranch, die King-Ranch, heute mehr Gewinn durch den Tourismus als mit Viehzucht. Während beispielsweise in den 40er und 50er Jahren vor allem fremde Grasarten für das Vieh angebaut wurden, müsse man heute wieder auf einheimische Grasarten umsteigen, die dem einheimischen Wild besser bekommen. Schließlich benötige man sowohl jagdbare als auch photographierbare einheimische Wildtiere.

Nach welchen Kriterien aber bemisst sich, was eine einheimische (*native*) Landschaft oder Pflanze (oder auch ein Tier) ist? *Native* kann sich schließlich auf unterschiedliche Ebenen beziehen: auf die USA, auf Texas, auf das Hill Country oder – um im Austiner Beispiel zu bleiben – auf den Landkreis Travis.

Entscheidend dafür, ob eine Landschaft oder Spezies als *native* gilt, ist der Zeitrahmen. Wenn sich etwa eine Pflanze über einen gewissen Zeitraum ohne menschliches Zutun in eine Region hinein verbreiten konnte, dann gilt sie als *native*. Windhager expliziert dies am Beispiel der Honey Mesquite, eines Baumes, der ursprünglich in Mexiko verbreitet war, sich aber seit Jahrhunderten durch Vögel und den Wind nach Norden ausbreitete. Die großen Viehtriebe im 19. Jahrhundert haben die Pflanze jedoch schneller

nach Norden verbreitet, so dass man sie heute auch in Kansas vorfindet. Da die Honey Mesquite aber auch ohne menschliches Zutun – wenngleich langsamer – dort angekommen wäre, kann man sie als *native* bezeichnen.

Andere Pflanzen wie etwa der Liguster oder die Chinesische Berries, wären dagegen nie »von alleine« nach Texas gekommen. Es handelt sich daher heute zwar um naturalisierte (*naturalized*), aber nicht *native* Pflanzen. Bei der Bestimmung darüber, ob eine Art einheimisch oder nur naturalisiert ist, spielt die Intentionalität übrigens keine Rolle: Die europäischen Feuerameisen sind sicherlich nicht absichtlich eingeschleppt worden, sie werden aber deshalb trotzdem nicht als *native* kategorisiert. So erweist es sich an scheinbar natürlich vorhandenen Ressourcen wie Pflanzen und Landschaften, dass die Kategorien »Natur«, »einheimisch« und »eingeboren« durchaus nicht selbstverständlich und für jedermann offensichtlich vorliegen, sondern dass sie immer kulturellen Resultate des Ordners und Aussonderns sind.

On the Road

Noch vor der Gründung des National Wildflower Research Center (und vor dem *Town Lake Beautification Project*) erwarb sich Mrs Johnson die Achtung und Liebe der Texaner mit ihrem ersten großen Umweltprojekt: der *Roadside Valorisation*. Durch ihr Engagement wurden die texanischen Highways von den riesigen Werbetafeln befreit, die links und rechts der Straße die Aussicht verschandelten. Stattdessen propagierte sie die Verschönerung der Straßenränder und der breiten Mittelstreifen durch die Bepflanzung mit einheimischen Wildblumen in den unterschiedlichsten Farben, insbesondere durch die Staatsblume von Texas, der Bluebonnet (einer Lupinenart), die dem weiten Land zur Blütezeit im Frühling ein kräftiges Blau verleiht.

Wenn etwas typisch ist für Texas, dann ist es die Erfahrung von Größe und Weite: »Everything is bigger in Texas« ist ein zu meist durchaus ironiefrei gemeinter Slogan zur Selbstbeschreibung.⁷ Steaks sind riesig, Getränkekartons sind voluminös – und

7 Dieser Slogan mutierte in der Zeit des Zweiten Irakkrieges zu »Texas is bigger than France.«

das Land unendlich. Man muss es sich erfahren, und die auf Mrs Johnson zurückgehende Farbenvielfalt am Straßenrand trägt viel dazu bei, dass die Zeit auf der Straße oft angenehm verläuft. Die meisten Texaner haben dafür Fahrzeuge, die einem Europäer gigantisch vorkommen. Mit einem kleinen Auto wie meinem Geo Metro – der amerikanischen Version des Suzuki Swift – finde selbst ich mich in einer verdrießlichen Lage. Für gewöhnlich stellt der fahrbare Untersatz für mich kein Symbol meines Status dar, und erotische Bestätigung ziehe ich nicht aus der Größe und Form eines Vehikels. Mit dem Geo Metro aber fühle ich mich klein und mickrig und halte erfolglos Ausschau nach einem Gefährt, das noch kleiner ist. Auf Parkplätzen finde ich mein Auto selten auf Anhieb, da es immer von riesigen Fahrzeugen verdeckt wird. Denn Texaner lieben große Autos. Besonders beliebt sind die sogenannten Sports Utility Vehicles (SUV), worunter PKW mit Allradantrieb zu verstehen sind, die äußerlich Geländewagen ähneln. Neben solchen Giganten komme ich mir auf den Highways vor wie die Maus in der Mammutherde. Man sollte ein größeres Gefährt aber auch schon aus Sicherheitsgründen fahren, denn besonders nachts blenden SUV und andere Riesengefährte, da sich die Scheinwerfer genau auf Gesichtshöhe des Kleinwagenfahrers befinden.

Das Parkgebaren ist nicht nur von der Größe, sondern auch von der Weite des Raumes geprägt, denn sofern keine Parkboxen eingezeichnet sind, wird zumeist so geparkt, dass gleich mehrere Parkplätze blockiert werden. Denn der private Raum des eigenen Autos stellt, wie auch der des eigenen Hauses, eine Extension des Eigenen mit einem Schutzwall aus Blech (oder Holz) dar, der vor zu nahem Kontakt mit dem Anderen schützt.

Kontakt und Nähe gelten per se als bedrohlich und verunreinigend. Als schlimm wird aber vor allem die Berührung durch andere Menschen empfunden. Die berühmte Blase, die einen Menschen unsichtbar umgibt und den Raum markiert, den er als intim betrachtet, ist in Texas besonders groß. Texaner lieben es, den Raum mit ihren Stimmen, Körpern und Bewegungen einzunehmen und ihn damit zu kontrollieren. Dies liegt natürlich auch in der Siedlungsgeschichte begründet: Texas ist das Land des weiten Raumes und der Expansion – und wenn es an einem Ort zu ungemütlich wurde, dann schlug man sein Haus eben ein paar hundert Kilometer weiter westlich auf. Und es ging darum, die

Grenze zum Land des Nachbarn zu ziehen, indem man das Unterholz lichtete und so die Eindeutigkeit zwischen Hier und Dort herstellt.

Während der akustische Übergriff durch laute Stimmen nicht als Belästigung wahrgenommen wird, gilt das physische Eindringen in die persönliche Blase als Verstoß, der mit einem Kommentar markiert werden muss. Im Supermarkt beispielsweise hört man ständig ein verhuschtes »*excuse me*« mantrisch gewispert, wenn ein Texaner – im Gang zwischen Nachos und Salatdressing – der Privatblase eines Anderen zu nahe kommt. Für deutsche Verhältnisse wirkt das verstörend, weil wir drängeln und schieben – und das häufig ohne eine entschuldigende Bemerkung. Wir betrachten weniger Platz um uns herum als unser Eigen. Der Umfang der Blase variiert von Kultur zu Kultur, und in der einschlägigen Literatur zur interkulturellen Kommunikation ist jenes Beispiel des Ethnologen und Semiotikers Edward T. Hall (1959) bekannt, der während einer Party mit seinem lateinamerikanischen Gesprächspartner den ganzen Saal durchquert, da beide vergeblich versuchten, die Distanz zueinander herzustellen, in der sie sich wohlfühlen. Wenn der US-Amerikaner etwas zurückging, rückte der Lateinamerikaner nach kurzer Zeit nach.⁸

Das Gefühl der Weite stellt sich besonders beim Autofahren ein, und zwar in mehrerlei Hinsicht:

Zum einen ist das Land dünn besiedelt, so dass man auch auf kürzeren Strecken durch weniger Siedlungen kommt und damit der Raum dazwischen weiter erscheint.

Zum Zweiten ist das Verkehrsaufkommen – so man sich nicht gerade auf einem Interstate Highway befindet – eher gering und

8 Ähnliches konstatiert Baethge (2004) über das Eindringen in den Gesichtskreis des Gegenübers durch Augenkontakt. In Neuengland, so schreibt er, sei die »Dauer, für die sich zwei Menschen [...] taxieren, [...] erheblich kürzer als auf dem alten Kontinent. Sie genügt gerade einmal den optischen Radarfunktionen, gibt einem aber nicht diesen Bruchteil eines Wimpernschlags, der für eine interessierte Erkundung nötig ist. Ein längerer Augenkontakt gilt als unhöflich, was ganz besonders auf Blicke zwischen Männern und Frauen zutrifft. Eine Zeitdauer, die in Europa noch als absolut salonfähig durchgehen würde, hat hier bereits die Konnotation des sexuellen Übergriffs.« (Baethge 2004)

der Fahrstil zumeist entspannt, was dem Aufkommen eines Bedrängtheitsgefühls durch andere Autos und dem für deutsche Straßen üblichen mentalen Dauerstress entgegenwirkt. Der besonders entspannte *Laid-back*-Fahrstil der Texaner lädt vielmehr zum Abschweifen der Gedanken ein.

Drittens ist das Land eher flach, so dass man sich zumeist einem unverstellten Rundumblick bis zum Horizont gegenüber sieht. Der überwölbende Himmel ist fast immer sonnig und wolkenfrei, so dass auch hier ein Gefühl der Enge kaum entstehen kann. Auf der Fahrt durch die drei Vegetationszonen von Zentral-texas entstehen allerdings unterschiedliche Assoziationen.

Die Fahrt in östliche Richtung ist lind. Kiefern und, noch weiter im Osten, sattgrüne Zypressen säumen die Straßen. Im Sommer reicht diese südstaatliche Schwere herein in das Austiner Stadtgebiet, und auf der Veranda lässt sich das Gegrille und Gezirpe der Insekten in tiefwarmen Nächten unter dem schweren Himmel genießen. Denn die Tage sind heiß und nur hinter vorgezogenen Gardinen und unter rastlosem Einsatz der Klimaanlage zu ertragen.



Abb. 3: Ort der Ruhe (*Enchanted Rock*, Llano County)

Im Westen und Norden die karstigen Hügel des Hill Country, mit Wäldern von Bureichen, Ashes Wacholder (den man lokal als *Cedar* kennt), Mesquiten und Texas Live Oaks, die an Südspanien er-

innern. Wasserreich, Flüsse und Seen – und die Deutschen haben Weinbau eingeführt. Hier liegen die ästhetischen Ziele, die man Gästen auf einer Fahrt ins Umland gerne zeigt. Besonders im Frühling, wenn die Hügel von einem Farbenmeer überzogen werden – vor allem mit der Staatsblume, der Bluebonnet. Wie in einem Winnetou-Film sieht etwa der kreisrunde, von einem Wasserfall gespeiste Hamilton Pool aus, zur Hälfte von einer Felsplatte überdeckt. Oder der Enchanted Rock im Norden von Fredericksburg, ein 122 Meter hoher Granitfelsen, der sich wie ein Meteor aus dem Karstland erhebt. Man sagt, der indianischen Urbevölkerung sei der Fels heilig gewesen – und auch dem nichtspirituellen Besucher erschließt sich diese Bedeutung unmittelbar, denn der Stein ist kahl, die Aussicht unermesslich weit, der Himmel von kreisenden Geiern bevölkert und die Stille so groß, dass man sie hören kann.

Im südlichen Umland von Austin findet man keine Ortschaften mit einem echten Dorfkern, etwa mit alten Holzhäusern aus dem 19. Jahrhundert, einer Main Street mit kleinen Läden und ein paar Kneipen, die von Menschen auch frequentiert werden. Zumeist bestehen die Siedlungen hier lediglich aus einer Kreuzung und ein paar willkürlich zusammengeschauten Containern. Auf der Fahrt über die Landstraßen Richtung Süden, hinein ins Prärieland, ziehen vernakuläre Landschaften vorbei – banale Ausblicke und doch eben besondere: zerfallene Scheunen, Trailer, in denen gewohnt wird, manchmal Flaggen am Mast und immer wieder der Blick aus dem Auto auf Autofriedhöfe, Container und Schrottplätze.

Der Südwesten den Highway 183 hinunter Richtung Lockhart ist trocken, kahl und eintönig. Gottverlassene Käffer mit Namen wie Uhland, New Berlin, Niederwald und Zorn, in denen armselige Hunde am Straßenrand entlangzuckeln und rostige Trailer hinter eben solchen Gattern wittern. Fahren ohne Klimaanlage wäre hier ein sträfliches Unterfangen. Gerade im Sommer steigt die Temperatur mitunter über 37 Grad. Die Fenster sind somit immer geschlossen bei der Fahrt übers Land, den Geruch der Natur schließt man daher ebenso aus wie die Hitze, das Fahren wird so zum hermetischen Erlebnis.

In der Stadt

Mit Autos erschließt man sich nicht nur das Umland, sondern vor allem auch den urbanen Raum. »In der amerikanischen Stadt gibt es eine extreme Funktionstrennung. Sie ist nicht durchmischt. Urbanität durch unterschiedliche, sich aneinander reibende Strukturen findet nicht statt. Alles liegt weit auseinander und ist nur über die Autobahn zu erreichen« (Christiaan 2005): Einkaufszonen (Shopping Malls), Bürozone (Business Districts), Wohngebiete (Suburbs) und Vergnügungsviertel. »In Europa mussten sich Architekten, Stadtplaner und Politiker schon immer mit ihrer Stadt auseinandersetzen. Städte in Amerika haben nie einen Krieg gekannt. Sie hatten auch nie Raumprobleme. [...] Drittens sind in Europa Stadterweiterungen immer gewachsen«. (Ebd.)

Der Ethnologe Conrad Arensberg (1955) stellte bereits früh fest, dass die metropolitane Zonenhaftigkeit – bestehend aus miteinander durch Highways verknüpfte, separierte Funktionszonen, die eher einem Quilt als konzentrisch angeordneten Kreisen ähneln – andere und ältere Siedlungsmuster weitgehend abgelöst und vereinheitlicht hat.

Denn Texas weist historisch sehr unterschiedliche Muster auf (Calvert et al. 2002): Im Hill Country kamen die ersten europäischen Siedler in den 1840er Jahren vor allem aus Zentraldeutschland und siedelten in Einzelgehöften oder bauten Kleinstädte auf. Im Kiefernland und den Sumpfwäldern im Osten herrschten südstaatliche Strukturen der Plantagenwirtschaft (v.a. Mais, Baumwolle) mit Herrenhäusern, Sklavenhütten und Kleinstädten vor – die texanische Verfassung von 1836 garantierte den Besitz von Sklaven. In der Prärielandschaft des Südens hatte sich seit dem 18. Jahrhundert eine hispanische und mexikanische Bevölkerung entwickelt (die *Tejanos*), die in um Missionsstationen und Garnisonen herum entstandenen Pueblos und Städten siedelten. Das flache Land wurde dagegen von Haciendas geprägt, den Vorläufern der späteren Viehranches. Durch die Migration der anglo-amerikanischen Siedler aus den Vereinigten Staaten, insbesondere seit den 1830er Jahren, wurde das Land darüber hinaus mit Siedlungsmustern aus Neuengland (Städte) und den Tälern der Appalachen (Weiler) überzogen (ebd.: 94ff).

Die großen texanischen Städte sind also entweder – wie Laredo und San Antonio – hispanischen Ursprungs oder sie entstanden – wie Houston, Galveston und Austin – als Handelsstädte auf Initiative angloamerikanischer Unternehmer, den sogenannten

Empressarios, die auch die Besiedlung des flachen Landes organisierten.

Arensbergs generelle Feststellung, dass die Zersiedelung des Landes und die Transformation der Siedlungsstruktur solche älteren Muster abgelöst hat, besitzt heute noch weit größere Aussagekraft als in den 50er Jahren. Und sie trifft auch weitgehend auf Texas und auf Austin zu – jedenfalls aus der Perspektive des europäischen Betrachters. Das Vorhandensein von nahezu unbegrenztem Raum ermöglichte die Auslagerung der einzelnen Funktionszonen, insbesondere der Suburbs (Vorstädte).

Die Suburb wurde im Zuge der Sozialpolitik von Präsident Truman geschaffen, vor allem aus der Absicht, insbesondere den Kriegsheimkehrern »a decent home and suitable living environment for every American family« (Journal of Housing 1948: 15) zu verschaffen. Das Heim in der Vorstadt wurde seit den 50ern zum Symbol für den American Way of Life. Das jedenfalls verkündete Bill Levitt, jener Architekt, der das urbanistische Modell zu dieser Sozialpolitik begründete, auf dem Cover des Time Magazine aus dem Jahre 1950. Die Vorstadt verkörpert Individualismus und Konformismus gleichermaßen. Auf der einen Seite wurde die Familie als von der Gesellschaft autarke Einheit gestärkt. Auf der anderen Seite konnte diese Autarkie nur für den Preis des Konformismus erlangt werden. Der Architekturkritiker Lewis Mumford war einer der frühen Kritiker dieser Gleichförmigkeit. 1961 beschrieb er sie als »a multitude of uniform houses, lined up inflexibly at uniform distances, on uniform roads [...] inhabited by people of the same class, the same income, the same age group, witnessing the same television performances, eating the same tasteless pre-fabricated foods«. (Mumford 1961: 486)

Schnell wachsende Städte wie Austin sind daher nicht von einer Verdichtung der Innenbezirke geprägt, sondern vom sogenannten *Urban Sprawl*, der oftmals als »uferloses Überschwappen« der Vorstadt auf das Umland erklärt wird. Man kann es aber auch anders herum sehen: Der *Urban Sprawl* trägt die Wildnis in die Stadt hinein. Zumeist sind Wildnis und Zivilisation in der texanischen Vorstadt nur durch dünne Holzwände voneinander getrennt: Die typischen Vorstadthäuser sind einfache Holzkonstruktionen und schließen an die traditionelle Farmhaus- und Scheunenarchitektur an (lediglich im Hill Country und in den alten hispanischen Gebieten gibt es Steinhäuser). Hinter meinem eigenen

Haus beispielsweise, das immerhin noch im Herzen der texanischen Hauptstadt liegt, rascheln allerlei Waschbären, Ratten, Schlangen, Gürteltiere, Opossums, Vogelspinnen und Schaben. Das in zahlreichen amerikanischen Gruselfilmen verarbeitete Motiv der Monster, die in den Zwischenwänden hausen, basiert sicherlich auf dieser tatsächlichen Nähe – in der Zwischenwand leben tatsächlich manchmal mehrbeinige Monster (oder solche ganz ohne Beine). Die ökoromantische Hinwendung der Deutschen zum putzigen Getier erhält angesichts der Tatsache, dass Waschbären und Eichhörnchen häufig Krankheiten und Parasiten mit sich herumschleppen, in Texas einen pragmatischen Dämpfer.

Die Wildnis ragt somit weit in die neu erschlossenen Zonen hinein. Diese bilden sogenannte *Edge Cities* und werden durch wieder neue Highways, die für europäische Betrachter oft abenteuerliche und unentwirrbare Knäuel aus Bögen und Buckeln bilden, mit den anderen Zonen verbunden. Der allmorgendliche Weg aus der Suburb zur Arbeitsstelle wird – in Abwesenheit eines funktionierenden und engmaschigen Nahverkehrssystems – ebenfalls per Auto zurückgelegt.

Während das Getier allzeit unverhofft präsent ist, trifft man auf andere Menschen aus Fleisch und Blut nur beabsichtigt und zielgerichtet. Zum Beispiel beim Einkaufen. Es gibt selten Geschäfte in den Wohnvierteln – und auch in den Innenstädten findet man kaum Straßenzeilen mit Läden, Kneipen oder Cafés, so dass man zu Fuß von einem Geschäft zum nächsten gehen könnte. Auf dem Weg dorthin ist es nicht nötig, irgendjemandem ungeplant von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Vielmehr steuert man sein Einkaufsziel zielstrebig an und begegnet dort beabsichtigt Menschen – und zwar als individualisierte Konsumenten.

Simmel (1908: 486), Barth (2000) und natürlich Bourdieu ist die Erkenntnis zu verdanken, dass die unterschiedlichen Formen der Gesellung und der Lebensweise auch unterschiedliche Formen des impliziten und nicht unbedingt verbalisierbaren Gewussten – des praktischen Wissens – mit sich bringen. Das praktische Wissen, das in der segregierten, Ungeplantes vermeidenden und Angesichtigkeit verhindernden Wohnweise entsteht, wird sich notwendigerweise von dem praktischen Wissen unterscheiden das man sich erwirbt, wenn man – etwa beim Bummeln durch die europäische Stadt oder auch die der Ostküste – Tag für Tag einer Vielzahl von Menschen ungeplant und angesichtigt begegnet. Im

ersten Fall wird man Ambivalenzen eher zu vermeiden suchen und Fremdes vor allem als potentielle Gefahr dekodieren, im zweiten Fall wird man in aller Regel ein Gefühl dafür entwickeln, dass nicht jede Ambivalenz, nicht jede Andersheit immer auch eine Bedrohung darstellen muss, sondern durchaus auch belanglos und harmlos sein kann. Dies begünstigt das Entstehen einer Vorstellung von Gesellschaftlichkeit oder, wie Simmel es ausdrückt, »sehr abstrakter, unspezifischer Sozialgebilde« (1908: 489).

Das vielfältige und durchaus auch gefährvolle Potential, das in der Begegnung mit dem Ambivalenten zu liegen vermag, schrumpft im ersten Kontext durch die mangelnde praktische Erfahrung zu einem einfältigen zusammen: Ambivalenz und Ungeplantheit werden in erster Linie als Bedrohung wahrgenommen.

Dass ein Bedürfnis nach ungeplanter Angesichtigkeit – also Gesellschaftlichkeit – auch in den USA existiert, darauf lässt der Erfolg der Kaffeehaus-Ketten Seattles Best Coffee und Starbucks, der nicht in erster Linie auf dem Warenangebot basiert, schließen: auf ein gesteigertes Interesse daran, urbane Nähe wieder möglich zu machen – die Ketten unterscheiden sich darin nicht vom klassischen Kaffeehaus in Europa und im Orient, dem Urquell der Zivilgesellschaft (Habermas 1990; Örs 2002).

Die Perspektive des Europäers muss gerade von Ethnologen skeptisch betrachtet werden, denn in unserer Disziplin geht es darum, die Innensicht der Einheimischen ernst zu nehmen und zu würdigen – und ihnen nicht besserwisserisch über den Mund zu fahren. Aus der Innensicht, und das war ja mein Ausgangspunkt in diesem Kapitel, unterscheidet sich gerade Austin von anderen texanischen Städten. Schließlich verfügt die texanische Hauptstadt nicht nur über einen Diskurs des Andersseins, sondern auch über Strukturen und Praktiken, die in anderen Städten nicht vorhanden sind: etwa über einen unkommerziellen Nacktbadestrand, über einige wenige fußläufige Zonen mit kleineren Geschäften in den Stadtteilen Hyde Park und West Lynn und – mit den Großmärkten Central Market und Wholefoods – über ein internationales und auch ökologisches Warenangebot im Bereich der Lebensmittel.

Darauf hatte ja auch Larry Speck, der Architekt des Austin-Bergstrom International Airport, mit seiner Bemerkung verwiesen, dass Austin eine Stadt sei, in der sich »Menschen treffen«. Schließlich existiert hier ein Busnetz, das sogar zum Teil kostenlos

genutzt werden kann. Und eine am *New Urbanism* ausgerichtete Stadtplanung versucht, das Stadtleben wieder zu verdichten. So wurde der alte Warehouse District, in dem heute keine Geschäfte mehr ansässig sind, zum Zentrum des Nachtlebens, und neuerdings werden dort sogar wieder Stadtwohnungen⁹ – sogenannte *Condos* – mit dem Ziel der Verdichtung gebaut.

Die Materialisierung des Bedürfnisses nach urbaner Gesellschaftlichkeit macht aus Austin daher in urbanistischer Hinsicht tatsächlich eine Stadt mit besonderen Ressourcen, die dazu geeignet sind, eine eigene Regionalidentität im Staate Texas zu unterfüttern.

9 www.amlidowntown.com/home.html vom 01.12.2006, www.ci.austin.tx.us/downtown/amli_20.htm vom 01.12.2006

2. Im Zentrum des Bösen

Bush, der Polit-Cowboy; die Wild-West-Manieren des Präsidenten; Bush auf seiner Ranch – wenn diese Metaphern auf irgendetwas Reales im europäischen Diskurs um den 43. US-Präsidenten verweisen, dann muss hier wohl die Hölle sein.

Die erste Fahrt ins Zentrum des Bösen verdanke ich meinem Kollegen Hans Boas, der mich im Frühjahr 2004 mit in sein Forschungsfeld nimmt. Hans ist Linguist am Department of Germanic Studies an der University of Texas in Austin, an dem auch ich arbeite. Er untersucht bzw. archiviert den Dialekt der Texasdeutschen, der noch in einigen Gegenden gesprochen wird. Der Vorstand der Lutherischen Gemeinde von Crawford, Van Massirer, war gleichzeitig Vorstand der *German Heritage Society*. Der freundliche ältere Herr hatte meinen Kollegen und seine Studenten eingeladen und den Forschungstag bestens arrangiert: Vettern und Cousinen waren herangekarrt worden und harhten in der Gemeindegalerie bei Kaffee und Keksen der Fragen der Sprachforscher.

Die Wegbeschreibung, die ›Van‹ der Einladung beigefügt hatte, beschrieb die Örtlichkeit treffend: »Wenn sie in den Ort hineinfahren, dann bis zum (einzigen) Blinklicht (eine richtige Ampel haben wir nicht) und dann nach links und vier Blocks weiter bis zur St. Paul Lutheran Church«.

Eine knappe Stunde auf dem Highway von Austin Richtung Norden und dann über die Landstraße. Die Dörfer wurden kleiner und einfacher, manche Siedlungen bestanden aus Trailern und schäbigen Containern. Immer wieder roch es merkwürdig streng nach altem Knoblauch. »*Stinkkatz*«, meinte Hans und grinste über beide Ohren. So werden von den Texasdeutschen die Stinktiere genannt, die hier häufig überfahren werden. Den Gestank der geplatzten Stinkdrüse riecht man einen guten Kilometer weit.

Einer dieser Orte, McAllen, schien ebenfalls nur aus einer Straßenkreuzung zu bestehen, wir verpflegten uns in der örtlichen Tankstelle, deren Hinterraum zu einer Burger King-Filiale ausgebaut war. Hans hatte sich geweigert, bei einer der Barackenkneipen am Straßenrand anzuhalten, die Namen wie *Mama Lunas Tacos* trugen. Denn: »Man weiß ja nie«. Und mir war es auch lieber, an einer Tankstelle zu halten, obwohl man ja auch da »nie weiß.«

Plötzlich taucht eine Plakatwand am Straßenrand auf, der Hausherr der berühmten Ranch samt Gattin begrüßen den Gast in ihrer Heimat.



Abb. 5: *Presidential Welcome: Der Autor am Ortseingang (Crawford, McLennan County)*

Die Interviews mit den betagten Sprechern einer verschwindenden Sprache verlaufen wie am Schnürchen. Die Studenten erheben Basisdaten zur Sprachkompetenz mit Fragen wie »How do you pronounce ›milk‹ in Texas-German?« Im freien Gespräch über die Lebensläufe versucht mein Kollege dann, seine Gesprächspartner dazu zu bewegen, Texasdeutsch zu sprechen. Unweigerlich kommen die Informanten dabei auf den berühmten Nachbarn zu sprechen und darauf, wie man in einem kleinen Dorf, das plötzlich weltweite Medienpräsenz erlangt hat, mit der Anwesenheit des Präsidenten umgeht. Schließlich hat Crawford (mit Um-

land) die stolze Einwohnerzahl von 707 – und man kann annehmen, dass hier jeder, wie Jessica Fletcher und Miss Marple, jeden Hund und jede Katz kennen dürfte.

Bush drücke genau ihre eigene Befindlichkeit aus, finden einige der Befragten. Er sei ein famoser Mann, mit dem könne man ganz normal reden, er sei ein Typ wie du und ich. Er habe die Ranch vor Jahren gekauft, als er noch texanischer Gouverneur war, und er habe sich der Dorfbevölkerung vorgestellt. Seither allerdings komme er leider nur noch selten in den Ort.

Andere sprechen über die praktischen Folgen der präsidentialen Präsenz für das Leben im Dorf: Die Stadt werde immer dann abgesperrt, wenn er zuhause sei, so dass die Straßen blockiert sind und die Kinder mit dem Schulbus nicht mehr rechtzeitig in die Schule kommen wegen all der Kontrollen; Pressekonferenzen werden in der Schulhalle gegeben, daher fällt ab und an der Sportunterricht aus. Und dann: Wenn Airforce Number 1 auf dem nahen Militärflughafen landet, fliegt er von dort aus mit dem Helikopter auf die Ranch. »Und der fliegt immer nachts mit all dem Radau genau über unser Haus!«, erzählt Einer leicht genervt. »Man kommt kaum noch zum schlafen. Und die Rinder verstörts auch!«

Lediglich eine ältere Informantin, Charlene, meint vielsagend: »Ich sage gar nichts.« Ihr Bruder Travis verrät glucksend »Sie mag den nicht«, worauf die Schwester einwirft, sie könnte Geschichten erzählen, es aber dann doch nicht tut. Immer, wenn von »he«, Bush oder von gar »Dabbjah« (W) die Rede ist – niemand spricht hier von »the President« – verdreht sie enerviert die Augen.

John, ein anderer Interviewpartner, meint, dass vor allem die Coffee Station von Bushs Präsenz profitiere, der einzige Hamburgerladen in Ort. Vor allem die Sicherheitsbeamten und Journalisten müssten ja auch einmal irgendwo essen. Der Betreiber sei ganz glücklich, weil früher gerade mal »zwei« – sicherlich untertriebene – Burger über den monopolistischen Tresen gewandert seien. Manchmal bestelle auch »Er« dort abends einen Burger. Wie gut, dass auch Van für uns dort das Mittagessen bestellt, so dass ich mir die mitgelieferte Menükarte von der »Coffee Station – Crawford, Texas – Home of President George W. Bush and First Lady Laura Bush« sichern kann.

Als »President Bush's favorite« wird eine Portion Onion Rings für 3,29 \$ angepriesen, »The first Lady's favorite« besteht aus

Fried Jalapenos zum selben Preis; dann gibt es noch »George W's favorite«, den Cheeseburger für satte 5 \$. Ich bestelle einen Bacon Cheeseburger für 5,25 \$ und überrunde damit den Präsidenten um ganze 25 Cent!

Die örtliche Presse und auch das Lokalfernsehen, die an der Forschung meines Kollegen interessiert sind, finden sich nachmittags in St.Pauls ein (Diebenow 2004). Den Lokalredakteur des Clifton Record frage ich, wie das denn so sei, wenn man Lokalnachrichten mache und zugleich das Machtzentrum der Welt nebenan habe. Ich denke an meine Feldforschung in der kleinen britischen Kolonie Gibraltar (Haller 2000), wo sich die Lokalpolitik zwischen zwei elementaren Fragen spannte, nämlich erstens: »Was machen wir gegen das Schlagloch in der Hauptstraße«, und zweitens: »Wann erklären wir den Spaniern endlich den Krieg?«. Der Journalist meint, er sei zwar noch nicht lange dabei, aber – und da wird er ganz fordernd – man habe »bislang« keinen Zugang zum Pressecorps erhalten, was er missbilligend rügt. Schließlich sei der Clifton Record nun mal die lokale Zeitung!

Wie es häufig bei Interviews der Fall ist, kommen die interessanten Informationen auch diesmal erst nach dem eigentlichen Interview zur Sprache. Beim Hinausgehen zwischen Tür und Angel tauen Charlene und Travis noch einmal auf. Engelbrechts Truthahnranh sei das früher gewesen, bevor der alte Engelbrecht auf Schweine umgestellt habe.

Die Engelbrechts sind eine alte Crawford Familie. Heinrich Engelbrecht hatte das Land gestiftet, auf dem 1908 die Canaan Baptist Church gegründet wurde, die frühen Gottesdienste waren auf Deutsch abgehalten worden. Bush hatte die 1600 Acre (das sind 0,65 km²) große Prairie Chapel Ranch erst 1999 erworben. Ken Engelbrecht, Sohn der Vorbesitzer Bennie und Earlene, sagte, man habe die Ranch verkauft, um die Eltern näher an das Dialysezentrum im 30 Meilen entfernten Temple zu bringen, in dem Earlene dreimal die Woche behandelt wird. Der Grundpreis wurde auf 800-850 \$ pro Acre geschätzt (Fairbank 1999) – insgesamt sollen die Engelbrechts 1,3 Millionen \$ bekommen haben (O'Keefe 2002).

Ich frage Charlene komplizenhaft, wo denn Condoleeza Rice schlafe, wenn sie auf der Ranch sei – »etwa im Truthahngehege?« –, worauf sie und ihr Bruder wieder in ein Glucksen verfallen, ohne auch jetzt etwas zu verraten. »Nein, aber aus den ehemaligen Schweineställen (›Das stank hier früher wie die Pest, wenn der

Wind dementsprechend wehte.) hat man die Unterkünfte der Sicherheitsbeamten gemacht und die für Staatsgäste«, meint Ben, ein anderer Informant, ernst und ohne eine Spur von Ironie. Charlenes Augen, die fast aus dem Schädel kullern, erinnern an Gisela Uhlen nervöses Spiel mit der Perlenkette in Edgar Wallaces *Indisches Tuch*.

Das unsichtbare Zentrum

Die Ranch liegt etwa sieben Meilen vom Ortskern entfernt, sie ist von der Straße aus nicht zu sehen und auch nicht zugänglich – regelmäßig enden die touristischen Versuche auf einem mit Warnschildern bestückten Feldweg: »No Stopping, No Standing, No Parking.«

Als Rückzugsgebiete der Politiker verkörpern die Landsitze die Ideen der Präsidenten von ihrer Präsidentschaft, ihren Wurzeln und von Amerika. Das war bei Jeffersons Plantage in Monticello, Kennedys luxuriösem Hyannisport, Reagans Rancho del Cielo und Bush seniors Landhaus in *Kennebunkport* genauso der Fall wie bei Bush juniors Ranch in Crawford.

Die Ranch selbst ist von keiner Straße aus einsehbar. Der einfache touristische Besucher kann keinen Eindruck von der Ranch erhaschen, Bilder von der Ranch findet man im Internet kaum, sie werden auch in den Crawford Souvenirläden weder als Photographien und Drucke noch als Darstellungen auf Artefakten wie T-Shirts, Baseballmützen und Tassen, feilgeboten. Auch Professor David Heyman von der University of Texas, 1999 mit dem Umbau der von Bush erworbenen Engelbrecht-Ranch betraut, kann mir keine Bilder zeigen. Ich vermute, er darf es auch nicht. Familie Bush wolle die Privatsphäre bewahren, und dazu gehöre – nicht nur aus Sicherheitsgründen – dass es nur wenige autorisierte Bilder von der Ranch gibt, und die seien in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Und erst beim Besuch des israelischen Premierministers Ariel Sharon im April 2005 wurden ein paar offizielle Photos ins Internet gestellt, die einen Eindruck von der Ranch erahnen lassen.¹

1 www.freerepublic.com/focus/f-news/1381696/posts vom 01.12.2006

Auch über die Topographie dieses Western White House kann ich keine Aussagen aus erster Hand machen und muss mich auf Heymans Hinweis verlassen, dass die Ranch in einer Art Kuhle liegt, die sich gen Norden aber der weiten Prärielandschaft öffnet, und man einen durch Häuser, Anhöhen oder sonstige Erhebungen unverstellten Ausblick auf den weit entfernten Horizont genießen kann.

Die Bush-Ranch ist damit weitgehend eine große Leerstelle, ein unsichtbares Tabernakel, gewissermaßen ein republikanisches Heiligtum, das sich nicht enthüllt – gleich der Apparatur des Zaubers von Oz, die sich hinter einem pompösen Vorhang verbirgt. Wie im Allerheiligsten des texanischen Nationalheiligtums Alamo, auf das ich in Kapitel 4 dieses Buches eingehen werde, so wird auch dieses Zentrum der Verehrung (oder Verwerfung, je nach dem) nicht visualisiert. Religionsethnologen wissen, dass dies oftmals der Kern von Religionen ist: Des Heiligen darf und kann man nicht angesichtigt werden (Douglas 1995: 87).

Es gibt zwar keine Bilder von den Gebäuden, wohl aber solche, die im Ranchland aufgenommen wurden – sie zeigen regelmäßig einen Präsidenten bei zwei Aktivitäten: beim Ausbessern von Zäunen und wie er im Kreise von im Westernlook ausgestaffierten Sicherheitsbeamten mit der Kettensäge Gestrüpp und Unterholz lichtet.

Was Michael Moore in seinem Film *Fahrenheit 9/11* mit fassungsloser Häme zeigt, gilt dem amerikanischen Herzland als weiterer Beweis für Bushs Volksnähe: Er ist ein Kerl wie du und ich. Don Fischer, Mitarbeiter der lokalen bushkritischen Zeitung *Lone Star Iconoclast* (Auflage: 425) fragt mich rhetorisch, ob ich mir vorstellen könne, dass hier in Texas, dem Land der billigen Migranten, wohl irgendein weißer Rancher dem Gesträuch mit der Kettensäge selbst zu Leibe rücken würde. Aber Stephen Cook, Sportphotograph derselben Zeitung, ist von Bushs Authentizität überzeugt: »Falls George Bush den ›Good Ole Boy‹ nur mimt, dann ist er ein besserer Schauspieler als es Dustin Hoffman jemals war. Die meisten Leute aus dem Dorf, die ihn getroffen haben, mögen ihn als Nachbarn und als Menschen.« (Cook 2004) Und Thomas Frank (2005) schreibt in der *New York Review of Books*:

»In der Stadt Charleston in West Virginia sagte mir ein konservativer Aktivist, dass es authentisch ist, wenn man diese Photos von Bush auf

seiner Ranch da unten in Texas sieht, mit den Jeans und dem Cowboyhut. Ich war vor ein paar Wochen in Beckley, als auch er da war, und diese Menge, an die 4000 Menschen, liebte den Mann. Sie liebte den Mann. Als Mensch [...] Das kann man nicht mimen, das muss man verkörpern. Sie lieben ihn. Sie haben eine Verbindung zu ihm, sie denken, dass er sie versteht, und ich glaube das auch.«

Das glaubt auch Margie, eine Freundin meiner bushfreundlichen 81-jährigen Vermieterin Camille. Margie ist eine Anhängerin des Sozialstaates, der *New Deal*-Gesellschaft und der Demokraten – und sie verabscheut an Bushs Politik insbesondere die maßlose Gier. Jedoch: Einmal hat sie ihn persönlich getroffen, und sie müsse – ungern zwar – zugeben, dass er ein sehr angenehmer und umgänglicher, witziger und charmanter Mann sei.

A Tale of two Presidents

Mit der Gemeinde Crawford im Großraum Waco verbinden Bush weder biographische noch familiäre Bande. Die Bewohner von Crawford spielen auf der Ranch anscheinend keine Rolle. Mir gegenüber wurde jedenfalls erzählt, dass es bis auf ein paar lokale Handwerker während der Präsidentschaftszeit noch niemand aus dem Ort auf die Ranch geschafft habe. »Mein Schwiegersohn«, meint Ben, »macht dort die Elektrik, und ›Popel‹ Edwards kümmert sich um die Zäune.« ›Popel‹ ist so was wie der örtliche Handwerker und heiße so, weil er etwas ungeschlacht sei. Jedenfalls würde auch »Er« ›Popel‹ beim Spitzname nennen, aber ›Popel‹ habe auf »sein« Angebot, sich mit »ihm« photographieren zu lassen, nur gesagt: »Wenn sichs nicht vermeiden lässt.« Als Staffage für Staatsbesuche spielen die Crawforders lediglich in ihrem Ort eine Rolle, etwa wenn der Präsident und seine Gäste medienwirksam über die Hauptstraße gehen – nicht jedoch auf der Ranch.

Sprachlich pflegt Bush – dem Gegner legasthenische Brillanz unterstellen – eine intime und repetitive Form der politischen Mitteilung: In Reden und Debatten zieht er es vor, seinen Punkt wieder und wieder mit umständlichen Formeln und Metaphern zu wiederholen.

Vergleicht man die Repräsentation der Bush-Ranch in Crawford mit der des ersten texanischen Präsidenten, Lyndon B. John-

son, dann lassen sich unterschiedliche Ideen von Amerika und seinen Wurzeln und von den politischen Projekten feststellen – und zwei unterschiedliche texanische Traditionen.

Im Gegensatz zu Bush jr. verband Johnson viel mit dem Umland seiner Ranch in Stonewall im Hill Country westlich von Austin. Er wurde im nahen Johnson City, in dem schon seine Urgroßeltern lebten, geboren. Die Ranch, die er im Jahre 1951 erwarb, gehörte seinen Großeltern. Johnson verstand sich als »truly a product of the Hill Country.« Das Hill Country symbolisierte für Johnson seine Version vom echten Amerika: »the ability to meet a rugged natural world on its own terms and emerge, over time and through repeated effort, equal to the task if not entirely victorious.« (Rothman 2001: 4) Im Unterschied zu Bush nutzte Johnson seine Ranch bewusst zur Repräsentation: »In the iconography of the time, Johnson and his ranch were inseparable. His gangly appearance and Texas twang made him the modern incarnation of the mythic man from Texas.« (Ebd.: 6)

Bush und Johnson verkörpern in ihrer Selbstrepräsentation zwei unterschiedliche Vorstellungen von Amerika und zwei unterschiedliche texanische Traditionen. Im Falle der Bush Ranch vermitteln die mangelnde Einbindung in Nachbarschaftsnetzwerke, die Isolation der Ranch, die mediale Unsichtbarkeit des Gebäudes, das Hantieren mit der Kettensäge und die Weite des Blickes das Image des Lonesome Cowboy, des Helden und Einzelkämpfers, der die Wildnis bezwingt.

Bei Johnson dagegen vermitteln die Erdung durch Freundschafts- und Nachbarschaftsnetzwerke, die Zugänglichkeit der Ranch, die Präsenz der Gebäude in den Medien, die Art zu reden, die Barbecues und den weiten, jedoch durch Hügel auch auf Details gerichtete Blick, ein anderes Image, nämlich das des informelle Gastfreundschaft pflegenden *frontiersman* (Heale 1973; Frantz 1980), der seine Stärke aus der Gemeinschaft zieht.

Insofern repräsentieren die beiden Ranches auch durchaus unterschiedliche Ideen, die die Präsidenten von ihrer Präsidentschaft, ihren Wurzeln und von Amerika haben. Während Bushs Innenpolitik der Privatisierungen vom Ethos des aggressiven Individualismus geprägt ist, neigte Johnsons Politik der sozialstaatlichen Seite einer *Great Society* zu, in der der kommunalistische Aspekt zentral war.

Becoming Texan

Als Texaner wird normalerweise nur jemand akzeptiert, der dort geboren ist; allen anderen wird beschieden, dass sie eigentlich nur eine Wahl haben in ihrem Erdendasein – so schnell wie möglich nach Texas zu kommen, denn das Leben ist zu kurz um nicht in Texas zu leben. So ist es eigentlich seltsam, dass ein in New Haven (Connecticut) geborener Ostküstenmillionär, der wie sein Vater an der Yale University studiert hat, in einem Land, in dem das »Dort-geboren-Sein« und die Abstammung von einem Bürger der ehemaligen Republik Texas – wie bei den Hüterinnen des Alamo, den Daughters of the Republic of Texas und bei Johnson – Ausweis höchsten Privilegs ist, zur Inkarnation des Texanischen wird: Bush, der texanische Cowboy! Da hilft auch jener verzweifelte Autoaufkleber nicht als Abwehrsymbol, der verkündet: »George W. Bush is NOT from Texas.«

Camille, meine Vermieterin und als stolze Texanerin auch eine glühende Anhängerin von »George«, meint allerdings, als Texaner müsse man nicht geboren sein, zum Texaner könne man werden. So wie die Bushs, die diese Chance offensichtlich nur zu gut ergriffen haben. Vater Bush zog damals nach Midland (Texas), wo der Sohn den größten Teil seiner Kindheit verbrachte.

Auch wenn »George« sich seine ersten finanziellen Sporen im Ölgeschäft des Lone Star State verdiente, auch wenn er vor seiner Wahl zum Präsidenten die Texas Rangers, (eine Profi-Baseballmannschaft) managte und zum Gouverneur gewählt wurde – erst die Ranch in Crawford verleiht ihm den Nimbus des richtigen Texaners. Crawford ist zum Symbol von Bushs Texanertum geworden, es verleiht ihm die geerdete Authentizität des Westens, die Ronald Reagan spielte und an der es »Dabbjahs« Vater so schmerzlich mangelte.

»Wer hätte das jemals gedacht« ist ein ständiger Ausruf, den die Bürger von Crawford im Munde führen! Die Welt ist in diese einfache kleine Stadt hereingebrochen!«²

2 www.crawford-texas.org/id1.html vom 20.03.2006

Crawford ist durch Bush zu einem der symbolischen Zentren Amerikas geworden. Und die Einheimischen nehmen diese Berufung offensiv an – eine öffentliche Plakette belegt dies:

»We believe that Crawford is truly a symbol of the spirit of America [...] Home of President George W. Bush and First Lady Laura Bush – A wonderful leader and a true example of the american spirit.«

Denn die Ranch macht Bush nicht nur zum Texaner, sondern auch zum volkstümlichen Amerikaner: »Ich möchte mit den wahren Amerikanern in Verbindung bleiben«, bekennt er vor seiner Amtseinführung 2001 in einer Rede vor Crawfordern Bürgern (O’Keefe 2002), und die Ranch spielt dabei eine entscheidende Rolle. Wenn das wahre Amerika aber auf dem Land zu finden ist, dann ist es auch klar, wo das falsche liegt: in den urbanen Zentren. Insofern ist es kaum vermessen anzunehmen, dass die Ranch jenen mythischen Ort darstellt, an dem der Präsident auftanken kann, um den Zumutungen der Stadt gewachsen zu sein. Der Pfarrer der First Baptist Church, Mike Murphy, bringt es auf den Punkt: »Wenn die Leute nur kämen and sähen, wie leicht es ist, sich hier zu entspannen und die wirklich wichtigen Dinge im Leben zu praktizieren [Glaube, Familie, Gemeinschaft], dann würden sie den Sog verstehen, den die Ranch auf den Präsidenten ausübt.« (Kiefer 2001)

Und der Architekt der Ranch, Professor Heymann, bestätigt:

»Betrachtet man die Komplexität ihres Lebens, dann wollten die Bushs einen Ort an dem sie sich geerdet fühlen können. Sie wollten ›im‹ Land sein und sich ihm verbunden fühlen. Er wollte das alles ganz entspannt. So wie er es mir beschrieben hat, wollte er ein Haus für Menschen, die einfach mal hereinschauen, sich aufs Sofa setzen, sich bequem die Schuhe ausziehen und dann Hamburger mit Bohnen essen.« (O’Keefe 2002)³

Sein Auftrag sei es gewesen, die Ranch in die natürliche Umwelt einzugliedern, sie sei auf der Grundlage neuester Umwelter-

3 Dieses Zitat habe ich zwar aus dem Internet gefischt, im Interview mit mir wiederholt Heyman dieses aber fast wortwörtlich.

kenntnisse gebaut und weise nur ein Viertel des üblichen Energieverbrauches auf.

Ist Bush also ein Umweltromantiker, gar ein Grüner? Nichts läge ferner, denn anders als in der deutschen Romantik ist die Natur hier kein Gegenstand der Erbauung, sondern der Eroberung und des Bezwingens.

Bush der Texaner, Bush der typische Amerikaner – und die Ranch ist dafür eine unentbehrliche Voraussetzung. Aber auch Bush, der Crawford? Das versuche ich in meiner kleinen Feldstudie herauszubekommen. Grob gesagt hängt die Antwort natürlich davon ab, wen man fragt. Die Ranch jedenfalls liegt außerhalb der Stadtgrenze, auf Grund und Boden des Landkreises – weshalb die Grundsteuer auch nicht an Crawford entrichtet wird. Was Bush formell zum Crawford macht ist vielmehr zweierlei: Er ist hier als Wähler registriert und seine Postadresse ist in Crawford gemeldet. Was ihn symbolisch zum Crawford macht, ist die Tatsache, dass er sich als Crawford bezeichnet und dass die Mehrzahl der Einheimischen ihn als einen der Ihren anerkennt.

Bush selbst zeigt sich ab und an in den kleinen Cafés der Stadt, und lässt sich dabei gerne photographieren. Seine Besuche im Ort kommen plötzlich und ohne Vorwarnung, sie erinnern an die deutschen Landesväter im 19. Jahrhundert, die schon einmal unerwartet bei den Landeskinderen auftauchen und dann benevolent vor sich hin ›menscheln‹. In Nagels Fina Station hat Bush auf seinem Weg zum Golfplatz schon mal einen Kaffee getrunken. »Er kam zu meinem Tisch rüber und schüttelte meine Hand«, sagt Leah Driver, deren Eltern The Coffee Station besitzen. »Er sagte, er sei rübergekommen, um was essen, aber Sonntags haben wir doch geschlossen.« (Fairbank 1999)

Der Präsident hat eine Reihe von Staatsgästen auf seiner Ranch beherbergt, die zum Teil auch den Ort besuchten – wie den russischen Präsidenten Vladimir Putin, den britischen Premierminister Tony Blair und Israels Premierminister Ariel Sharon.

Bushs Ortswahl brachte Crawford erst auf die Landkarte. Hätte er hier nicht sein Heim genommen, die Crawford High School Band wäre wohl nie in die Lage gekommen, an der Ecke 15th Street und Pennsylvania Avenue in Washington anlässlich der Inauguration 2001 spielen zu dürfen. Crawford ist durch Bush zu einem symbolischen Ort geworden – aber auf dem Gipfel ist man einsam, und Neider machen einem den Titel des präsidentiellen

Heimatortes streitig. Schon streut man im nahen McGregor, die Ranch befinde sich eigentlich im eigenen Gebiet, und in der nächsten Stadt, in Waco, sieht man Crawford ohnehin bloß als Teil des eigenen Einzugsgebietes (Feldman 2001).

Die symbolische Bedeutung von Crawford zeigt sich aber vor allem dadurch, dass hier häufig Demonstrationen für oder gegen Bushs Politik durchgeführt werden. Die Demonstranten kommen natürlich nicht aus Crawford selbst, sondern von außerhalb. Greenpeace-Aktivist*innen besetzten im April 2001 den lokalen Wasserturm, um gegen Bushs Umweltpolitik zu demonstrieren. Der grüne Präsidentschaftskandidat Ralph Nader spricht im März 2002 in Crawford. Am 23. August 2003 protestieren Militärfamilien gegen den Krieg in Irak (Devers 2003) und 2005 demonstriert die Friedensaktivistin Cindy Sheehan monatelang vor der Ranch gegen den Irakkrieg.

Im Sommer 2004 zeigt der Filmmacher Michael Moore seinen Film *Fahrenheit 9/11*, was sowohl 2000 Zuschauer »from all over Texas« zum Parkplatz neben dem High-School-Fußballfeld lockt, als auch – ebenso vornehmlich ortsfremde – Bush-Unterstützer, die ihrerseits gegen Moore demonstrieren.⁴

Eine Gruppe aus Houston forderte den Ort mit Plakaten auf »Help stop war... Impeach Bush« und »Crawford, send your village idiot back home on November 3, 2004«⁵, dem Tag der Präsidentschaftswahl. Während meiner Zeit in den Vereinigten Staaten (Januar 2003 bis Mai 2005) entdeckte ich immer wieder Autoaufkleber, die darauf hinweisen, dass »irgendwo in Texas« ein Dorf seinen Idioten vermisst. »Irgendwo« – damit ist Crawford gemeint.

Aber nicht nur Bush-Gegner, auch Befürworter seiner Politik fallen in den Ort ein, wie etwa Marine PFC Matthew Nutson aus dem nahen Speegleville, der es während seines 10-tägigen Heimaturlaubs aus Haiti für angebracht hielt, mit seinem Besuch in Crawford die amerikanischen Truppen im Irak zu unterstützen.⁶ Und im Dezember 2004 bedanken sich 100 US-Ukrainer für die amerikanische Unterstützung der ukrainischen Revolution (Wynnyk-Wilson 2004).

4 www.crawford-texas.org/id9.html

5 Ebd.

6 Ebd.

Wie geht die Gemeinde mit dieser Inanspruchnahme von außen um? Die Demonstrationen verlangen Crawford ungewohnte und teure logistische Maßnahmen ab: Straßen müssen für die fremden Demonstranten abgeriegelt und gesperrt werden. Dazu die Kosten für derlei Demonstrationen und für die infrastrukturellen Veränderungen, die im Zusammenhang mit der plötzlichen Berühmtheit auf den Ort zukommen. So werden die Ausgaben für den Ausbau von Straßen von der Gemeinde selbst beglichen – ohne dass man einen Obulus vom Staat, von Texas oder gar »von Bush« selbst erhalten würde, wie mir Bürgermeister Campbell erzählt: »Wenn hier die Demonstranten zugange sind, dann müssen wir das mit unserem Police Officer und seinen zwei Mitarbeitern bewältigen, und mit Freiwilligen aus der Gemeinde.«

Campbell bezieht sich auf so praktische Tätigkeiten wie die Regelung des Verkehrs und das Freihalten der Einfahrten – Bürgermeister Campbell ist mit dieser Situation nicht glücklich. Er selbst ist zwar Demokrat, ihm geht es aber vor allem darum, den Ort ordentlich zu verwalten und für eine funktionierende Infrastruktur zu sorgen. Das große Projekt seiner Amtszeit ist das Abwasserprojekt. Parteipolitik habe dabei nichts zu suchen.

Der Ort wird allerdings von außen symbolisch vereinnahmt. Journalisten, so beklagt Campbell, würden sich häufig auf diejenigen Einwohner stürzen, die sich vor die Kamera drängen, um im Namen der Gemeinde zu sprechen. Für oder gegen Bush. Allerdings sind die echten Crawforders die Aufmerksamkeit eher leid und entziehen sich dem Zugriff der Medien. So kommt es, dass die meisten Journalisten sich vorzugsweise mit *wannabes* unterhielten, die nur allzu bereitwillig dezidiert Stellung beziehen. *Wannabes*, so nennt Campbell all jene, die sich – etwa durch den Kauf eines Hauses vor Ort – eine Crawforders Adresse zugelegt haben, um der Macht nahe zu sein – aus welchem Grund auch immer – selbst aber gar nicht in Crawford wohnen. »Viele von den Leuten, die hier übers Wochenende herkommen, wollen wissen, ob wir ans Verkaufen denken,« sagt Keith Lynch, ein Rancher und Bush-Nachbar. »Und die haben Karten von unserem Land – das ist ziemlich beängstigend –, die kennen jeden Buckel und jeden Hügel. Da kann ich ›nein‹ sagen, aber das akzeptieren sie nicht. Wenn die anrufen, dann lege ich sofort auf.« (Feldman 2001)

Das Crawford Peace House beispielsweise wird von Leuten aus Dallas betrieben, um dann medientauglich vor Ort gegen die

Irakpolitik zu demonstrieren. Stephen Cook (2004), der Photograph des Lokalblattes Lone Star Iconoclast, vermerkt hasserfüllt:

»Für mich sind das dieselben Kerle wie die 60er-Jahre-Radikalen die sich Stirnbänder umbinden, um ihre Glatzen zu verbergen und die seit 1967 nichts gemacht haben außer zu protestieren und dafür zu sorgen, dass eine Kamera dabei ist, die das dokumentiert.«

Das Böse also von außen? Aber ist Cook selbst überhaupt ein Einheimischer? Jedenfalls lebt er weder in Crawford noch hat er dort ein Büro.⁷

Auf der Gegenseite gibt es radikale Republikaner, die sich hier aus symbolischen Gründen eine Adresse leisten. Die Internetpräsenz von Crawford ist so eine Vereinnahmung. Wenn man sich beispielsweise die Seite www.crawford-texas.org anschaut, dann bekommt man den Eindruck, dass sich Crawford seit dem Erwerb der Ranch nur positiv verändert habe. Es heißt dort, dass das sogenannte The Western White House Touristen in die Stadt gebracht und sogar zu einer Wiedergeburt der Gemeinde geführt habe. Auch wenn Bush hier nicht geboren sei, so habe er Crawford immerhin als Heimatort gewählt – und es sei doch die Freiheit zu Wählen, die Amerika und die Amerikaner in erster Linie auszeichne.

Allerdings besitzt die Gemeinde Crawford selbst gar keine eigene Homepage. Der Bürgermeister gesteht etwas betreten, dass dies eine sehr kostspielige Angelegenheit sei, Crawford eine arme Gemeinde und man das Geld daher lieber für den Ausbau der Infrastruktur benutze als für Spielereien wie eine Homepage. Von den vielen Homepages, die sich als Crawfordisch präsentieren, werden einige offensichtlich von republikanischen Unterstützern des Präsidenten⁸ betrieben, andere⁹ von Gegnern – sie sind Teil der Appropriation des Lokalen durch das Nationale.

Ich habe mich am Beispiel der britischen Kronkolonie Gibraltar schon bislang mit der Problematik befasst, wie wohl ein kleiner Ort mit der Tatsache umgeht, überregionale oder sogar globale

7 E-Mail von N. Diebenow (The Clifton Record) vom 21.4.2005.

8 www.crawford-texas.org/index.html, www.crawfordtx.com/, www.crawfordtexas.com/, www.crawfordamerica.com

9 www.westernwhitehouse.org/

politische Bedeutung zu haben. In Gibraltar ist gerade die Kleinheit das größte Problem im Umgang mit dem Mutterland Großbritannien und dem Nachbarn Spanien, das sich die Kolonie gerne – gegen den Willen seiner Bewohner – einverleiben möchte (Haller 2000). Auch hier versuchen Akteure von außen, sich deS Ortes symbolisch zu bemächtigen – und lokale Akteure sind damit beschäftigt, mit dieser Inanspruchnahme umzugehen. Dabei entsteht eine äußerst widersprüchliche Situation zwischen der symbolischen und der tatsächlichen Bedeutung. Die ständige Präsenz in den britischen und den spanischen Medien führt vor Ort zu einer illusorischen Selbstwahrnehmung der tatsächlichen Größe und Bedeutung. Genauso wie Gibaltars Medienpräsenz im Moment des klanglosen britischen Abzuges mit einem Mal verschwinden würde, und mit ihr die Illusion der Bedeutung, genauso wird wahrscheinlich nie wieder jemand von Crawford hören, wenn Bush die Ranch verkaufen und fortziehen sollte.

Das Gute im Bösen?

Die meisten Bewohner Crawfords sind Protestanten – und weiß. Etliche sind deutscher Herkunft. Und, wie mir der Bürgermeister versichert, traditionell Wähler der Demokraten. Aber der Rückgriff auf die demokratische Geschichte hilft heute nichts mehr in diesem geschichtsverlassenen und mythenbeladenen Land: Nicht, dass Texas bis Mitte der 90er demokratisches Stammland war, dass elf der 32 Mitglieder des jetzigen Repräsentantenhauses und 22 der 25 Gouverneure seit 1900 Demokraten waren. Auch nicht, dass noch Bushs Vorgängerin im Amt des Gouverneurs (er regierte Texas von 1995 bis 2000), die große Ann Richards, eine kämpferische linksliberale Demokratin war. Erst mit dem Gouverneur Bush wurde Texas weitgehend republikanisch. Heute gehören die Demokraten nicht mehr zum texanischen Mythos. Andererseits sind – wie im Süden seit den 80ern und spätestens den 90ern üblich – nicht die Wähler konservativer geworden, vielmehr seien die Demokraten unter dem Einfluss der urbanen Milieus der Küsten – so der Metanarrativ – nach links gerückt und die Republikaner hätten die freigewordenen Positionen besetzt.

In Crawford wurde dies ebenfalls manifest: 1996 stimmten erst 58,01 Prozent der Wähler für die Republikaner und immerhin

noch 31,21 Prozent für Clinton, 2000 stimmten 82 Prozent für Bush und nur noch 15,20 Prozent für Al Gore von den Demokraten, 2004 waren es sogar 86,82 Prozent für Bush und nur noch 13,10 Prozent für John Kerry¹⁰ – und mit Beginn des Irakkrieges hatte fast jeder Bewohner auch noch ein Plakat im Garten mit der Aufschrift: »Wir unterstützen unsere Soldaten.« Nur John Wolf, Quäker und Friedensaktivist, hat es bei den letzten Vorwahlen gewagt, sich öffentlich zu den Demokraten zu bekennen.¹¹ Aber ist Wolf tatsächlich ein Crawford? Er und alle anderen, die sich im Crawford Peace House treffen, seien schließlich »von außerhalb«, wie der Bürgermeister anmerkt.

»All die, die nicht so aussehen wie Bush oder so klingen wie er oder mit ihm übereinstimmen, behalten ihre Meinung lieber für sich.« (Feldman 2001) Die Analyse der Medienberichte über Crawford lässt unter der einhelligen Bush-Befürwortung politische, wahrscheinlich auch nachbarschaftliche, familiäre und persönliche Bruchlinien erahnen – Verwerfungen über die Frage, wer dazu gehört und wer nicht. Es gibt also einige, die sich nicht trauen, etwas Kritisches über Bush zu äußern: »Ich weiß sehr wohl, was mit den Dixie Chicks passierte«, erinnert eine Crawford Bürgerin.¹² »Ich werde nichts Böses über [Bush] sagen, weil der mir sonst vielleicht in den Hintern treten wird.« (Basravi/Edwards 2004)

Ja, der Ort verfügt mit Robert Campbell über einen demokratischen Bürgermeister, der überdies ein Schwarzer und ein Methodistprediger ist. Ja, W. Leon Smith, Herausgeber und Chefredakteur des Lone Star Iconoclast, hat im Präsidentschaftswahlkampf 2004 den demokratischen Kandidaten John Kerry unterstützt. Über Bürgermeister und Iconoclast wurde in der nationalen und internationalen Presse, vor allem der bushkritischen, nur allzu gerne berichtet.

10 E-Mail von Katie van Wolfe (Wahlleiterin von McLennan County) vom 25.4.2005; Smith 2005.

11 Bayerischer Rundfunk (2003, 23. März): »Texas im Kriegsieber – Crawford steht hinter Bush.« www.br-online.de/politik/ausland/themen/08941/daserste.html vom 01.12.2006.

12 Die texanische Country Gruppe Dixie Chicks wurden von vielen Musiksendern boykottiert, nachdem die Sängerin Natalie Maines 2003 auf einem Konzert in London sagte, sie schäme sich dafür, das Präsident Bush aus Texas komme.

Allerdings ist die demokratische Welt von Crawford nicht so rosig, wie es in der überregionalen Presse dargestellt wird – und fast kann man vermuten, dass hier von außen eine symbolische Widerständigkeit produziert wird, die innen so gar nicht vorhanden ist, nach dem Motto: Selbst im Zentrum des Bösen gibt es Hoffnung! Der Fall des Bürgermeisters illustriert dies recht gut. Campbell ist seit sieben Jahren Bürgermeister, er trat aber ursprünglich – wie bei Bürgermeisterwahlen in ländlichen Gebieten (auch in Deutschland) üblich – nicht als Parteienvertreter an. Seine Wahl war eine Persönlichkeitswahl. Er war der Mann, der sich effektiv um die täglichen Belange wie Abwasser und die Instandsetzung der Straßen kümmerte – da war es egal, welche Partei er bevorzugte. Ich selbst habe den gebürtigen Philadelphier Campbell als jemanden kennen gelernt, der vor allem seine Stadt und, viel weitergehend noch, das Landleben ganz generell liebt.

Leon Smith betreibt eigentlich eine Zeitung im nahen Clifton, den Clifton Record, der Crawford's Iconoclast ist nur eine Tochterausgabe des Record. Sein Engagement für Kerry kostete den Iconoclast Abonnenten und Anzeigenkunden. Und Sportphotograph Cook unterstellt ihm, er habe den Iconoclast nur gegründet, um jene Aufmerksamkeit zu bekommen, die ein einfaches Provinzblatt wie der Clifton Record sonst niemals erringen würde (Kimball 2004). Hat Cook recht oder benutzt er seine Kritik, um ein vielleicht ganz und gar unpolitisches Hühnchen mit dem Herausgeber zu rupfen?

Dass mehr als halb Europa und der große Rest der Welt »die Ranch« nicht als positives oder auch nur neutrales, sondern als geradezu abgründig böses Symbol begreift, davon kann ich jedoch bei der Medienanalyse über Crawford nichts zu erkennen. Und selbst der Bush-Kritiker Smith zeigt sich im Interview, das er mir gibt, überrascht darüber, dass Crawford selbst zum Symbol des Bösen wird und nicht nur sein prominenter Bewohner. Ja, das Böse wird – warum sollte Ethnozentrismus ausgerechnet hier anders funktionieren? – im Anderen verortet, während man selbst als Gemeinschaft der Gerechten ja nur das Beste will: in Bush selbst, wenn man den Präsidenten verabscheut, oder, wenn man ihn unterstützt, in all den Demonstranten und Fremden. Dass in Europa ein langsames Hinübergleiten des Bösen vom Präsidenten zum Land – verkörpert insbesondere durch den Ort – stattfindet, davon weiß man im Clifton Record nichts.

Aber man weiß natürlich, dass man für »die Bösen« – die Terroristen – ein Symbol darstellt, dass man diesen ein Dorn im Auge ist. Augenfälligstes Beispiel für dieses Wissens ist die Präsenz von Sicherheitsbeamten, die die Einheimischen schon bald an ihren Ohrstöpseln, an ihren athletischen Figuren und ihrem glattrasierten Nacken erkennen. Dem Ehepaar Stan und Kathy Nagel, die die Crawford Fina Station betreiben und Touristen schon mal den Weg zur Ranch erklären, sagten Sicherheitsleute: »Es ist nicht falsch, den Leuten zu helfen«, aber »sie baten uns zu überlegen, was wir sagen«, erinnert sich Stan (Feldman 2001).

Symbol für das Gute zu sein, bedeutet in Zeiten wie diesen daher auch, sich mit besonderen Schutzmaßnahmen zu wappnen. Natürlich vermutete man, dass Crawford am 9. September 2001 und danach zu einem weiteren Angriffsziel von Al-Qaida werden könnte, aber Bürgermeister Campbell bekannte damals, dass er keine spezifischen Terrorwarnungen erhalten habe. »Der Geheimdienst, das Büro des Sheriffs und das Militär haben die Situation unter Kontrolle«, sagte Campbell der WorldNetDaily. »Wir sind haben ziemliches Vertrauen darin, dass wir schnell reagieren können, wenn wir jegliche Information bekommen.« (Sperry 2001)

1999, dem Jahr, als die Ranch erworben wurde, sahen nicht alle Bewohner dem neuen Mitbürger mit Freude entgegen. Eine Landbesitzerin, die anonym bleiben wollte, meinte, es sei schon gefährlich genug, dass das Landesgefängnis in unmittelbarer Nähe liege – da würde es durch den Präsidenten sicherlich auch nicht gerade ungefährlicher: »Da werden Leute herkommen, bloß um zu gucken. Auf so was können wir hier aber gerne verzichten.« (Fairbank 1999) Man befürchtete schon damals, dass sich die gewohnten Lebensweisen ändern könnten (Feldman 2001). Schon früh lernen die Crawfordler, dass man den neugierigen Fremden – vor allem den Reportern – misstrauisch gegenüber sein muss. »Wenn ich Präsident Bush und dem Geheimdienst irgendwie helfen könnte, ohne mit den Reportern reden zu müssen, wäre ich froh«, sagt einer. »Aber man hat mich so oft falsch zitiert. Die erfinden doch einfach Sachen dazu zu dem, was du sagst.« (Feldman 2001) Und manche Bewohner wünschen sich nur die ruhige kleine Stadt zurück, sagt Paul McDaniel vom Crawford Peace House (pessimist 2004). Denn fremde Sitten können die gewohnte Lebensroutine verändern. So sollte in einem verlassenen Gebäude neben dem Rathaus ein Privatclub namens Tom and Jerry's eröff-

net werden, in dem Kunden einen Mitgliedsbeitrag bezahlen müssen, um Alkohol trinken zu können. Denn Crawford ist »trocken«, so nennt man die Gebiete, in denen Alkoholausschank verboten ist, und die eine Hälfte von Crawford kämpft dagegen, während die andere dafür ist. Das Projekt war zwar nicht verwirklicht worden, es sorgte aber für eine Diskussion um den Alkoholausschank.



Abb. 6: Der Geist von Amerika (Crawford, McLennan County)

Ganz offensichtlich profitiert der Ort als Ganzes symbolisch und architektonisch von der präsidentiellen Präsenz.

»Es brauchte nicht lange, bis man merkte, was die neuen Nachbarn für die Stadt bedeuteten. Zuerst kamen Reporter in Scharen. Dann kamen die Touristen. Die Bürger sahen die Innenstadt auf einmal in einem anderen Licht. Vielleicht war sie ja ein bisschen heruntergekommen. Möglicherweise musste man etwas tun. Im Dezember hängten sie Weihnachtsbeleuchtung auf, damit die Bushs und die hohen Besucher etwas Nettes zu sehen bekämen, wenn sie mit ihren Limousinen durch den Ort kamen. Vielleicht bräuchte man ein Verschönerungskomitee. Vielleicht bräuchte man auch eine Handelskammer.« (Feldman 2001)

Gebäude, etwa der Souvenirladen Yellow Rose – schon vom Namen her einen texanischen Mythos vereinnahmend –, werden ge-

wissermaßen ›alamoisiert‹, indem man ihnen den für das Nationalheiligtum Alamo typischen Fassadenbuckel vorschaltet. Auch dadurch wird Crawford als texanisches Symbol sichtbar.

Und eine neue Bank wurde gebaut, die erste in der Stadtgeschichte, ein hoffnungsvolles Zeichen für den wirtschaftlichen Aufschwung. Allerdings musste eine geliebte alte Pappel für ein neues Geschäftshaus eines Unternehmers aus Waco weichen, was die Bürger ziemlich aufbrachte. Aber genauso wie die Stadt schlägt der Pappelstumpf neue Triebe.

Aber wer profitiert eigentlich wirtschaftlich von Bushs Anwesenheit? John, der Interviewpartner in der St. Pauls Church meinte ja, dass es vor allem die Coffee Station sei. Daneben nützt die Präsenz des hohen Herren und seiner Entourage – Wagenladungen mit Secret Service Agents, Touristen und Reportern (Feldman 2001) – aber auch anderen kleinen Unternehmen, insbesondere einer Reihe von Souvenir- und Geschenkeläden. Seit Bush in Crawford lebe, so ein texasdeutscher Informant, hätten »die ganzen« Antiquitätenläden aufgemacht. Ich fragte nicht nach, wer denn dort einkauft, aber sicherlich ist es nicht ›Mr President‹ selbst, denn wenn man amerikanische Dorfantiquitätenläden kennt, dann darf man als guter Europäer dabei nicht an edle Gobelins oder feine Porzellane denken, sondern vielmehr an Oma Ducks rostigen Rasenmäher.

Allerdings gehört nur einer der acht Souvenirläden einem Crawford Bürger, die anderen sieben würden von Fremden betrieben. Die Souvenirindustrie hat sich wie überall aller möglichen Waren bemächtigt, um mit dem örtlichen Pfund zu wuchern: Die Geschäfte inszenieren sich mit heroischen Versatzstücken und Bush-Paraphernalien, als ob es sich um nationale Gedenkstätten handeln würde.

Was aber wird mit diesen Läden in Crawford geschehen, wenn die Amtszeit des Präsidenten beendet sein wird? »Das Bush-Ding«, sagt Stan Nagel von der Fina Station, die nun auch Bush-T-Shirts führt, »ist etwas, was man nur einmal im Leben als Chance bekommt.« (Feldman 2001) Bush regiert höchstens noch bis 2008, wenn seine zweite Amtszeit zu Ende geht. Werden 2008 überhaupt noch Touristen nach Crawford kommen? Wird Bush überhaupt in Crawford bleiben? Wird Bush, wie etliche Einheimische befürchten und wie es die Präsidentengattin schon angedeutet hat, nach Dallas ziehen, wo man sich bereits nach einem neuen

Domizil umzuschauen scheint? Man hofft darauf, dass dann wenigstens die Präsidentenbibliothek im nahen Waco etabliert wird, damit auch dann noch der eine oder andere Tourist nach Crawford kommt. Ist die Ranch nur ein Symbol, um einen volkstümlichen Präsidenten zu mimen, ein Symbol, das dann ausgedient hat? Oder tatsächlich die perfekte und unersetzbare spirituelle Tankstelle in einem Politikerleben?

Wahrscheinlich hat Bürgermeister Campbell mit seiner unsentimentalen Einschätzung nicht ganz unrecht: Vielleicht wird der eine oder andere Souvenirladen überleben, sicherlich aber nicht alle acht. In Crawford habe man vorher zwar einfach, aber auch nicht gerade schlecht gelebt. Und so wird es wohl wieder sein, wenn er Spuk vorbei ist. Die Stadt wird wieder zu einem ruhigen und unspektakulären Rhythmus zurückfinden. Genauso wie Campbell selbst. Er hat ja viel erreicht: das Abwassersystem, die Straßen, den bescheidenen Aufschwung der Stadt. Das genügt. Und ein Symbol wollte er sowieso nie sein. Campbell trat nach acht Jahren im Stadtrat und noch mal sieben Jahren als Bürgermeister im Mai 2005 nicht mehr zur Wahl an.¹³ Nicht aus Verdruss, sondern weil auch er wieder mehr Ruhe haben, seine Familie und das Leben nahe der Natur genießen möchte. Darin zumindest scheint er sich vom Präsidenten nicht zu unterscheiden.

13 Die Wahl zum Bürgermeister wurde von David Posten, einem Republikaner, gewonnen. Campbell hatte sich für ihn ausgesprochen (Koydl, Wolfgang (2005, 15. Juli): »Crawford, Texas – Mit Macht lockt die Prärie.« Süddeutsche Zeitung Online).

3. Auf der Ranch

»Wenn Du tatsächlich darüber schreibst,
dann musst Du mich aber auch zitieren.«
(Camille Carroll)

Offensichtlich war meine Vermieterin gar nicht begeistert von dem, was ich vorhatte.

»Aber Camille, das ist doch das, was Ethnologen tun: wir erforschen das, was den Menschen wichtig ist und was sie glauben ...« »Genau«, antwortete sie bestimmt, »und für mich ist es wichtig, dass das nichts mit Texas zu tun hat.« Wie konnte ich nur annehmen, diese starrköpfige alte Dame zu überzeugen. Ich wusste ja, dass sie recht hatte, aber machte das meinen Plan irrelevant?

»Weshalb fragst Du nicht deine Freundinnen, wenn sie morgen zum Tee kommen«, schlug ich strategisch vor. »Mal sehen, was die dazu meinen.« »Kein Problem! Betsy hat gewiss keine Meinung dazu, die hat nicht mal einen Fernseher. Und die Anderen ... Das sind alles richtige Texanerinnen, hier geboren und alles ...« Triumph lag in ihrer Stimme. »Aber ... wenn ich Dir den Gefallen tu und sie frage: Tust Du mir dann den Gefallen und schreibst nicht darüber?« Süß war sie nun und südstaatlich schmeichelnd, aber nicht weniger entschlossen als zuvor. »Oder, wenn ich Deine Miete nachlasse« – das war natürlich eine verlockende Perspektive, zugegeben. Trotzdem ...

»Aber ich muss, denn daran denken Europäer doch zuerst wenn sie ›Texas‹ hören. Für sie ist das relevant, und für mich daher auch ... Auch wenn das *nicht wirklich* texanisch ist« – ich wurde ein wenig weich, letztendlich sollte man einer 81-jährigen Texanerin (auch wenn sie wie meine Vermieterin gehbehindert ist) nicht zu lange die Stirn bieten.

»Well, es ist nicht authentisch, und wenn Du darüber schreibst, dann trägst Du dazu bei, es authentisch zu machen.« Mit wenigen Worten legte sie ihren Finger auf diese berufliche Wunde, derer wir uns spätestens seit der *Writing-Culture*-Debatte, von der sie sicherlich noch nie etwas gehört hatte, so gewahr sind. Natürlich konnte ein Text etwas ›in Stein hauen‹ und etwas wichtig machen, von dem sie glaubte, dass es nicht echt oder authentisch war. Auch wenn der Rest der Welt es bereits für authentisch hält.

Natürlich sprachen wir über die Fernsehserie *Dallas* und über die Southfork-Ranch:

»Das ist nicht einmal eine richtige Ranch, die haben kein Vieh und auch nicht genügend Acre ... Das ist bloß ein Haus, das sie Ranch nennen ... Wenn Du etwas über richtige Ranches schreiben willst, dann fahr doch nach Süden, zur King-Ranch zum Beispiel. ... Und dann bloß diese Serie! Wir haben die nie angeschaut.«

Camille betonte besonders das ›wir‹, und ich war mir sicher, sie meinte damit alle Texaner. »Ich hab vielleicht einmal reingeguckt, bloß um zu sehen ... aber es war eine armselige und dummliche Geschichte ... nichts echt, alles Hollywood! Das hat mit Texas überhaupt nichts zu tun.« Das Hollywood-Argument hätte ich vielleicht von einem linksliberalen New Yorker Intellektuellen oder einem europäischen Antiamerikaner erwartet, aber nicht von einer beharrlichen Anhängerin von George W. Bush.

Drei Tassen sollte ich für meinen Freund mitbringen, das hatte er per Telefon aufgetragen. »Eine für mich, eine für Klaus und eine für Cousine Marina. Und Du musst die Scheune photographieren, in der Lucy ihre Unschuld an Ray Krebbs verlor ... Wenn sie die denn überhaupt noch hatte.« Natürlich hatte ich ›die Europäer‹, von denen ich meiner Vermieterin gegenüber sprach, in der eigenen Familie.

»Als ich vor Jahren in England war, da traf ich diese Frau, deren Augen wurden glänzend als sie erfuhr, dass ich aus Texas komme«, musste schließlich Camille selbst zugeben. »»Aus Dallas? Ich liebe Dallas«, meinte die Frau, und ich fragte sie, ›die Dallas Cowboys?‹ ›Nein‹, sie war konsterniert, ›Die Fernsehserie!‹ als ob einem nicht sofort und automatisch die Serie einfallen würde.«

Dallas wurde in 356 Folgen und in 96 Ländern ausgestrahlt, von 1978 bis Mai 1991, es war einmal die am häufigsten geschautete Serie weltweit.¹

Ein paar Tage später, nachdem Betsy, Ann und Mary ihren montäglichen Tee bei Camille eingenommen hatten, hieß mich diese mit den Worten willkommen: »Wir haben entschieden, dass Du da nicht hingehen musst. Ich habe meine Freundinnen gefragt, was einem Europäer wohl als erstes einfallen würde, und sie kamen auf solche Dinge wie ›Das Alamo‹, oder ›Ölfelder‹ und ›Cowboys‹, aber keine dachte auch nur im Entferntesten an *Dallas*.«

Es gibt immer ein Schwarz und ein Weiß, ein Gut und ein Böse. Das wusste ich spätestens, seit mein Bruder mich in den späten 60ern in die Animositäten zwischen Anhängern der Beatles und der Stones einweihte. Ich hielt es eher mit den Carringtons als mit den Ewings, Dallas war mir zu ordinär und geschmacklos im Vergleich zu den hochtoupierten und schulterbepolsterten Mitgliedern des Denver-Clan. Ich verfolgte die Geschehnisse auf Southfork damals eher nebenbei. Ich fand es bemerkenswert, dass die Mitglieder einer Familie, die gewissermaßen die Stadt Dallas ›regierte‹, unter einem Dach lebten – so wie Meiers nebenan. Sie nahmen auch die Mahlzeiten zusammen ein und trafen sich ständig und wie zufällig an diesem Pool, fast täglich! Wenn ich einer dieser unanständig reichen Kerle gewesen wäre, ich hätte mich schnellstens vom familiären Acker gemacht. Oder von der Ranch.

Das Anwesen

Ein paar Tage später fand ich mich im Besucherzentrum und Verwaltungsgebäude der Southfork-Ranch in der Ortschaft Parker nördlich von Dallas wieder. Kimberley Twomey schien etwas unsicher darüber zu sein, was dieser Wissenschaftler, der in ihrem Büro saß, wohl von ihr wollte. Die junge Frau mit ihrer Zahnsperre wirkte nicht wie die Managerin der Southfork-Ranch. Aber sie hatte einen Stapel Hochglanzbroschüren für mich vorbereitet. »Texaner kommen eher für unsere anderen Veranstaltungen hier heraus« – Kimberleys blonde Lockenpracht wippte geschäftig.

1 Foreverlodging: History of Southfork and Dallas. <http://foreverlodging.com/foreverinfo.cfm?PropertyKey=93&ContentKey=2909>



Abb. 7: Die Southfork-Ranch (Parker, Collin County)

»Wir versuchen, unseren Gästen südstaatliche Gastfreundschaft und Charme zu vermitteln. Nichts Gestelztes, man darf überall Photos machen und fast überall herumlaufen. Unsere Bankettmanager sind großartig, weil sie Southfork gut promoten. Leute mieten die Räume für Hochzeiten. Sechs bis acht große Konzerte haben wir im Jahr, darunter das größte Konzert der Welt, ein christliches Konzert, am Wochenende vorm Nationalfeiertag, dem 4. Juli, mit 225 000 Besuchern letztes Jahr. Dieses Wochenende hatten wir ein Poloturnier, heute Abend ist eine Dinnergesellschaft hier und am Samstag hatten wir zwei verschiedene Schulen mit ihren Proms. Manche Veranstaltungen sind sehr ›Western‹ im Stil mit Planwagen und all dem Zeugs, andere sind wie Cirque de Soleil für große Firmen. Insgesamt haben wir über 1400 Veranstaltungen jährlich, und 2004 hatten wir sogar mehr als 400 000 Touristen.«

Miss Twomey lächelte wie nach einer geglückten PowerPoint-Präsentation. Und dann erzählte sie die Geschichte der Ranch, die 1970 von Joe und Natalie Duncan gebaut wurde. Duncan war im Baugeschäft tätig und besaß eine Bank, aber er war auf einer Ranch aufgewachsen und hatte sich wohl nichts so sehr gewünscht, als später einmal eine Ranch zu besitzen, wo er Quarterhorses züchten und trainieren konnte. Einige seiner Pferde wurden von John Wayne und anderen Schauspielern geritten. In der Serie weiden stattdessen Rinder vor dem Ranchgebäude, die je-

doch nur angeschafft wurden, um den texanischen Charakter der Ranch zu unterstreichen.

Das Leben auf Southfork änderte sich 1978, als CBS und Lorimer Productions eine 5-teilige Serie, die sie Dallas nennen wollten, zu produzieren begannen. Die Drehbuchschreiber bestanden darauf, dass sie on location gedreht werden sollte. Ursprünglich war dafür eine Ranch 15 Meilen nördlich von Southfork gemietet worden. Nach Fertigstellung des Pilotfilmes und nachdem die Serie Erfolg zu haben versprach, war dem Besitzer die Vorstellung, seine Ranch für eine Dauerserie zur Verfügung zu stellen, nicht mehr geheuer. Daher mieteten CBS und Lorimer Productions einen Helikopter, um eine neue Location in Nordtexas zu finden.

»Als die Duncan Acres sahen, waren sie sofort überzeugt, dass dies der richtige Platz sein würde, und man landete mit dem Helikopter genau hier vor der Ranch. Der überrumpelte Duncan war wütend und warf sie raus. Nach einer Woche meldeten sie sich wieder und man vereinbarte einen Termin, ein großer Scheck wechselte den Besitzer und man erhielt die Dreherlaubnis für die Monate Juni, Juli und August. Wissen Sie, wie heiß es hier in diesen Monaten ist? [Miss Twomeys Augen leuchten groß.] An vielen Tagen haben wir 100 Grad Fahrenheit [das sind 37 Grad Celsius] und mehr! Aber man flog die gesamte Crew aus Kalifornien ein, brachte sie in Downtown Dallas unter und fuhr sie mit Bussen raus zur Ranch, sechsmal in der Woche. Es war harte Arbeit, um sechs Uhr morgens mussten sie schon da sein wegen dem Make-up. In all der Zeit lebten die Duncans auf der Ranch, die zur Auflage machten, dass nur außen gedreht wurde: am Pool, im Patio, in der Rodeoarena, in den Stallungen. Die Innenaufnahmen wurden im Studio in Culver City in Kalifornien aufgenommen.«

1980 war die Folge *Who shot J.R.?* ausgestrahlt worden, die in 96 Ländern und von über 30 Millionen amerikanischen Haushalten gesehen wurde. Die Medien berichteten über die Dreharbeiten und Mr Duncan machte in seiner Euphorie den Fehler, im nationalen Fernsehen zu erwähnen, dass Gäste willkommen seien, der Crew beim Drehen zuzuschauen. Dadurch erfuhren viele Menschen zum ersten Mal, dass die Serie nicht im Studio, sondern auf einer richtigen Pferderanch gedreht wurde. Über Nacht änderte sich das Leben auf der Ranch, denn am nächsten Tag waren schon viele Menschen auf dem Grundstück, weil sie sich eingeladen fühlten. Manche dachten tatsächlich, die Ewings würden hier le-

ben und sie brachten JR Blumengebinde mit, damit er schneller genese. Zu dieser Zeit begannen die Rollen der Ewings so etwas wie ein Eigenleben zu entwickeln. Das Leben war nicht mehr wie zuvor. Die Leute campten draußen, sie badeten im Pool und fotografierten durch die Fenster – Tag und Nacht.

1984 hatte Mr Duncan die Nase voll und verkaufte die Ranch einem Mann aus dem Tourismusgeschäft. Von dem stammt eine Aluminiumstruktur, die einer offenen Scheune nachgebildet ist, und die noch heute in Betrieb ist. Dort veranstaltete der Vorbesitzer seine Barbecues. Aber damals lief die Wirtschaft in Texas und besonders in Dallas sehr schlecht, und er verlor die Ranch.

Als die Duncans noch auf Southfork lebten, wurde im Haus selbst nicht gedreht. Nach 1984 standen jedoch auch die Innenräume zur Verfügung, etwa für Szenen aus der Krankenhaus-Notaufnahme. Im Wohnzimmer wurden Restaurantszenen gedreht, im Obergeschoss Hotelszenen. Die Schlafzimmer im Obergeschoss wurden als Garderoben genutzt. Die eigentlichen Innenszenen wurden aber nach wie vor in Kalifornien gedreht.

Im Juni 1992 ersteigerte der dritte und gegenwärtige Besitzer, Mr Rex Maughan, das Haus, den Grund und 30 Acre (das sind 0,12 km²) für drei Millionen Dollar in bar. Maughan, der nie die Absicht hatte, auf Southfork zu leben, wandelte das Anwesen zu einer Touristenattraktion mit dem Convention Centre und einem Rodeoring um.

An der äußeren Struktur der Ranchgebäude selbst wurde im Zuge der Umgestaltung nichts grundlegend verändert. Lediglich an der Garage wurden einige Veränderungen vorgenommen. Für die Inneneinrichtung wurde jedoch eine Innenarchitektin damit beauftragt, die Räume so auszustatten, als ob es die Ewings tatsächlich gebe und diese noch heute auf der Ranch leben würden. Die Innenräume sind also keine Duplikate der Studioräume. Die Innenarchitektin suchte für jeden Raum eine Einrichtung aus, von der sie dachte, dass die Charaktere – würden sie wirklich leben – sie lieben würden. Rund zwölf Millionen Dollar wurden für die Renovierung des Convention Centre ausgegeben, und dann 2001 noch einmal 14 Millionen für die restlichen Umbauten.

Im 1998 zum 20-jährigen Jubiläum gedrehten Film *War of the Ewings* wurden dann erstmals auch Southfork-Innenszenen mit Bobby Ewing im Inneren des Hauses gedreht. Das Bild von Jock Ewing, das in diesen Szenen zu sehen ist, hängt heute über dem

Kamin des Hauptraumes. »Wir haben auch Jock Ewings original Lincoln in der Garage, und gerade sind wir auf der Suchen nach einer Replik von Bobbys rotem Mercedes.« Man merkte, dass Mrs Twomey bei der Sache war.

Ich verließ das Verwaltungsgebäude, in dem sich Mrs Twomeys Büro befindet, und ging hinüber zur Ranch. Die Räume waren tatsächlich einzelnen Charakteren der Serie zugeordnet. Im Erdgeschoss lagen die Privaträume für Lucy, Bobby und Miss Ellie sowie ein Kamin- und ein Speisezimmer. Alle Räume waren mit einer typisch amerikanischen Überfülle an Nippes, Deckchen und Dekor ausgestattet. Der Tisch des Speisezimmers beispielsweise bog sich überladen mit Geschirr, Kerzenleuchtern, Servietten und einem Wald aus seidenblumigem Grünzeug, so dass Sue Ellen sicherlich ihr Wodkaglas nicht wieder finden würde. Und in Lucys »Yellow Rose of Texas Room« hatte sich anscheinend ein verrückter Zuckerbäcker mit einer überdimensionalen Sahnespritze an einen Alptraum aus buttrigen Rüschen, Röschen, Bordüren und gefältelten Raffgardinen ausgetobt.

Vom Kaminzimmer aus auf die Veranda führten Glastüren, durch die die Ewings in der Serie das Haus betraten. Diese Glastüren waren bei den Dreharbeiten mit großen weißen Laken behängt, damit man das Mobiliar der Duncans – die ja im Hause lebten – nicht sehen konnte. Wenn die Ewings also das Haus betraten, dann wurde dies von der Veranda aus gefilmt – das entsprechende Eintreten in das Kaminzimmer wurde ein paar Monate später im Studio aufgenommen. Das führte natürlich zu einem hohen logistischen Aufwand, da Kleider, Haare, Make-up und Schmuck für die Anschlusszene passen mussten.

Im Obergeschoss lagen die Räumlichkeiten von JR und Sue Ellen. Ich fand vor allem die an ein indisches Grabmahl gemahnende Bettstatt von JR beeindruckend und die »ausschließlich« für Sue Ellen Ewing reservierte Toilette apart.

»Amerikanische Gäste verwechseln die Ranch nicht mit Texas, so wie die Europäer das tun. Amerikaner kommen eher hierher, weil sie sich mit der einen oder anderen Figur identifizieren. Wir haben aber sehr viel mehr Besucher aus anderen US-Staaten und nur wenige aus Texas«, bestätigt Adell Taylor, eine der sechs Teilzeit-Fremdenführer, die Mrs Twomey für ein Gespräch mit mir gewonnen hatte.



Abb. 8: Mit Mrs Taylor in Mrs Ellies Küche (Southfork-Ranch, Parker)

Wir saßen am Holztisch in Miss Ellies Küche und schauten auf die Veranda, auf der die Ewings so oft ihr Frühstück eingenommen haben. Ich blickte mich um. Die Küchenmöbel waren in weiß und zuckrig-burgunderfarben gehalten, die hellen Tapeten mit kleinen burgunderfarbenen Efeublättern gesprenkelt. Adell war etwa 60 Jahre alt, mit eisgrauen kurzen Haaren und freundlichen Augen. Ihre Lippen passten farblich gut zu den Efeublättern. »Die Küche«, meinte Adell, »ist interessant. Der Produzent, Mr Katzmann, liebte die Küche der Duncans, also ließ er sie im Studio nachbauen, aber dreimal so groß. Und der Glastisch draußen ist der Originaltisch aus der Serie.« Mrs Taylor nickte nach draußen. »Täglich kommen durchschnittlich etwa 150 Besucher auf die Ranch, am Wochenende sind es manchmal 400, davon 60 bis 70 Prozent aus dem Ausland. Insbesondere aus Großbritannien und Deutschland. Die Stadt Dallas ist dort für den Schuss auf J.R. berühmter als für die Ermordung von Kennedy.«

Adell bezog sich natürlich auf jene dunkle Stunde der amerikanischen Geschichte, in der der Präsident erschossen wurde und Jackie auf diesem verwackelten Zapruder-Film, den wir alle schon x-mal gesehen haben, in Panik über den Fond des Wagens krabbelte.

»Unsere Bürgermeisterin mag es gar nicht, wenn man ihre Stadt mit der Serie gleichsetzt. Dennoch, wir sind die größte Touristenattraktion in der Stadt! Wenn wir eine Großveranstaltung haben, füllen wir die Hotels in der Umgegend.« Sie nannte das Southfork Hotel am Highway, in dem ich letzte Nacht übernachtet hatte, das zum selben Unternehmen gehört wie die Ranch.

»Jede Woche kommen Busladungen von überall her, Michigan, South Carolina, 40 Leute, vor allem solche, die eine Texas-Tour machen: Houston, San Antonio, dann Southfork und die Stockyards in Fort Worth. Die Besucherzahlen haben in den letzten Jahren nicht abgenommen, es kommen noch immer sehr viele Menschen, weil es ja ständig diese Wiederholungen im Fernsehen gibt, weltweit. Viele Jugendliche kommen aus Europa und machen Photos für ihre Mütter und Großmütter. Vor allem Europäer. Rumänen und Ostdeutsche. Ein junger Ostdeutscher kam und meinte, sein Vater wollte, dass er sich die Serie anschaut, um das Übel des Kapitalismus kennen zu lernen. Wir wissen nicht, wie es weitergeht, aber es scheint, als würde man hier bald wieder drehen. Vor vier Wochen haben die Dallas News geschrieben, dass Catherina Zeta-Jones unterschrieben habe, in dem neuen *Dallas*-Film die Rolle der Pamela zu spielen. Wenn sie die bekommen, bekommen sie vielleicht auch Bobby und J.R. Und wenn der neue Film gedreht wird, dann kommt wieder eine neue Generation ...«

Der Geschäftssinn des Managements war sicherlich typisch texanisch, aber eben auch ganz allgemeintypisch amerikanisch. »In der Serie erscheint einem alles sehr viel größer als hier in der Realität«, fuhr Adell fort. Und sie hatte recht: Im Trailer, der die Ranch von der Luft aus zeigt, wirkt das Anwesen größer, als es in Wirklichkeit ist.

»Das Duncan-Anwesen besaß nur 200 Acre [das sind 0,82 km²], die Filmcrew drehte daher mit Weitwinkelobjektiven, so dass die Ranch zu dem riesigen Haus wurde, das man in der Serie sieht. Miss Ellie hatte mit der Southfork-Ranch ja ein Anwesen mit über 100000 Acre [das sind 409.7 km²] geerbt! Da musste eben ein wenig Kameramagie nachhelfen. In der Serie schien die Auffahrt zu Southfork ja endlos, die echte Auffahrt ist aber sehr kurz! Wenn im Film jemand nach Southfork einfuhr, wurde immer nur eine kurze Strecke zurückgelegt und gefilmt, dann umgedreht, und dann dieselbe Strecke noch einmal gefahren. Hin und zurück, fünfmal, so dass schließlich eine endlose Auffahrt zu einem rie-

sigen Haus führte. Ähnlich war es mit dem Pool, der ja von eher bescheidenen Ausmaßen ist. [Wieder nickte sie mit dem Kopf in Richtung Veranda und Pool.] In der Serie erschien der Pool, als ob er von olympischen Ausmaßen wäre. Diesen Eindruck schuf man mit Hilfe von Weitwinkeln und Spiegeln, die man in der Serie natürlich nicht sieht. Damit schuf man die Illusion der Größe. Aber die Schauspieler mussten ja immer noch so tun, als ob sie große Strecken schwämmen. Also besorgte man sich durchsichtige Plastikgeschirre, die man ihnen um die Körper schnallte und die am Rücken mit einer Schnur verbunden waren. Man machte es wie mit der Auffahrt: sie schwammen vor und zurück, immer wieder, und das wurde dann gefilmt, so dass es dann hinterher im Fernsehen aussah, als ob sie ewig schwämmen.«

Alles ist eben größer in Texas, und selbst wenn es nicht groß ist, dann sollte es zumindest groß wirken. Die meisten Besucher, so verrät Mrs Taylor, seien an den technischen Details interessiert und nicht so sehr daran, ob Southfork und die Ewings echt sind oder nicht. Sie selbst sei fasziniert von solchen Details.

»In einer der Folgen stürzte Kristin, Sue Ellens Halbschwester, vom Balkon in den Pool. Wenn man oben steht, dann sieht man, dass sie im Blumenbeet gelandet wäre und nicht im Pool. Also drehte man zweimal: einmal, wie sie runterfiel, und einmal, wie sie im Wasser landete. Es gibt Besucher, die finden das hier alles merkwürdig und sie machen sich einen Spaß daraus, herumzुकichern. Andere Besucher sind enttäuscht darüber, dass die Innenaufnahmen nicht hier gedreht wurden. Dabei ist das hier schon etwas Besonderes, weil, zu den *Drei Engeln für Charlie* kann man ja nicht fahren, oder zur Wohnung von der *Nanny* in Manhattan oder zu den *Golden Girls* nach Miami. Da gibt es keine konkreten Örtlichkeiten, die sich damit verbinden ließen. Wieder andere kommen und halten das hier alles für echt. Das geschieht immer wieder. Vor ein paar Monaten hat mich eine Besucherin tatsächlich gefragt, ob J.R. noch immer die Ranch besitzen würde. Und dabei hatte ich kurz zuvor meine ganze Geschichte erzählt! Und dann gabs neulich Eine, die ging durchs Haus und sagte danach: »Ich habe eine Frage: Ich weiß, dass die Rollen von Schauspielern gespielt wurden – aber gibts die Ewings denn nicht wirklich?«

Dass Kimberley Twomey, die Managerin, allerdings in die Verlegenheit kommt, Fiktion und Realität zu verwechseln ist ausgeschlossen: »Ich bin noch sehr jung, ich wurde geboren, kurz bevor die Serie aus dem Programm genommen wurde«, hatte sie am

Ende unseres Gesprächs gemeint: »Ich habe keine einzige komplette Episode gesehen, bis im letzten Jahr die DVD rauskam, die mein Mann mir zu Weihnachten schenkte. Er meinte, ›Wenn Du da schon arbeitest, dann solltest Dir das mal angucken, damit Du es aus erster Hand kennen lernst.«

»Aber«, sie hatte verschwörerisch und betreten zugleich gewispert, »ich habs bislang noch nicht gemacht.« Camille hatte also recht: Echte Texaner schauen *Dallas* nicht – nicht einmal die, die das Erbe verwalten.

4. Im Allerheiligsten

»America is the Alamo, and so is Texas.«
»The Alamo is at the heart of Texas myth.«
(Cuthbertson 1986: 179)

Das Missionsgebäude The Alamo und die Schlacht, die hier im Jahr 1836 zwischen rebellischen Einheimischen und der mexikanischen Armee stattfand, ist der zentrale Kernbestand texanischer Identität und Ikonographie. Zahlreich sind die Verweise im texanischen Alltag auf The Alamo, der Umriss des Hauptgebäudes mit seinem charakteristischen »Buckel« findet sich auf Gemälden wieder, auf Souvenirs, Gemmen, Spieldosen, Werbeschildern und allen erdenklichen Gegenständen.

Im heroischen Kampf um The Alamo, so die gängige Interpretation, kommen die besten, da typischsten texanischen Eigenschaften zum Tragen: Individualismus und Streben nach Freiheit (Cuthbertson 1986: 174), Heldenmut, Opferbereitschaft. Allerdings endete die Schlacht mit einer Niederlage – und erst eineinhalb Monate später, nach der siegreichen Schlacht von San Jacinto vom 21. April 1836, schlug der spätere texanische Präsident Sam Houston mit 910 Männern die mexikanische Armee. Er nahm den mexikanischen Heerführer, den Präsidenten Antonio de Padua María Severino López de Santa Anna y Pérez de Lebrón (im texanischen Vernakular kurz ›SännaÄnna‹) gefangen, der am 14. Mai die *Treaties of Velasco* unterzeichnete, in denen zugestimmt wurde, die mexikanischen Truppen aus Texas abzuziehen. Stolz ist seither der Verweis darauf, dass Texas das einzige Gebiet der USA sei, das einmal ein eigenständiger Staat war: die Republic of Texas.¹

1 Allerdings bestand eine Vermont Republic (1777 bis 1791); eine Free and Independent Republic of West Florida (23.09.1810 bis zum

Dieser Stolz wird in texanischen Schulen von Anfang an vermittelt: Noch bevor die Kinder etwas über amerikanische Geschichte lernen, wird ihnen die texanische Geschichte nahegebracht.

Alamo im engeren Sinne bezeichnet heute somit zwei Dinge, die ohne einander nicht bestehen könnten: Zum einen die physischen Reste der ehemaligen Missionstation San Antonio de Valero und späteren Garrison (die dort stationierten mexikanischen Soldaten nannten die Garrison Alamo, nach ihrem Heimatort Alamo de Parras), die sich im Herzen der boomenden Millionenstadt San Antonio befindet. Zum anderen den Mythos um die Schlacht und die Helden von 1836.



Abb. 9: Das Missionsgebäude des Alamo (San Antonio)

Von der ursprünglichen Missionstation ist nicht mehr viel erhalten. Im eigentlichen Sinne wird die Bezeichnung Alamo auf das Hauptgebäude angewandt, vor dessen Betreten der Besucher darauf hingewiesen wird, sich dem Heiligtum in Ehrfurcht zu nähern – denn als solches, als *sanctuary*, wird es ganz offiziell bezeichnet – und tatsächlich ist das Alamo ja die mythische Heimat der texanischen Nation und steht damit im Range eines Ta-

7.10.1810); eine Fredonia Republic (1826 bis 1827); eine California Republic (10.06.1846 bis zum 09.07.1846); ein Königreich (1810 bis 1893) und eine Republic Hawaii (1893 bis 1898)

bernakels. Unterstrichen wird die Mahnung durch Polizisten, die am Eingang neben dem Gebäude Wache halten.

Im Hauptraum des Missionsgebäudes bezeugen bereits die Einrichtung und die Choreographie des Besucherstromes, dass es sich um eine Weihestätte handeln muss. An den Langseiten links und rechts werden die Flaggen jener Bundesstaaten und Länder präsentiert, aus denen die Helden des Alamo stammen – darunter befindet sich auch eine deutsche, eine dänische und eine schottische Fahne. Jede Flagge ist mit einem Band verziert, auf dem der Name und die Anzahl der Männer aus dem jeweiligen Bundesstaat bzw. Land verzeichnet sind. An der Kopfseite des Gebäudes befindet sich eine Reihe von Plaketten, auf denen die Namen jedes einzelnen Verteidigers geehrt werden. »Alle« 189 Namen.² Später finde ich ein Büchlein mit der Auflistung »aller« Namen, und ich entdecke das Heldenmonument vor dem Hauptgebäude, auf dem ebenfalls »alle« Namen verzeichnet sind – ein hagiographisches Mantra gewissermaßen, ein Rosenkranz der Helden, deren Namen man immer wieder wiederholen muss wie ein Gebet, und wer es selbst versuchen möchte, sollte die Internetseite³ der Weihestätte besuchen. The Alamo gilt als Ort der Kraft, der die unterschiedlichsten Arten von Texanern und Amerikanern zu inspirieren vermag:

»Ein Konservativer mag es als Symbol des rauen Individualismus der Grenze und als Symbol für die Notwendigkeit der Verteidigung Amerikas verstehen, während ein Liberaler darin den Kampf für Gemeinsinn, Gerechtigkeit und Bürgerrechte erkennen mag.« (Cuthbertson 1986: 179)

Das Licht im Hauptgebäude ist klerikal heruntergedämmt, der Tonpegel verhalten und allenfalls von den andächtig wiederholenden Schritten jener Besucher geprägt, die sich in die Warte-

2 Das Heldengedenken in der amerikanischen Erinnerungskultur zeichnet sich durch eine Heroisierung bei gleichzeitiger Individualisierung aus. Auf der USS Arizona wird der Opfer der japanischen Angriffs auf Pearl Harbour, in Ground Zero der Opfer des 11. September 2001 unter Nennung aller Namen gedacht. Exemplarisch werden dort aber einzelne Opfer hervorgehoben, die in der Situation der Katastrophe über sich selbst hinauswuchsen und plötzlich zu Helden wurden (White 2004).

3 <http://members.tripod.com/aries46/alamoher.htm>

schlange vor dem Eingang zum Herzen des Heiligtums einreihen. Dieses Herz befindet sich im linken Seitenschiff des Gebäudes und besteht aus zwei Räumen, in denen Reliquien aus der Schlacht wie Travis' Ring, Crocketts hirschlederne Weste, ein Flintsteingewehr aus der Schlacht und ein zeitgenössisches Bowie-Messer⁴ unter Glaskästen aufbewahrt und zur Schau gestellt werden. Von diesen Objekten gibt es übrigens im Internet keine Darstellungen, und auch die Besucher dürfen sie nicht fotografieren. Andacht und Ehrfurcht, Polizisten und Warnschilder gebieten dies dem Besucher. Denn die Reliquien sind das Heiligste des Heiligtums und daher jeglicher Replikation enthoben. Die Schlange der Andächtigen bewegt, ja schiebt sich pietätvoll durch die Räume und erinnert an die ehrfürchtigen Kommunisten, die Lenins Leichnam die Reverenz erweisen, oder an unterforderte Akademikergattinnen vor der Mona Lisa.

Wer aber, wie es naheliegt, vermutet, dass das Verbot in der Monopolisierung des Bildes durch den hauseigenen Souvenirhandel begründet liegt, der irrt: Keine Postkarte vom Bowie-Messer – und auch nur eine einzige der zahlreichen Postkarten bildet überhaupt das Innere des Heiligtums ab. Auch im Internet findet sich kein Bild, lediglich eine relativ ungenaue, konturlose Photographie auf der Homepage des Alamo selbst vermittelt einen Eindruck von Innersten des Gebäudes.

In einem Nebengebäude befindet sich der Souvenirladen, in dem zahlreiche Broschüren und Postkarten, Gürtelschnallen und Spielzeug, Puppen, Plüschtiere und Puzzles, Maultrommeln und Spielzeugmesser, Lederjoppen und Mützen, Cowboyhüte und Pocahontas-Kostüme, Socken und Anhänger, Repliken zeitgenössischer Briefe und von Travis' Ring, Dokumente von Sam Houston und Stephen F. Austin, Flaggen und Karten, Kochgeschirr und Küchenzubehör, Löffel mit Schriftzug und Plastikflaschenöffner in Form einer Handfeuerwaffe, Aschenbecher mit dem Schriftzug ›Alamo‹, Schlüsselanhänger und Brieföffner, metallene Nähkästchen der Daughters of the Republic of Texas mit Nadeln, Faden und Knöpfen, Videos über das historische Alamo und natürlich auch den Film von 2003, Bücher über die Helden von Alamo, historische, dokumentarische und poetische Romane, ein Regal mit Kinderbüchern, DVDs mit einem Alamo-Konzert, bestehend aus

4 www.thealamo.org/info.html

texanischen, mexikanischen und indianischen Weisen sowie Drucke mit einer weiblichen Allegorie von Texas, behütend und mit den Händen die Fahne kosend, angeboten werden. Und immer wieder die rot-weiß-blaue Flagge des Lone Star, der Schriftzug ›Alamo‹, die Nationalblumen Bluebonnets als Dekor.

Der Mythos

Was genau hat sich damals, 1836, hier ereignet? Die Homepage⁵ gibt Aufschluss über die offizielle Version der Geschehnisse:

»San Antonio und das Alamo spielten eine zentrale Rolle während der Texas Revolution. Im Dezember 1835 führte Ben Milam angelsächsische (*Texans*) und hispanische (*Tejanos*) Freiwillige gegen die mexikanischen Truppen, die in der Stadt einquartiert waren. Nach fünf Tagen des Häuserkampfes zwangen sie General Marín Perfecto de Cós und seine Soldaten zur Kapitulation. Danach besetzten die siegreichen Freiwilligen das Alamo – das bereits vor der Schlacht von Cós' Männern zur Festung ausgebaut worden war – und verstärkten die Verteidigungsanlagen.

Sie wurden am 23. Februar 1836 von der Ankunft der Armee des Generals Antonio López de Santa Ana vor den Toren San Antonios beinahe überrascht. Unerschrocken bereiteten sich die Texans und Tejanos vor, das Alamo zusammen zu verteidigen. Die Verteidiger widerstanden der Armee Santa Anas 13 Tage lang. Der Kommandeur des Alamo, William B. Travis, sandte vier Kuriere zu den Gemeinden in Texas mit der Bitte um Hilfe. Am achten Tag erreichte eine Gruppe von 32 Freiwilligen aus Gonzales die Befestigung, so dass die Zahl der Verteidiger nun bei fast 200 Männern lag. Die Legende besagt, dass die Hoffnung auf Hilfe von außen schwand und Colonel Travis eine Linie auf dem Boden zog und jeden Mann, der zu bleiben und zu kämpfen gedachte, aufforderte, diese zu überschreiten, was alle bis auf einer auch taten. Für die Verteidiger war das Alamo der Schlüssel zur Verteidigung von Texas, und sie waren bereit, ihr Leben eher der Verteidigung von Texas zu opfern, als sich General Santa Ana zu ergeben. Unter den Verteidigern waren der berühmte Messerkämpfer Jim Bowie sowie David Crockett, ein berühmter Grenzmann und früherer Kongressabgeordneter aus Tennessee.

Der letzte Angriff fand vor dem Morgengrauen des 6. März 1836 statt, als die Reihen der mexikanischen Soldaten aus der frühen Dunkelheit herausstraten und sich auf die Mauern des Alamo zu bewegten. Die Ka-

5 <http://thealamo.org/history.html>

none und das Feuer der Gewehre wehrten mehrere Angriffe ab. Die Mexikaner sammelten sich, erstürmten die Mauern und brachen ins Innere der Anlage ein. Als sie darin waren, drehten sie die eroberte Kanone in Richtung der Long Barrack und der Kirche und brachen so die verbarrikadierten Tore auf. Der hoffnungslose Kampf zog sich hin, bis die Verteidiger überwältigt wurden. Bei Sonnenaufgang war die Schlacht bereits beendet, und Santa Ana betrat das Gelände des Alamo, um seinen Sieg zu begutachten.

Während die Fakten rund um die Belagerung des Alamo noch immer diskutiert werden, gibt es gar keinen Zweifel an der symbolischen Bedeutung der Schlacht. Überall auf der Welt erinnern sich die Menschen an das Alamo als an einen heldenhaften Kampf, der entgegen aller Wahrscheinlichkeit nicht gewonnen werden konnte – ein Ort, an dem Männer das größte Opfer für die Freiheit erbrachten. Aus diesem Grunde bleibt das Alamo geheiligte Erde und der Schrein der texanischen Freiheit.«

- Geheiligte Erde, Schrein«: Auch dies gemahnt wahrlich an religiöse Gefühle.
- »Die Verteidiger«: Man könnte auch sagen: Besetzer, denn so haben das die Mexikaner, zu deren Provinz Coahuila y Tejas das Land damals gehörte, sicherlich gesehen.
- »Texanische Freiheit«: Die Geschehnisse des Alamo markieren den mythischen Beginn der texanischen Eigenstaatlichkeit. Kurz nach der Schlacht um das Alamo wurde Texas bis zur Annexion durch die USA 1845 unabhängige Republik.
- »Helden«: »Nach 13-tägiger Belagerung durch 200 Mexikaner gaben 189 Helden ihr Leben, um die Freiheit von Texas zu sichern.«⁶ Immer wiederkehrendes Thema in und um das Alamo ist – was die Texaner so sehr lieben – die Hervorhebung des Kampfes einer kleinen Gruppe von Gerechten gegen eine eigentlich nur schwerlich zu bezwingende und erdrückende Übermacht. Diese zahlenmäßige Unterlegenheit erhebt die immer wieder mantrisch mit Namen genannten Kämpfer erst recht in den Heldenstand (die mexikanischen Opfer dagegen sind eine namen- und gesichtslose Masse). Immer sind die Texaner die Helden der Geschichte, »die Mexikaner« deren Gegner. Damit ist keine rechtliche Kategorie gemeint, denn Texaner waren damals Bürger Mexikos. Die Tatsache, dass es sich

6 <http://members.tripod.com/aries46/alamo.htm>

hier um einen Landraub, einen Sezessionskrieg und eine Abspaltung gehandelt hat, wird im Alamo selbst und darüber hinaus kaum thematisiert, weil die »Sache« selbst gerecht ist und die Mexikaner perfide, mit goldglittrigen Uniformen, moralisch verworfen und politisch unterentwickelt.⁷

Schon vor der Schlacht macht Travis die Verteidiger zu Helden, indem er mit dem Schwert eine Linie in den Sand zieht. Man kann die Linie, die heldisch und feige messerscharf voneinander teilte, heute noch sehen, mit Messing nachgezogen: »Those prepared to give their lives in freedom's cause, come over to me!«, soll Travis ausgerufen haben. Ironischerweise wissen wir von der Begebenheit nur durch den (häufig als »Feigling« bezeichneten) Louis Rose, den Einzigen, der Travis nicht gefolgt ist.⁸

Unklar ist Vieles in der Mythologie des Alamo. So wissen wir nicht, was in den Köpfen der Helden vorgegangen ist, welche Motive sie bewegten, ob es sich tatsächlich um Helden handelte, die ihre Leben zu opfern bereit waren, oder um normale Sterbliche, die versuchten, ihr armseliges Dasein irgendwie zu retten, so, wie wir alle das vermutlich tun würden. Sicherlich gab es, wie Thompson (2001: 15) schreibt, verschiedene Motive:

-
- 7 Vgl. auch Flores (1998: 432) über die binäre Struktur der Repräsentation von Mexikanern und Texanern in den *Alamo*-Filmen.
- 8 Rose wurde wegen seines Alters – er war damals 50 Jahre alt – liebevoll »Moses« genannt (www.thealamofilm.com/articles/moses_rose.html). Die vermeintliche Feigheit war sicherlich eher Realismus, denn er hatte als einziger der Verteidiger eine Karriere als Berufssoldat – er hatte etwa an Napoleons Russlandfeldzug 1812 teilgenommen – absolviert. Im Irakkrieg 2003 wurde diese Geschichte seltsamerweise nicht bemührt, obwohl Rose ein Franzose war und von daher eine Linie von Rose über Petain zu Chirac hätte gezogen werden können (Cuthbertson 1986: 180). Allerdings behauptet Wikipedia (http://en.wikipedia.org/wiki/Moses_Rose) das Gegenteil: »In recent times, during the leadup to the United States' invasion of Iraq in 2003, his legend gained new popularity with the swell of anti-French sentiment in the United States. When France opposed the invasion of Iraq, Rose's legend was often invoked as a historical (despite the unverified status of Rose's legend) example of ›French cowardice‹ in the face of war.«

»Während einige der Verteidiger des Alamo ehrlich daran glaubten, dass die ihre Verteidigung des Forts ein Kampf für die Freiheit sei, und einige es sogar als Meilenstein hin zur Unabhängigkeit verstanden, waren andere genau das, wofür Santa Anna sie hielt: Piraten, Renegaten, Rabauken und Gesetzesbrecher.«

Da wir aber nicht genau wissen, was die Helden bewegte, werden ihnen Gedanken in den Kopf gelegt, die für die jeweilige Zeit Sinn machen. Insofern sagt der Mythos immer mehr über die Interpreten der jeweiligen Gegenwart und ihre Werte aus als über die ›tatsächliche‹ historische Realität. Daher können in Mythenanalysen ›wahr‹ und ›falsch‹ keine relevanten Kategorien sein – wichtig ist einzig, dass es sich um einen Mythos handelt, der immer wieder auf ganz bestimmte zeitgenössische Weise produziert wurde und der die Herzen und Gemüter der Menschen in Texas und in den USA bewegte: Insofern allerdings sind die heldischen Geschehnisse – unabhängig von den konkreten historischen Gegebenheiten – deshalb wahr, weil sie im Durkheim'schen Sinne totale soziale Tatsachen darstellen. Achten wir daher darauf, auf welche Weise der Mythos die Menschen bewegt, und welche Gedanken den Helden in den Kopf gepackt werden.

Der Mythos des Alamo wird nicht nur durch den Weiheort selbst, und auch nicht nur über den Geschichtsunterricht an Schulen, sondern auf vielfältige Weise – besonders innerhalb von Texas – am Leben erhalten. Das beginnt mit dem Namen selbst, der nicht nur von einer international operierenden Autovermietung in Anspruch genommen wird, sondern von allen möglichen Unternehmen. Der Name Alamo ist rechtlich nicht geschützt, wie mir Mrs Madge Robertson, die Vorsitzende der Daughters of the Republic of Texas und damit der Hüterinnen des Alamo, säuerlich versichert. Popularisiert wird das Alamo darüber hinaus auch über die verschiedensten Artefakte – etwa über Gemälde, Kinderspielzeug, Lieder, Werbeplakate, Comics und insbesondere über Filme (Thompson 2001). Der erste Film, *The Martyrs of the Alamo*, wurde 1915 vom amerikanischen Filmpionier D.W. Griffiths produziert; der zweite bedeutsame Film war *Alamo* (1960) mit John Wayne als Regisseur und zugleich in der Rolle von Davy Crockett; und 2003 drehte John Lee Hancock *The Alamo* auf Reimers Ranch zwischen Dripping Springs und Austin.

Am 13. April 2004 habe ich Hancocks damals lange angekündigten Film, übrigens im Austiner Programmkino mit dem Namen Alamo Draffhouse, gesehen. In mein Feldtagebuch schrieb ich damals:

»Texanischer Patriotismus pur, ein Film, der wieder einmal die Schlachten und das Schlachten ästhetisiert, der die Amerikaner (hier allerdings: Texaner) als wortkarge, einfache und gradlinige Individuen darstellt, die Gegner – die Mexikaner – dagegen als gesichtslose Masse, befehligt von einem goldbelitzten, schmierigen und kreischenden General Santa Ana.«

Soweit das eingetübte Muster »USA = good guys, everyone else = bad guys.« Es war zu erwarten, dass sich dieses gerade in einem Film über The Alamo wiederholen würde (Flores 1998). Dass die Helden des Alamo den Mexikanern einen Teil Mexikos gestohlen haben ist auch in Hancocks Film kein Thema – auch wenn der Regisseur den mexikanischen Präsidenten Santa Ana immer wieder von *piratas* und *bandidos* kreischen lässt. Natürlich sind Texaner die Helden des Filmes: der Pionier und Trapper Jim Bowie; der Politiker und Schreiber Davy Crockett; der Alamo-Kommandant William B. Travis; der mutige Soldat James Butler Bonham; Sam Houston, der spätere Präsident. Bowie gerade, der während der Schlacht auf dem Krankenlager siecht und vor sich hindämmert, dann aber mit letzter Heroenkraft im Fieberwahn zu den Pistolen greift und sich der in die Krankenstatt hereinstürmenden Mexikaner erwehrt. Die Szene erinnert verteufelt an den Herrn der Ringe, wo üble Orgs – die auch noch übel aussehen – die edlen Gefährten bedrohen. Und dann der heldenhafte Crockett! Nachdem alle anderen Verteidiger des Alamo niedergemetzelt wurden, überlebt gerade Crockett als Einziger. Santa Ana fordert ihn auf, um Gnade zu winseln. Aber stattdessen bietet Crockett dem Mexikaner eine letzte Stirn, indem er diesen auffordert, sich ihm zu ergeben.

Aber es hilft nichts: The Alamo war eine Niederlage der Texaner, und so etwas ist für Amerikaner nur erträglich, wenn man sie in einen Sieg ummünzt – in den letzten Minuten des Filmes wird, quasi im Nachklapp, auf die Schlacht von San Jacinto verwiesen, bei der Santa Ana dann den Kürzeren gezogen hat. Auch diese Wendung war zwangsläufig und zu erwarten: denn es kann einfach nicht sein, dass die Amerikaner (Texaner) verlieren, so wie

sie die Schlacht von Alamo ja verloren hatten: Es muss ein Sieg her, ein Versagen wäre dem heutigen Publikum kaum zuzumuten.

Amerikaner – und Texaner allemal – lieben Helden, und was wäre ein amerikanisches Heiligtum ohne die Verheißung an den Besucher, selbst ein Held werden zu können? Durchgängiges Thema amerikanischer Filme ist schließlich der ganz normale Durchschnittsbürger – ein Jedermann – der in widriger Situation über sich hinauswächst und zum Helden wird. Die Internetseite des Alamo weist unter der Rubrik »Become a Hero«⁹ diese Möglichkeit aus: man kann spenden, man kann Mitglied im Förderverein werden, man kann einen Ziegelstein mit seinem Namen drauf erwerben, der dann um Umfeld des Alamo in die Erde eingelassen wird. Gallagher Building Patio Bricks zu 100 \$, Limestone 12x13 Patio Pavers zu 1000 \$, Pillars of Texas zu 5000 \$... Auf die begrenzte Zahl der Steine wird ausdrücklich verwiesen. Oder man kann am Projekt Living History teilnehmen, in dem man sich, in historische Kleider gewandet, eine bestimmte historische Person, »like Sam Houston« oder eine typische namenlose Figur – »a farmer or soldier« – aneignet, deren Geschichte man dann den Besuchern erzählt. Oder aber man lässt sich zum reiseführenden Erzähler ausbilden.



Abb. 10: Geschichte wird erzählt und inszeniert (Alamo, San Antonio)

9 http://thealamo.org/become_a_hero.html

Im Geviert der Anlage lassen solche Erzähler vor den sechs Flaggen der Staaten, zu denen Texas gehörte (Spanien, Frankreich, Mexiko, Republic of Texas, USA, Confederate States) die Schlacht um das Alamo wiederaufleben.

Dass es sich bei den Helden um Texaner und nicht um Amerikaner handelte, kommt in Hancocks Film von 2004 ab und an zu Gehör. 1836 aber gab es noch keine Texaner, sondern nur Indians, *Tejanos* und *Texians*: Unter Indianern werden ausschließlich »wilde« Indianer wie die Stämme der Comanchen oder Apachen verstanden. Unter *Tejanos* fasst man die hispanischen Bewohner der Provinz, was sowohl die Mehrzahl der hispanisierten Indianer als auch die weißen Einwanderer aus Spanien, insbesondere von den Kanarischen Inseln, einschließt. Die angelsächsischen Bewohner schließlich werden als *Texians* bezeichnet.

In Hancocks Film spielen die Indianer keine Rolle. Dort spricht man auch nicht von *Tejanos* oder *Texians*, sondern von *Texans* und suggeriert damit, dass Texas damals schon bestanden habe. Da die historischen Realitäten aber dieser Suggestion widersprechen, können die Freiheiten und Werte von Texas, von denen die Figur des Travis in Hancocks Films spricht, nicht historisch sein. Vielmehr waren es die Werte der Herkunftskultur der *Texians*, nämlich der angelsächsischen USA.

Da sich unter den Verteidigern des Alamo neben *Texians* auch einige *Tejanos* befanden, werden in der retrospektiven nationalen Geschichtsschreibung alle *Tejanos* für die Unabhängigkeit vereinnahmt. Insofern wird in den gegenwärtigen Publikationen – nicht jedoch in Hancocks Film – stets im Doppelpack von *Texians* and *Tejanos* gesprochen, um die in dieser mythischen Doppeltheit gründenden eigenständigen Wurzeln von Texas zu beschwören. Sicherlich fand und findet eine solche Hybridisierung nicht nur in der Geschichtsschreibung, sondern tatsächlich auch in verschiedenen Bereichen der Lebenswelt ihren Ausdruck – so behauptet Goetzmann (1986: 72) nicht zu Unrecht, dass die *Texians* von manchen Aspekten der hispanischen Kultur angezogen wurden – »das Essen, die Fandangos, das Kartenspiel, die Gitarren im Mondenschein, das Cowboyleben, der gewalttätige Macho-Lifestyle und vor allem die spanische Auffassung von Stolz.«

Wenn es Texanern darum geht, das hispanische *Tejano*-Erbe positiv zu betonen, dann sind das allerdings klassenspezifische Erbteile – die der großen *Hacenderos*, der (weißen und vermutlich

noblen) spanischen *Hidalgo*-Familien, wie die Familien Navarro und de Zavala, und nicht die der armen hispanischen Mestizen.

Was allerdings für weiße Texaner als ›Mastersymbol‹ des modernen Texas (Flores 2000), als klassenspezifischer ›Vernoblungsprozess‹ des Eigenen und gleichzeitig als Abgrenzungsprozess vom Fremden gilt, das kann auch entgegengesetzte Wirkung entfalten, da auch die heutigen meist illegalen Mexikaner in Texas sich auf die – mit den *Hidalgos* – geteilte hispanische Kultur berufen können; gleichzeitig kann der Mythos aus der Sicht der texanischen Politik auch dazu taugen, die mexikanischen Einwanderer in eine gemeinsame texanisch-amerikanische Identität auf symbolischer Ebene zu inkludieren.

Über Anlage und Mythos gleichwohl wachen die Daughters of the Republic of Texas, eine Vereinigung, die 1891 von den Cousinen Betty Ballinger und Hally Bryan gegründet wurde und die sich rund 42 Jahre nach Ende der Republik um die Erinnerung »of the Texas pioneer families and soldiers of the Republic of Texas« sorgten. Ja es waren die Töchter, die das heutige Heiligtum, das bis um 1900 dem Zerfall anheim gegeben war und beileibe nicht als Weihestätte, sondern als Garnison, Lagerhalle und ähnlich profanen Zwecken diente, gerettet haben. 1903, als die Anlage an ein Hotel verkauft werden sollte, erwarb Miss Clara Driscoll Grund und Boden nördlich der Kapelle der Missionsstation. Zwei Jahre später ging das Alamo offiziell in die Obhut der Töchter über. Nach 9/11 eilten die Daughters zum Alamo, um es zu schützen und für die Öffentlichkeit geöffnet zu halten, weil man einen Anschlag auch hier befürchtet.

Heute besteht die Vereinigung der Töchter aus rund 6700 Mitgliedern in 106 Sektionen: »Die Töchter der Republik Texas sind da, um die Erinnerung an die Frauen und Männer hochzuhalten, die die Unabhängigkeit errungen und erhalten haben«, verrät mir Mrs Madge Robertson, die Vorsitzende der Alamo-Sektion und Urenkelin von Präsident Houston. Die Töchter betreiben in Austin das Museum of the Republic of Texas.

Mitglied dieser Vereinigung kann jede mindestens 16-jährige Frau werden, die nachweisen kann, dass sie direkte Nachkommin eines Mannes oder einer Frau ist, die in der Republik Texas vor der Annexion durch die USA gelebt hat. Bei den Vorfahren kann es sich um Kolonisten handeln, Soldaten im Dienste der Kolonie oder der Republik, loyale Bürger der Republik oder jemanden, der

ein Stück Land von der Republik erhalten hatte. Blutsmäßige Bindung ist somit Grundvoraussetzung für die Mitgliedschaft, die rechte Gesinnung alleine reicht dagegen nicht aus.

Beginn und Ende der Republik

Wenn sich die Bedeutung der Anlage und des Mythos dadurch auszeichnet, dass durch die Schlacht die Unabhängigkeit vorbereitet wurde; wenn also der Kampf um die Unabhängigkeit so zentral ist für das texanische Selbstverständnis – auf welche Weise werden dann der Sieg von San Jacinto, die Republik selbst und der Verlust der Selbstständigkeit, also das Ende der Republik, repräsentiert? Schließlich ist die Schlacht um das Alamo eine Niederlage, die Schlacht von San Jacinto dagegen ein Sieg, der symbolisch ebenso verarbeitet werden müsste wie der Verlust der Eigenständigkeit.

Man müsste annehmen, dass dem Paukenschlag des Beginns auch ein Paukenschlag des Endes folgen müsste: Wer Unabhängigkeit feiert, kann doch weder die Unabhängigkeit selbst noch das Ende derselben ungerührt zur Kenntnis nehmen.

Dafür, dass die Schlacht von San Jacinto den Beginn der Unabhängigkeit der Republic of Texas markiert, ist sie in der texanischen Nationaltradition ikonographisch erstaunlich unterrepräsentiert. Der Name »San Jacinto« selbst ist kein in Schriftzügen oder Artefakten kommodifiziertes Objekt, und es gibt kein Artefakt, das – wie die Umrisse des Alamo-Gebäudes – ähnliche Bedeutung besäße. Ganz pragmatisch verweist Mrs Robertson darauf hin, dass es sich bei San Jacinto um ein freies Feld gehandelt habe und daher einfach kein visuell wiedererkennbares Symbol zur Verfügung stünde. Wie bereits erwähnt wird auch im 2004er Alamo-Film lediglich kursorisch, sozusagen pflichtgemäß, auf die Schlacht von San Jacinto verwiesen, um den Film abzurunden und ihm eine siegreiche Wendung zu geben – es gibt aber keinen bedeutenden Film, der die Schlacht von San Jacinto zum Gegenstand im eigenen Recht hätte. Und auch im Geviert des Alamo wird auf die siegreiche Schlacht lediglich ebenso pflichtgemäß verweisen – wie im Museum of the Republic of Texas, in dem die Töchter das Andenken an die Republik bewahren.

Wenn schon der Gewinn der Unabhängigkeit so marginal behandelt wird, wie steht es dann um die Republik selbst und um deren Ende? Als selbstständiger Staat bestand die Republik von 1836 bis 1845 und wurde von den USA, Frankreich, Großbritannien, der Republic of Yucatán und der Niederlande – nicht aber von Mexiko – als unabhängiger Staat anerkannt. Das texanische Regierungssystem war dem US-amerikanischen Vorbild nachgebildet: es gab einen Senat, ein Repräsentantenhaus, eine Armee, Flotte, und eine Bürgerwehr und einen Präsidenten. Texas hatte drei Präsidenten: Sam Houston, Mirabeau Lamar, dann noch einmal Sam Houston und schließlich Anson Jones. Neben diesen Rahmendaten werden im Austiner Museum of the Republic of Texas vor allem fünf Aspekte der texanischen Eigenstaatlichkeit hervorgehoben:

- Nationale Symbole – wie Flaggen und Farben;
- die großen Namen der Republik – etwa in Form eines Porträts von Sam Houston, einer Wand mit Photographien alter Texaner sowie mehrerer Heldenstatuen;¹⁰
- die Bedeutung starker Frauen in der Geschichte von Texas – insbesondere von namenlosen Frauen, die als Heldinnen des Siedlungsalltages fungieren;
- Folklore und Siedlungsgeschichte von unten – etwa die Kunst der Siedlerfrauen, Quilts zu nähen, oder eine Ausstellung von Puppen und Kinderkleidern;
- und natürlich das Alamo selbst – zum Beispiel Waffen aus der Zeit und Geschirr, aus dem Santa Ana gegessen hat sowie ein Diorama der Schlacht.

Das Bild der Republik, das im Museum gezeichnet wird, könnte neben dem Verweis auf die spezifischen großen Namen und das Alamo auch von jedem anderen Bundesstaat gezeichnet sein, die Lebensweise der Siedler und der starken Frauen war in Nebraska oder Nevada – von Wetter und Unbilden der Umwelt vielleicht abgesehen – sicherlich im Prinzip auch nicht anders. Was bleibt ist die Reduktion der Republik auf das Alamo, Symbole wie die eigene Flagge und große Männer.

10 Cuthbertson (1986: 174f) behauptet, große Männer verkörpern im Texas Mythos die Werte und Ideale des Staates zu einer bestimmten Zeit.

Sowohl in Hancocks Film als auch in der Anlage des Alamo und im Museum of the Republic of Texas wird dem Ende der Republik – nämlich der Übereignung des Landes an die USA als 28. Staat im Jahr 1845 – als einem logischen Ende gedacht. Einem Ende, das von Anbeginn vorgezeichnet schien und die Republik früher oder später gewissermaßen naturgesetzlich zu einem Teil der USA machen würde, gemäß dem amerikanischen Selbstverständnis, das in der Ideologie des Manifest Destiny zum Ausdruck kommt: Es sei offenkundiges und unabwendbares Schicksal der USA, den nordamerikanischen Kontinent südlich von Kanada von Ost nach West zu erobern. Goetzmann (1986: 79) schreibt, dass die Anglotexaner heute noch immer an das Manifest Destiny glauben. Recht gibt ihm zumindest das Werbeposter von Hancocks Film, auf dem man im Hintergrund die amerikanische und nicht die texanische Flagge erkennen kann.

Wenn heute die Eingliederung der Republik in die USA als zwangsläufiger Prozess dargestellt wird, so ist dies nur aus der Funktion heraus zu erklären, die Ideologie des *Manifest Destiny* zu stärken. Die historische Quellenlage zeigt jedoch, dass es bei weitem nicht gesichert war, dass Texas kein unabhängiger Staat bleiben würde. Denn die Existenz eines unabhängigen Texas forderte bereits von Anbeginn dieses amerikanische Selbstverständnis in seinem Kern heraus. Sie stellte die Möglichkeit einer Spaltung des gesamten Kontinents dar, denn die neuen Territorien des nordamerikanischen Kontinents oder auch die Südstaaten hätten sich theoretisch auch einem unabhängigen Texas – und eben nicht einer USA – anschließen können (Kennedy, o.J.).

Innenpolitisch war die Stimmung in Texas umstritten: Die Bevölkerung von Texas musste erst langsam von der Notwendigkeit eines Anschlusses an die USA überzeugt werden – mit Verleumdungskampagnen, Sabotage, Bestechung und militärischem Druck. Einer der Gegner des Anschlusses war der zeitweilige Präsident Mirabeau Lamar, der ein unabhängiges Texas befürwortete, das sich gar bis an den Pazifik ausdehnen sollte.¹¹

Außenpolitisch wirkten Großbritannien, Frankreich, Mexiko und die USA daran mit, das Schicksal der jungen Republik in die eine oder andere Richtung – Unabhängigkeit oder Annexion – zu

11 Tafel im Texas State History Museum, Austin (besucht am 20.03.2005).

beeinflussen. Großbritannien und Frankreich versuchten aus geostrategischen und ökonomischen Motiven, möglichen texanischen Anschlussbegehren und amerikanischen Annexionsplänen dadurch zuvorzukommen, indem sie die noch immer bestehende mexikanische Bedrohung für Texas zu entschärfen versuchten. Mexiko hatte die Unabhängigkeit nicht anerkannt, was Texas, so die Befürchtungen in London und Paris, über kurz oder lang in die Arme der USA treiben würde. Texas war für die Europäer, die durch einen unabhängigen texanischen Rohstofflieferanten der Abhängigkeit vom US-amerikanischen Markt entgehen wollten, vor allem als Baumwolllieferant interessant.

Texanische Anschlussbegehren an die USA und amerikanische Annexionspläne hatte es seit 1836 immer wieder gegeben. So hatten die Texaner schon kurz nach der Unabhängigkeit für den Anschluss an die USA votiert.¹² Allerdings war es – u.a. aufgrund des Widerstandes der nördlichen US-Bundesstaaten – zu keinem Annexionsvertrag gekommen, da man keinen weiteren Sklavenstaat in der Union wollte. Dies änderte sich erst mit der Wahl des neuen US-Präsidenten James Knox Polk im Jahre 1844, der gegen Senator Henry Clay aus Kentucky, einem expliziten Gegner der Annexion von Texas, gewonnen hatte. Polk betrachtete seine Wahl als Auftrag für eine Annexion. Mit einfacher Mehrheit wurde im Februar 1845 in Washington die *Joint Resolution for Annexing Texas to the United States* verabschiedet, gemäß der Texas sein öffentliches Land und die öffentlichen Schulden behalten würde sowie die Möglichkeit, sich in vier Einzelstaaten aufzuteilen. Jede militärische, postalische und den Zoll betreffende Angelegenheit werde an die US-Regierung übertragen. Das Recht auf Sezession wurde nicht vorgesehen.

Um die skeptische Stimmung in Texas für eine Annexion günstig zu stimmen, wurde von der amerikanischen Seite vor allem die Furcht vor Mexiko aktiv geschürt; so waren 1844/45 mehrere amerikanische Agenten, insbesondere der amerikanische Gesandte Andrew Jackson Donelson, damit beschäftigt, einen möglichen Friedensvertrag zwischen Texas und Mexiko zu sabotieren, um Texas Schutz anzubieten, amerikanische Schutztruppen ins Land zu bringen und damit militärisch vollendete Tatsachen zu

12 Narrative History of Texas Annexation. www.tsl.state.tx.us/ref/abouttx/annexation/

schaffen (ebd.). Dies gelang, Schutztruppen wurden nach Texas abbeordert und die amerikanische Flotte vor die Küste von Galveston verlegt. Darüber hinaus »schwärmten offizielle und inoffizielle Agenten der USA über Texas aus, um die Bevölkerung für die Annexion und gegen die Unabhängigkeit« einzustimmen (ebd.), in dem man den damaligen texanischen Präsidenten Anson Jones in Misskredit brachte und »bestenfalls als Marionette Englands, schlechtestens als Verräter« diskreditierte (ebd.).

Donelson war es auch, der die Idee des Verfassungskonventes mit Erfolg vorantrieb, der einen Annexionsplan erarbeiten sollte. Am 16. Juni 1845 trat der texanische Kongress zusammen und lehnte das von den Europäern ausgehandelte mexikanische Friedensangebot ab (Nance 2001). Er nahm die *Joint Resolution for Annexing Texas to the United States* an und rief Wahlen für den Verfassungskonvent aus. Dieser trat am 4. Juli in Austin zusammen, um zum einen eine Verordnung bezüglich der Annexion zu verabschieden, zum anderen, um einen Verfassungsentwurf zu erstellen. Präsident Anson Jones vermerkte bitter, dass die Mitglieder des Konvents allesamt mit dem Versprechen auf Posten geködert worden seien; er wisse aus zuverlässiger Quelle, »dass es kein einziges Mitglied gab, das nicht bedrängt wurde«. (Kennedy, o.J.) So war seinem Vorgänger Sam Houston versprochen worden, dass er Senator von Texas werden würde, vielleicht sogar Präsident der Vereinigten Staaten.

Annexionsverordnung und Verfassungsentwurf wurden durch öffentliche Wahlen am 13. Oktober angenommen: die Annexion mit 4245 zu 257, die Verfassung mit 4174 zu 312 Stimmen (Nance 2001).

Am 10. November erklärte Jones die neue Verfassung für angenommen, am 15. Dezember wurde die erste bundesstaatliche Wahl durchgeführt. Das US-Repräsentantenhaus und der Senat akzeptierten im Gegenzug die Verfassung des Staates Texas in einer *Joint Resolution to Admit Texas as a State*, die US-Präsident Polk am 29. Dezember 1845 unterzeichnete. Mexiko betrachtete diesen Akt als Kriegsgrund.¹³

Die formale Übereignung von Texas an den neuen Gouverneur J. Pinckney Henderson, dem vormaligen Gesandten in

13 Descendants of Mexican War Veterans (o.J.): »Countdown to war«, www.dmwv.org/mexwar/history/count.htm vom 20.03.2006.

Frankreich und England, wurde am 19. Februar 1846 vollzogen. Präsident Jones beschloss seine Rede mit den Worten: »Der Schlussakt dieses großen Dramas ist nun vollzogen. Die Republic of Texas ist nicht mehr«, und nachdem die texanische Flagge eingeholt worden war, trat der frühere Präsident Sam Houston vor und nahm sie in Empfang.

Während um die Geburt von Texas und die Wehen, die den Kampf um das Alamo verkörpern, viel Aufhebens gemacht wird; während also vom Gründungsmythos Paraphernalien, Dokumente und Abbildungen en gros existieren und der Kampf um die Unabhängigkeit tüchtig zelebriert wird, verbleibt das Ende der Glorie auch in der Ausstellung im Alamo selbst seltsam schal. Lediglich eine dürre Passage neben einer Abbildung der Übergabe der Staatssymbole von Präsident Jones an Gouverneur Henderson verkündet schmuck- und emotionslos den Coup de Grace. Dieselbe Abbildung wie im Alamo selbst findet sich auch im Museum der Republik wieder, ergänzt durch ein Diorama, das die Übergabeszenerie noch einmal mit Figuren nachstellt. Gerade im Museum wäre zu erwarten gewesen, dass das Ende in irgendeiner Weise bedauert oder betrauert wird.

Es gibt mehrere Gründe, warum der Verlierermythos des Alamo heute bedeutsamer ist als Geburt, Existenz und Ableben der Republik.

Zum einen erscheint das Heldentum durch die Niederlage der Verteidiger besonders groß und dient dazu, eine umgekehrte Fallhöhe zur späteren Größe herzustellen: Der Aufstieg ist größer, wenn man ihn von der absoluten Niederlage aus misst, als wenn man ihn erst ab einem Sieg messen würde.

Zum Zweiten geht es im Alamo-Mythos heute nur vermeintlich um die Werte der texanischen Unabhängigkeit und der Selbstbestimmung; vielmehr steht die Inszenierung allgemein-amerikanischer Werte im Mittelpunkt. Im Film, dem Alamo und dem Museum wird eine zwangsläufige Kontinuität zwischen der Republik Texas und den USA hergestellt, und der Fokus auf den Alamo-Mythos ist dabei entscheidend, da sich damit eine texanische und amerikanische Haltung gegen ein *gemeinsames* Anderes in Stellung bringen lässt – dieses Andere ist Mexiko. Der Mythos ist deshalb so überaus groß, aufgeblasen und mächtig, weil er die Existenz des zweiten Anderen übertünchen und negieren soll – dieses zweite Andere ist die USA. Die heutige texanische Identität

lässt sich einzig um den Alamo-Mythos formulieren, weil eine Fokussierung auf die Republik, ihre Geschichte, ihre Strukturen und ihr Potential dieses zweite Andere in den Mittelpunkt stellen würde. Damit aber würde sowohl die Zwangsläufigkeit der Annexion als auch die Ideologie des *Manifest Destiny* – und damit ein Kernbestand des amerikanischen Selbstverständnisses – hinterfragt. Denn die texanische Republik stellte ja zumindest zeitweise eine tatsächliche politische Alternative zu den USA dar. Damit genau diese häretische Sicht gebannt wird, werden im Nachhinein die Motivationen und die Handlungsweisen der Helden des Alamo als Ausdruck von Werten (Mut, Heldentum, Individualismus, Opferbereitschaft) interpretiert, die sich sowohl als typisch texanisch als auch als typisch amerikanisch deuten lassen. Dadurch wird eine quasi naturwüchsige Zwangsläufigkeit des Überganges suggeriert, die sich etwa im Museum in der Ausblendung der eigenen politischen Verfasstheit (Verfassung, Rechtssystem, Außenbeziehungen, Konflikte mit den USA) und in der Fokussierung auf eine allgemeinamerikanische Siedlermythologie äußert. Das ist die zentrale Botschaft der Reduktion der Republik Texas auf seinen romantischen Ursprung – und romantisch soll das Texanische bleiben, nicht aber politisch. Cuthbertson hat also recht: »America is the Alamo, and so is Texas.« (1986: 179)

Zum Dritten erlaubt es der Alamo-Mythos, *Texians* und *Tejanos* im gemeinsam – durch »die Mexikaner« – erlittenen Tod zu einer Einheit zusammenzuschmelzen und so die integrierende Kategorie des »Texaners« zu begründen. Damit werden diejenigen hispanisierten Bewohner, die 1836 im Gebiet des heutigen Texas gelebt haben und sicherlich ebensolche Mexikaner waren wie die Bewohner anderer mexikanischer Provinzen, aus der Kategorie *Mexicans* herausgelöst. Dieser ideologische Dreh hat legitimierende Bedeutung für einen Bundesstaat, der sich heute einer zunehmenden Zuwanderung von Mexikanern gegenübergestellt sieht, die ja auch symbolisch in die amerikanische Kultur integriert werden müssen: Wenn die *Tejanos* zu Texanern (und damit zu Amerikanern) werden konnten, dann ist das auch den neuen Migranten möglich – wenn sie sich zu den amerikanischen Werten von Heldentum, Freiheit, und Individualismus bekennen.

Nachbemerkung

Irgendjemand hat in diesem Lande gelebt, bevor es die *texiani*-schen und *tejanischen* Helden des Alamo den Klauen der mexikanischen Unterdrücker entrissen. Sprechen wir von denen. Im Spanish Governors Palace zu San Antonio fühle ich mich wie in Andalusien oder im alten Spanien zuhause, jedenfalls unvergleichlich vertraut – die Alte Welt in der Neuen. »Hier war das Hauptquartier von Santa Ana während ...«, sagt die Kassiererin befleißigt, »... während des Alamo.« Sie scheint missionarisch und stolz auf das Erbe Spaniens. Einer Gruppe erstaunter Besucherinnen aus Mexiko erklärt sie, dass »Mexikaner« – also Leute wie Santa Ana – »Indianer« gewesen seien, »we« dagegen Spanier. Damit meint sie, dass die spanische Urbevölkerung der Provinz etwas anderes war als das, was man heute unter (Hi)spanic (= Mexikaner) versteht, nämlich *Tejanos*. »From Spain«, betont sie und die Besucherinnen schauen konsterniert. »Die Spanier und die Indianer haben sich miteinander verbunden. Das waren die echten Texaner [nämlich *Tejanos*]. Die Anglos [*Texians*], die das Land besetzt haben, sind gar keine echten Texaner.« Ich glaube, auch die Touristinnen aus Mexiko waren überfordert.¹⁴

Und rund 170 Jahre nach der Schlacht um The Alamo träumt ein kleiner Junge davon, nach Texas zu gehen. *I'm going to Texas – Yo voy a Tejas*, verkündet in zwei Sprachen das Kinderbuch und meine liebste Texasparaphernalie aus dem Souvenirshop des Alamo. Auf dem gezeichneten Cover sieht man einen kleinen, auf mexikanischem Territorium stehenden Jungen mit einem Cowboyhut, einem rot-weiß karierten Hemd und einer blauen Hose, Lederstiefeln sowie einem Koffer in seiner rechten Hand.

Mary Dodson Wade, eine angloamerikanische Autorin, und ihre Übersetzerin Guadalupe C. Quintanilla, mit hispanischen

14 Einer Gruppe von Europäerinnen hätte sie sicherlich präzisiert, dass die ersten spanischen Siedler in San Antonio 1731 von den Kanarischen Inseln gekommen seien. Diesen »kanarischen« Charakter bemühen die alten San Antoniter, um sich von den *Mexicans* abzugrenzen. Und tatsächlich: Wenn man am berühmten San Antonio River Walk entlanggeht, hat man unwillkürlich den Eindruck, auf den Kanarischen Inseln zu sein.

Hintergrund,¹⁵ erzählen die Geschichte eines Jungen, der seiner Mutter davon vorschwärmt, er werde nach Texas gehen und typisch texanische Dinge machen: Indianer treffen oder einen Cowboyhut und lederne Chaps tragen und damit durchs Kaktusgesträuch reiten. Die offizielle Beschreibung des Verlages verspricht:

»Viele Leute denken, dass Texas nichts anderes ist als Cowboys.« In der Kopfzeile der Seiten führt das kleine Kind seine Bedürfnisse nach all diesem Cowboyzeugs auf – Hut, Pferd und Gitarre. Aber die Mutter besteht darauf, dass es dort noch andere Dinge zu sehen und zu tun gibt: »Komm mit und finde das NASA Space Center, Spuren von Dinosauriern, die Jagd nach Klapperschlangen, ein Zirkusmuseum und Vieles mehr. Hab Spaß bei der Reise durch Texas!«¹⁶

Ganz besonders kurios ist jene Passage, in dem das Kind mit den unzweifelhaft mestizenhaften Zügen seiner mit ebensolchen Merkmalen ausgestatteten Mutter vorschwärmt, dass er Indianer suchen möchte, worauf die Mutter nur antwortet. »In Texas gibt es Indianer, aber die sind nicht leicht zu finden« – anstatt zu sagen: »Schau in den Spiegel, mein Sohn, dann siehst Du bereits einen Indianer.«

Mild lächelnd über die Träume kommentiert die Mutter die Erwartungen des fröhlichen Lausbubs durch Bemerkungen wie: »In manchen Gegenden von Texas ist das aber anders.« Durch die Mutter aber spricht in maternalistisch-folklorisierender Weise die Autorin selbst. Für sie – und das wird im Verlagsprogramm angesprochen – ist die Geschichte rein kontemplativ und in bester tanzenhafter Manier belehrend. Das Büchlein ist sicherlich zum Vorlesen vor dem Schlafengehen gedacht – und der vorlesende Elternteil findet am unteren Rand einer jeder Seite lexikalische Ergänzungen etwa zur Vegetation oder den Vergnügungsparks von Texas. Tatsächlich bringt die Mutter ihren kleinen Träumer auf der letzten Seite auch ins Bett. Die ganze Sehnsucht des Jungen erweist sich so am Ende als süßer, aber unerreichbarer Traum, denn der Junge wird ins Bett geschickt und nicht etwa – so könnte

15 Im Verlagsprogramm von Colophon House, Houston, finden sich Bücher wie *Homesteading in the Plains – Daily Life in the Land of Laura Ingalls Wilder* über die Heldin der TV-Serie *Unsere kleine Farm*, aber auch Politisches wie *Being the Best* von Condoleezza Rice.

16 www.wadeco.com/GoingtoTexas.htm

die Geschichte ja auch ausgehen – von der Mutter zum Busbahnhof gebracht, weil er auf die gefährliche Reise über eine der bestkontrollierten Grenzen der Welt zu seinem Vater, der illegal in Texas für die Amerikaner Zäune flickt und Klempnerarbeiten verrichtet, geschickt wird.

5. Deutsche Welten

Der Stern von Texas

Hin nach Texas, hin nach Texas
Wo der Stern im blauen Felde
Eine neue Welt verkündet,
Jedes Herz für Recht und Freiheit
Und für Wahrheit froh entzündet –
Dahin sehnt mein Herz sich ganz.
(Hoffmann von Fallersleben, 1845)

»Barbarossa« stand auf dem grünen Ortschild zu lesen, das plötzlich auftauchte, und keine Einwohnerzahl darunter, so wie das sonst in Texas üblich ist. Heimatlich mutet der Name an, der Hausberg meiner Kindheit ist schließlich der Hohenstaufen und Kaiser Barbarossa die mythische Figur des Stauferlandes, und wenn man von dort kommt, dann möchte man schon wissen, was sich hinter so einem Ortschild verbirgt.

Bei der Volkszählung 2000 gaben 42,8 Prozent der Amerikaner an, sie hätten deutsche Vorfahren. Lange gab es geschlossene deutsche Siedlungsgebiete – und Zentraltexas gehörte dazu. Die Gegend zwischen Fredericksburg, San Antonio, Houston und Waco nennt man »The German Belt« – die Amerikaner haben es mit den Gürteln, es gibt den »Bible Belt« und den »Cotton Belt« und viele mehr – und viele Ortschaften wurden von Deutschen gegründet.

Texas war im 19. Jahrhundert ein regelrechter Sehnsuchtsort für viele Deutsche, ganz besonders seit Friederich Ernst 1832 begeisterte Briefe über Texas an einen Freund in Oldenburg schrieb. Wir wüssten nichts von diesen Briefen, hätte sie der Freund nicht an die Zeitung weitergegeben und wären sie dann nicht mehrfach publiziert worden. Sie lösten eine regelrechte Texaseuphorie unter

den Deutschen aus, die damals unter wirtschaftlicher Not oder unter politischer Unterdrückung litten. Man sah in Texas das Italien Nordamerikas oder gar das Paradies selbst (Ritzenhofer 1997).

Hessische Adlige gründeten in den 1840ern einen Auswandererverein, der die Ansiedlung von Deutschen in Texas organisieren sollte. In diesem Klima zogen Einwanderer aus Deutschland in Scharen hinüber nach Texas. So wie der Plattenhardter Schullehrer Jacob Brodbeck, der 1847 in Friedrichsburg ankam und im nahen Luckenbach den ersten erfolgreichen Flug mit einem Flugapparat durchführte – rund 50 Jahre vor den Gebrüdern Wright (Tatsch 1986). Aber auch mehrere Gemeinschaften deutscher Intellektueller – die sogenannten Lateiner (mehr davon in Kapitel 8) – die in Texas kommunistische Gemeinschaften gründen wollten.



Abb. 11: Deutsches Erbe in Zentraltexas (Austin)

Die Deutschen siedelten vor allem im Hill Country, mit den Städten Fredericksburg und New Braunfels im Zentrum. Sie zeichneten sich im 19. Jahrhundert durch entschiedene Gegnerschaft zur Sklaverei und durch Respekt gegenüber den Indianern aus.¹

In den meisten Ortschaften sprach man noch lange Deutsch. Und zwar verschiedene Dialekte. Im Gottesdienst, in der Schule, in der Familie. Mit dem Ersten Weltkrieg wurde Deutsch als Amts- und Schulsprache offiziell verboten und unterlag auch als Umgangssprache der Ächtung durch die Nichtdeutschen. Nur in der Familie und im Freundeskreis konnte sich die Sprache erhalten. Kein Wunder, dass gegenwärtig die letzten Sprecher langsam wegsterben.

Die Orte Zorn und Uhland, durch die ich bereits gefahren war, erwiesen sich als Ansammlungen von Trailern, Baracken und Buden. In Barbarossa nicht anders, außer, dass in einer Hütte ein Bowlingclub untergebracht ist, gegenüber einem Schild, das Richtung Friedenskirche zeigt. Der Ort verfügte 1990 über 25 Einwohner und heute dürfte es kaum anders sein.

Die zwei Meilen auf Schotterweg und an unspektakulären Rainen entlang führen zur Kirche und dem deutschen Friedhof Lone Oak. Am 17. Januar 1897 hatten sich die Deutschen von Geronimo in der Specht School getroffen und eine Friedhofsgesellschaft gegründet.

Die mexikanischen Friedhofsarbeiter kümmern sich um Büschel mit Unkraut und ihre Sandwichs. Jetzt stand ich vor Cora Timmermanns Grab und fragte mich, ob sie wohl eine früh verstorbene Schwester der berühmten Timmermann Sisters oder deren Cousine war. Cora, die am 21. Januar 1919 im Alter von 12 Jahren starb und deren Grabstein auf Lone Oak verwittert, rief mir auf unerwartete Weise jene Geschichte in Erinnerung, die mir die Kinderbuchautorin Betsy Warren nach unserem Gespräch über texanische Geschichte erzählt hatte: Es wäre doch sicherlich interessant für einen Deutschen, die sieben Timmermann Sisters kennen zu lernen. Seit sie im Mai 1953 von Life Magazine entdeckt und porträtiert wur-

1 Der einzige Vertrag zwischen Weißen und Indianern, der nicht gebrochen wurde, wurde 1847 zwischen den *Comanchen* und Freiherr Ottmar von Meusebach – dem Vertreter der Deutschen in Fredericksburg – unterzeichnet. Noch heute feiern die Nachkommen der *Comanchen* und der Deutschen jährlich den Vertragsabschluss (Lich 1996: 37ff.).

den, seien sie wahre Stars. Betsy hatte den Köder ausgeworfen und legte nach. Die Sisters sprächen noch deutsch, seien allesamt unverheiratet und lebten in Geronimo in dem alten Bauernhaus ihres Großvaters. Sehr alt seien die beiden Letzten noch lebenden. An Weihnachten hätten sie ein offenes Haus für jedermann, der den German Christmas Tree sehen wolle, die Krippenlandschaft sei spektakulär und es würde German Sausage serviert.

Etliche Tage danach saß ich in der Timmermann'schen Wohnküche – und es war wie der Blick in eine tief zurückliegende Zeit. Da werkelte diese alte Frau an der Spüle oder saß am Küchentisch neben ihrer von Parkinson geplagten jüngeren, 92-jährigen Schwester Meta, und erzählte Betsy, mit 89 die Jüngste, und mir – so als seis gestern gewesen – von Grandpa Ervendberg und den 19 Waisen – oder dem Nachbarn, José Antonio Navarro, der als einer von zwei Tejanos 1836 die texanische Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet hatte und Ervendberg das Stück Land in Geronimo² verkaufte, auf dem die Familie 1892 das Bauernhaus, in dem wir uns jetzt befanden, errichten konnte. Cora übrigens war tatsächlich eine entfernte Cousine.



Abb. 12: In der Timmermann'schen Wohnküche (Geronimo, Guadalupe County)

-
- 2 Der Name ›Geronimo‹ stammt übrigens nicht von dem berühmten Apachen-Häuptling Geronimo, sondern von Navarro, der den Bach, der durch sein Grundstück fließt, nach ›San Geronimo‹, dem heiligen Hieronymus, benannte.

»Weißt Du wenn der erste *Kindergarden* schon in Amerika war? 1922! Wie lang ist das her? 85 Jahre? ... *Right?* Weißt Du wie alt ich bin? Ich bin geboren 1909. *In the church, Friedenskirche, there was no English, all in German, when the service was, there was ...* alles in Deutsch. *They had the Kindergarden there, and we learned all the German folk songs,* ›Fuchs Du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her, sonst wird dich der Jäger holen, mit dem Schießgewehr ...‹, ›ABC, Katze geht im Schnee ...‹. *Do you like a cup of tea?*«

Mein Freund hatte mich vorab vor dem selbstgebrauten Holunderbeerwein gewarnt, den es sicherlich bei den Schwestern geben würde, aber er hatte in seiner Jugend wohl zuviel bei den *Waltons* reingeschaut.

Wanda erzählt wie ein Wasserfall, sie war schon immer diejenige in der Familie gewesen, die die meiste Energie hatte und vor Fremden das Wort führte, wie Iris Shuford (1976) in ihrem Buch über die Schwestern schreibt. Wanda springt ständig zwischen Deutsch und Englisch, endet aber meist im Englischen – auch wenn ich ihre Erzählungen in der Folge nahezu ausschließlich in Deutsch wiedergebe. Die hellwache Meta mit ihrem Dutt sitzt halb gelähmt neben Betsy und presst nur ab und an schwer verständliche Kommentare heraus. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass sie eigentlich die optimistischste und wohlgelaunteste der Schwestern war, wie Shuford schreibt. Wanda führt aus:

»Vater sprach verschiedene Dialekte – auch Plattdeutsch. Aber das versteht man hier in Geronimo nicht. Wir sprechen *High German*. Plattdeutsch, ich denke, das ist wohl wie Polnisch, *right?* Eines der schönsten deutschen Worte ist ›einschenken‹. Den Kaffee einschenken. Ein Geschenk *is a gift. Is that correct?* ... Zuhause hatten wir ein Bild von Kaiser Wilhelm, aber nach *World War I* wir mussten auf den Dorfplatz gehen und sagen ›*We hate the huns*‹, and I had no clue who ›*the huns*‹ were ... Dann durften wir nicht mehr Deutsch sprechen. Aber Amerika ist ein schönes Land, es wurde auf christlichen Fundamenten erbaut ... Aber jetzt geht das ja alles verschütt ... *Why do they all hate the Germans?* Weil da war Beethoven und all die schönen Weihnachtslieder. Das erhebt die Kultur. Ich glaube, das sind die gehasste Nation der Welt. Adolf Hitler ist hier jede Woche im Fernsehen.«

Sie unterstreicht das mit einem monsterhaften Schrei und einem verzerrten Gesicht. »Jetzt sind sie schon dabei, den neuen Papst

schlecht zu machen, bloß weil er deutsch ist.« Wanda galoppiert und ich hinterher mit einer dünnen und eher geschäftsmäßigen Frage. »Ob wir beide miteinander Deutsch sprechen?«, Wanda giggelt und gluckst, »Well, wir schreien uns nur noch an, weil wir so schlecht hören« – da spielt die Sprache wohl kaum mehr eine Rolle. Meta gluckst ebenfalls, ihr Gehör ist besser als das der flotteren älteren Schwester. Auf einem der Küchenstühle hat Wanda einen Stapel Papiere, Photographien, Broschüren und Bücher für mich bereit gelegt. Sie greift das Buch *The History of Central Texas*, das aus den 50ern stammt. Auf dem Cover ist eine Karte von Texas zu sehen, und an jedem Ort die Zeichnung der wichtigsten örtlichen Sehenswürdigkeit. In Geronimo sind sieben fröhliche Maiden gezeichnet: »Das sind wir«, sagt Wanda unnötiger Weise. Dann holt sie ein anderes Büchlein hervor, das sie selbst geschrieben hat, und bemerkt: »Hier ... Rezepte ... und dann gehts drum, wie man ein Schwein schlachtet, und da ist auch die Geschichte vom Osterhas drin. *It is worth a million Dollars*, das kannst Du gerne kaufen.« Wandas Schilderungen ist mitunter schwer zu folgen:

»Unsere Mutter wuchs bei ihren Großeltern auf, dem Pfarrer Ervendberg und seiner Frau. Die Ervendbergs waren aus Deutschland nach Chicago ausgewandert, aber 1839 kamen sie nach Houston. Ein Stück flussaufwärts am Comal River trafen sie die anderen Deutschen, Prinz Carl von Solms-Braunfels und die erste Gruppe deutscher Einwanderer, die 1844 mit drei Schiffen in Galveston angelandet waren. Solms war der Repräsentant des hessischen Adelsvereines, der die deutsche Auswanderung nach Texas organisierte. Mit Ochsen gespannen war man über Land in die Gegend des heutigen Zentraltexas gezogen und hatte am 21. März 1845 die Stadt New Braunfels gegründet. Aber Prinz Carl war nur am Jagen interessiert und hatte vergessen, einen Doktor und einen Pfarrer mitzubringen, als Ervendberg auf die Einwanderer traf und eine Predigt hielt, *his words fell like the pearls*« – und er wurde der erste deutsche Pfarrer in Texas.«

Die ersten Einwanderer hatten das Jahr noch relativ gut überstanden hatten, während die zweite Einwanderergruppe im Winter des Folgejahres eine Katastrophe ereilte. Schon an der Küste starben etwa 1000 Deutsche, noch einmal rund 300 verloren ihr Leben auf dem Weg ins Inland. Ervendberg kümmerte sich um die 19 Waisen und kaufte am Guadalupe River das Grundstück für das Waisenhaus in New Braunfels. »Als der spätere mexikanische

Diktator Santa Ana 16 Jahre alt war, wurde er zur Ausbildung zur Navarro-Familie nach Texas geschickt. Aber er tat etwas, was nicht ganz schicklich war, und Papa Navarro schickte Santa Ana nach Mexiko zurück.«

In der texanischen Revolution von 1836, Santa Ana war inzwischen mexikanischer Präsident geworden und mit seinen Truppen auf dem Weg in die abtrünnige Nordprovinz, wurde Navarros Battalion gefangen genommen und man warf José Antonio für vier Jahre ins Gefängnis – bei Wasser und Brot und in Ketten. »Von unserem Vater, der 1869 geboren wurde und der Antonio, Jahrgang 1795, noch kannte, hörten wir immer bloß ›der Alte Navarro tat dies und der Alte Navarro tat das‹ ... Heldengeschichten eben!«, urteilt Wanda.

Ich drohte mich in den Erzählungen Wandas, in den Schleifen, die sie flocht, und zwischen den großen Sprüngen – die für die Kinderbuchautorin und Hobbyhistorikerin Betsy sicherlich einen unerschöpflichen Quell darstellten –, zu verlieren. Aber sie hatte die Geschichten sicherlich schon häufig erzählt, ich werde sie später in Shuffords Buch wiederfinden: »1936 besuchte ich mit meiner Mutter Großtante Augusta, die war damals 91, und ich lauschte den alten Geschichten. ›Mein Vater, Pastor Ervendberg, war doch so ein guter Mann, ich weiß nicht, weshalb man ihn in New Braunfels nicht mag‹, jammerte Augusta.«

Offensichtlich war der erste Pfarrer in Ungnade gefallen, und der jungen Wanda war damals nicht klar, weshalb. Später hatte sie erfahren, dass Ervendberg mit einem seiner Waisenmädchen nach Mexiko durchgebrannt war und dort eine zweite Familie gegründet hatte. Die Ereignisse lagen wohl schon zu lange zurück, als dass sich Wanda dieser pikanten Details der Familiengeschichte geschämt hätte. Aber die Frage, weshalb keine der Schwestern je geheiratet hatte, war wohl zu persönlich, um sie anders zu beantworten als mit: »Wir hatten immer so viel zu tun.«

Dann greift Wanda nach der legendären Ausgabe des Life Magazine vom Mai 1953, in der die sieben Schwestern zum ersten Mal porträtiert wurden. Sie blättert in der Ausgabe, die die Schwestern beim Streichen des Hauses oder beim alljährlichen Picknick am Waisenhaus zeigt: »Hier sind wir mit unserem Dad.« Auf einer aus der Vogelperspektive aufgenommenen Photographie sieht man die nebeneinandersitzenden Schwestern beim Schuhkauf in San Antonio. Bei ihren öffentlichen Auftritten waren

sie stets auf dieselbe Weise gekleidet. Die Schwestern konnten im gemeinsamen Kleiderschrank die jeweilige Besitzerin eines Kleides durch die Farben der Fäden, die ins Futter genäht wurden, erkennen. Ein weiteres Foto gibt einen Einblick in den riesigen schwesterlichen Kleiderschrank, in dem Schuhe, Kleider und Accessoires – fein säuberlich getrennt und in sieben ordentlichen Stapeln – aufbewahrt wurden.

»Alles nur wegen unserem Weihnachtsbaum«, unterstreicht Wanda plötzlich und resolut. Bislang hatten wir am Tisch der großen Wohnküche gegessen. Nun wollte sie mir zeigen, wo der berühmte Weihnachtsbaum jedes Jahr errichtet wird – und schon wieselte die 95-Jährige flinken Schrittes in die Eingangshalle.

»Hier, in dieser Ecke ... Der wird hier aufgestellt und geschmückt, noch immer. Früher dann kam der Nikolaus und später wars Santa Claus, den wir aber nie sahen, wir dachten, er müsse immer grade auf der anderen Seite des Hauses sein ... Vater war Musiker, und sie machten Weihnachtsmusik ... Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es einige Kontakte zwischen Amerikanern und Deutschen, und ein Nachbarsmädchen hatte diese Wachsfiguren aus Deutschland geschickt bekommen, die stellten Texas-Ranger und Indianer dar. *Beautiful!* Und weil wir ja auch eine Geschichte zu erzählen hatten, nämlich die mit dem Waisenhaus, fragten wir nach, ob sie dort Wachsfiguren von unserer Geschichte machen könnten. Nach einiger Zeit erhielten wir tatsächlich einen Brief aus Deutschland, in dem stand. ›Als wir euren Brief erhielten, mussten wir erst einmal weinen, weil wir nicht dachten, dass nach dem Krieg noch irgendjemand in Amerika etwas mit Deutschland zu tun haben wollte.‹ Es dauerte zwei Jahre, bis wir unsere Figuren bekamen, die 19 Waisen und die fünf eigenen Kinder der Ervendbergs ... Die stellen wir immer unter den Weihnachtsbaum, anstatt einer Krippe. Dann kam [der Volksmusiker] Myron Floren nach New Braunfels, der hatte eine landesweite Fernsehshow, und er wollte was über deutsche Musik machen. Er sah unsere Figuren in einer Ausstellung und wollte uns dann kennen lernen. So wurden wir berühmt.«

Sie reichte mir ein vergilbtes Photo eines Mannes in kurzen Lederhosen und mit einem Akkordeon:

»Myron kam und wir servierten ihm *Breadpudding and Wine Sauce* – ohne zu wissen hatten wir ihm seine Lieblingsspeise aus der Kindheit gemacht. Und dann kam er bis zu seinem Tode jedes Jahr, 36 Jahre lang,

und bekam seinen *Breadpudding* und seine *Wine Sauce*. Das Rezept ist im Buch drin. Und hier haben wir ein Bild, von 1981, da sind wir noch alle beisammen: Tekla, Hulda, Stella, Melitta, Wanda, Meta and Willie Mae ... Die erste von uns starb 1984 ... Ich lese die Weihnachtsgeschichte, *you see?*«

Lutheranisch seien sie ganz gewiss nicht: »Ne ne ne ne! *We are not Lutherans or evangelisch. The Evangelische Kirche von Deutschland. We were free and independent to worship.* Die Friedenskirche war zuerst unsere Kirche.« Die Schwestern hatten sogar eines der Kirchenfenster gestiftet.

»But we also belonged to the First Evangelical and Reform Church of New Braunfels, which was organized by Ervendberg in 1844. Then the next thing that came along was ›Cross United Church of Christ‹ (UCC), and 1976 both merged, and – boof – da haben die Liberalen das Ruder übernommen: Da hieß es plötzlich, wir könnten an die Auferstehung glauben wenn wir wollten, oder auch nicht. Das war dann 1999. Und da hatten wir die Nase endgültig voll und sagten: ›Nein! Denn darum geht es doch: um die Hoffnung! So entstanden wir.«

Die United Church of Christ war eine der progressivsten Konfessionen im Land, die Ende des 19. Jahrhunderts als erste eine Frau und einen Schwarzen, und 1972 einen bekennenden Homosexuellen ins Priesteramt ordinierte (Kreye, o.J., b). »Ich möchte Dir die Kirche zeigen«, verkündete Wanda selbstbewusst, und ich verstand nicht.

»Es hieß: ›Lasst uns doch bloß ein paar Mal treffen‹, und so trafen wir uns ein paar Mal zum Gebet. Und Eine sagte, sie vermisse den Morgengottesdienst am Ostersonntag, und ich meinte. ›*We've got the creek and its still flowing, and we can have a sunrise-service.*‹ Die alte Pfarrerin war auf unserer Seite und leitete den ersten Gottesdienst, aber sie konnte das natürlich nicht regelmäßig machen. Da waren wir also fünf die sagten: ›Gut, dann predigen wir eben selbst‹, und als der Erste es versuchte, meinte er: ›Oh je, ich hätte nicht gedacht, wie schwer das ist, das mach ich nie mehr!‹ Aber irgendwann schloss sich uns ein richtiger Prediger an, ein Methodistenpfarrer im Ruhestand, und fing dann an, bei uns hier im Wohnzimmer zu predigen. Und dann entschieden wir uns, den Blumenladen aufzugeben.«

Ich verstand noch immer nicht, wovon sie sprach, aber sie hieß mich, ihr durch das Haus zu folgen. Vorbei an Regalen mit allerlei Nippes, bunten Ostertellern, Osterlämmern, Hasen und einem Becher aus Crawford – »*Now you now whom we are voting for*«, meinte sie keck. »Wir hoffen, dass Bush ›es‹ machen wird. Meinst Du, er wird ›es‹ schaffen?« Sie blickte mich hoffungsvoll an. »Was schaffen?«, erwiderte ich, denn die Präsidentschaftswahl von 2004 war gerade erst ein paar Monate vorbei. »Unser Land wieder zu christianisieren. Alle Christen haben schließlich für ihn gestimmt.« Ohne meine Antwort abzuwarten, meinte sie, dass der Weg in den Himmel eng sei und die Türen auch. »Besonders diese.« Wanda öffnete eine Tür und stieg behände ein paar Stufen hinab in einen dunklen Raum: »Das war unser Blumenladen, jetzt treffen wir uns hier«, meint sie glücklich.

»Das ist unsre Good Shepherd Evangelical Church. Jeden Sonntag treffen wir uns um 10:15, seit fünf Jahren. Unser Chor besteht aus acht bis zwölf Sängern! Wir haben sogar einen Pfarrer aus New Braunfels, der zu uns übergelaufen ist, weil sie auch da jetzt Homosexuelle ordinieren wollen. Ich meine, wenn *die* beten wollen, das ist gut, aber jeder sollte wissen, was er tut, in der Heiligen Schrift steht, dass das falsch ist. So falsch wie nur irgendetwas sein kann. Aber jeder soll tun was er will ... Jetzt weißt Du, wer wir sind und was wir tun.«

Wanda drückte mir eine Broschüre in die Hand.. Die nette Dame, die ich bislang aus ironischer Distanz und folkloristischem Interesse als leicht tüttelig verklärt hatte, überraschte mich durch erdenschwere Prinzipientreue und ich fragte mich, wie sie wohl reagierte, wenn ich mich auf der Stelle als Abtreibungsbefürworter, schwul oder zutiefst sekulär outen würde. Würde sie mich immer noch willkommen heißen, wenn ich kein Professor aus Deutschland, sondern schwarz und aus den Südstaaten wäre? Gewiss, die deutschen Gebiete waren berüchtigt für ihre Liberalität und ihre feurige Haltung gegen die Sklaverei. Aber das war im Bürgerkrieg anno 1860 – und seither ist sicherlich viel Wasser auch den Guadalupe River hinunter geflossen.

»42 Mitglieder haben wir jetzt. Wir haben lange stagniert, weil wir dieses fruchtbare Stigma trugen. Da kamen sie von der UCC zu uns, von der Hierarchie, und sie wollten uns nicht erlauben zu predigen. Aber es gab keinen Kompromiss und wir verließen die UCC. Ich denke, die

glaubten immer, dass wir zurückkommen, aber ich kanns mir nicht vorstellen. Die Jugendgruppe trifft sich übrigens in unserer Küche, und die ganz Kleinen in diesem Nebenraum.«

Wanda führte die Hausbegehung in flottem Schritt fort – und ich folgte mit leicht ungutem Gefühl. Sie kramte energisch Kinderfotos heraus und kurbelte an *the Edison*, einem alten Plattenspieler, drehte an der »kleinen Worschtmiehle«, zeigte mir Bush-Anstecker und alte Schellackplatten, und drückte mir uralte, mit Tabakblättern gefärbte Ostereier in die Hand. Ich zweifelte bisweilen, ob sie zu mir redete oder zu sich.

Marita, die Haushaltshilfe, rief, es sei Essenszeit. Der Lunch sei *German*, er bestand aus kalten Wurstscheiben, bunten Spinat-, Karotten- und Kartoffelchips, Nudeln, »rote[m] Kohl und Appelschnitzeln«, Kapern und Gurken. »Komm Herr Jesus sei unser Gast, und segne alles was Du uns bescheret hast – *is that right?*«

»Gewehre haben wir keine mehr im Haus – aber wir könnten welche gebrauchen. Wegen der Schlangen. Wir hatten an Weihnachten eine Freundin hier über Nacht zu Gast und sie sah, wie die Kette unserer Verandatür sich bewegte, und die dachte – ›Wow!‹ – und ich weiß nicht, ob die Schlange schon geklappert hatte, aber sie begann sich zusammenzukringeln, und wenn die das tun, dann sind sie kurz davor, zuzuschlagen. Der Hund hat nichts gemerkt.«

»Und da war doch noch dieser junge Mann mit der Schlange«, eine offensichtlich gut informierte Betsy meldete sich mit einem Stichwort. »Ja, hier«, Wanda kramte kauend in einer Schachtel mit Fotografien, »Leon Jaworski.« Sie zeigte das unscharfe Schwarz-Weiß-Bild eines jungen Mannes in schlabberigen Hosen, der stolz eine Schlange, die er erschlagen hat, in die Kamera hält: »Das ist der Sohn von unserem Pastor. Der war hier als Kind oft in Ferien. Ein berühmter Anwalt! Das Tier hat er draußen erwischt, grad hinterm Haus.« Der Abgebildete hatte später eine ganz andere Schlange erschlagen: Jaworski war jener Sonderstaatsanwalt, der im Verfahren um die Watergate-Affäre Präsident Nixon zu Fall brachte. »Aber wir hatten nie eine Schlange im Haus. Als wir Kinder waren, hatten wir mal ein Stinktier im Wohnzimmer. Wir warteten einfach, bis es wieder verschwand, damit es nicht sprühte.« »Der Sohn meiner Freundin wurde mal angespritzt, und jemand

sagte: ›Tomatensaft!‹ Das hilft gegen den Gestank«, warf Betsy ein. Aber Wanda ließ sich nicht beirren, und ich war allmählich überfordert von den Wendungen der alten Dame.

»Im November 1927 fuhren wir alle sieben zu unserer alten Tante Augusta nach New Braunfels, und als wir über die Eisenbahnbrücke kamen, Mensch, da drehten sie einen Film! *Wings* von William Wellman, Hollywood, in Santone [San Antonio] auf der Kelly Airforce Base – wir hielten an und guckten runter auf die Gleise und da war er: Buddy Rogers. Ich war verrückt nach ihm, er war ein großer Star.[Wann bot sich einem schon die Gelegenheit, noch jemanden zu treffen, der in seiner Jugend für einen Stummfilmstar geschwärmt hatte?] Er heiratete Mary Pickford, das war ja der größte Star überhaupt! Wir sprachen mit ihm und er stellte uns seiner Mutter vor. Wir unterhielten uns über Pecannüsse, die aß sie wohl gerne. Am nächsten Weihnachten erinnerten wir uns daran, dass sie die Pecans so mochte. Wir hatten ja bereits zuvor welche an Harold Lloyd, Mary Pickford und Bing Crosby geschickt, warum also nicht auch an Mrs Rogers? Dann bekommen wir einen Brief von Buddy und einen von seiner Mutter – und seither haben wir ihr jedes Jahr unsere Pecans geschickt. Dann, 1967, und Kelly Airforce Base feiert ihr 50-jähriges Jubiläum. Und was machen sie? Die rufen Hollywood an und fragen, ob nach diesen [sie lachte] rund 150 Jahren noch einer lebt aus dem Film. Buddy lebte noch, in voller Blüte [er starb 1999], Clara Bow war gestorben und Dick Arlen lebte auch noch. Dann bekamen wir sieben Einladungen zur Jubiläumsfeier! Wir waren alle gleich gekleidet! Und dann kam Buddy und als er uns sah, rannten ihm die Tränen runter. Am Abend spielten sie im Aztec-Theatre von San Antonio den alten Film und Buddy Rodgers hielt eine Ansprache und das erste, was er sagte, war, dass die sieben Timmermann-Schwestern aufstehen sollten, und alle klatschten! Nach drei Wochen schickte man uns das Plakat, auf dem all die Stars unterschrieben hatten. Wir konnten das aber nicht so einfach an die Wand hängen, man musste das doch vor den Ratten und den Silberfischchen und dem anderen Viehzeug schützen. Also kauften wir uns einen billigen Rahmen und machten eine Plastikscheibe drüber, weil ein Glas zu schwer gewesen sei. Da hängt nun an der Küchenwand ...«

Als Nachtisch wurden Erdbeeren mit Vanilleeis gereicht. »*This is a house of stories* ...«, warf Betsy ermüdet ein, und es klang nicht nur wie das Resümee eines intensiven Tages. Denn die vielen Geschichten der Schwestern lassen sich als Parabel für eine große Geschichte – die der Texasdeutschen – lesen. In Zeiten des ehebre-

cherischen Waisenvaters Ervendberg war Texas eine Republik, in der vor allem hispanische Tejanos wie der Alte Navarro und Indianer – über die redet man aber nicht – lebten. Die Deutschen wurden anders als in anderen Staaten gezielt als Siedler angeworben und zogen nicht in Gebiete, in denen bereits andere Europäer siedelten; es gab also auch noch keine Amerikaner, als die Deutschen hier ankamen. Daher konnte sich eine kulturell nahezu rein deutsche Gemeinschaft entwickeln, mit Schützenvereinen, Schulen, Kirchengemeinden und Zeitungen – bis im Ersten Weltkrieg die *English-only*-Gesetze verabschiedet wurden, die das Deutsche aus der Öffentlichkeit verbannten und in den Kreis der Familie und der Freundschaftsnetzwerke abdrängten. In vielen Gegenden, wie in Geronimo, konnte es sich als Umgangssprache jedoch lange halten. In den 20er Jahren hatten sich aus den deutschen Schwestern schon junge Amerikanerinnen entwickelt, die sich nicht anders als ihre Altersgenossinnen an Hollywoodfilmen ergötzen und für Filmstars schwärmten. In den 50er Jahren, als die Schwestern durch überregionale Medien entdeckt wurden – und mit ihnen ihre Jahresbräuche und Rezepte –, da war das Deutsche dann kurios und konnte wieder von einer breiten Öffentlichkeit – wenngleich auf folklorisierte Weise – konsumiert werden. In der Gegenwart schließlich sind die Texasdeutschen im Amerika des George W. Bush angekommen – die Schwestern haben sich von ihrer deutschen Kirchengemeinde getrennt und wie unzählige andere Amerikaner eine eigene, fundamentalistisch ausgerichtete Gemeinde gegründet, die auf einen Präsidenten setzt, der das Land wieder christianisiert. Die deutsche Sprache liegt in den letzten Zügen, die letzten Muttersprachler sterben weg. Die Texasdeutschen sind heute auch in ihren Kernsiedlungen, wie etwa in New Braunfels, nicht mehr in der Mehrheit – die Mexikaner stellen jetzt die größte Gruppe.

Wanda und Meta waren noch vergnüglich beim Löffeln, und ich versuchte mir vorzustellen, wie es hier wohl war, als noch alle sieben Schwestern lebten, und wie es dann, Eine um die Andere, immer weniger wurden. Wer von den beiden würde den Tod der Schwester verkraften müssen, und wie wird die Überlebende damit umgehen? Die Kirche wird sicherlich weiter bestehen – gerade jetzt besteht kein Mangel an fundamentalistischem Nachwuchs. Was wird mit dem Haus passieren? Macht man ein Museum daraus? Vielleicht wird es wieder an einen Mister Navarro oder eine

Familie Vargas übergehen – und damit schließt sich dann der Kreis vollständig.

Bislang fließen hier aber die Vergangenheiten mit der Gegenwart zusammen, und solange noch eine der Schwestern lebt, werden der Prinz von Solms-Braunfels und das Stinktier im Wohnzimmer, Pastor Ervendberg und Buddy Rodgers, General Santa Ana und Myron Floren, der Nixon-Jäger Jaworski und Großtante Augusta, George W. Bush und der Osterhas, werden Tekla, Hulda, Stella, Melitta, Wanda, Meta und Willie Mae in diesem Haus wohl auf derselben Zeitebene beisammen sein.

6. Dead End Road

Kurz vor Wilson eröffnet uns Burt eilig, dass diese Gegend alles Andere als »fernab von der Welt« sei, denn eine Reihe berühmter Amerikaner komme von hier, etwa »Walker, der Texas-Ranger«, Chuck Norris. Gleich würden wir das Willkommensplakat mit einem grüßenden Norris am Ortseingang sehen – falls es dem letzten Tornado standgehalten habe: »Aus einem Nachbardorf kommt die ehemalige Miss America, Anita Bryant, die hat in den 70er Jahren diesen Kreuzzug gegen Homosexuelle geführt ... und dann ist ihre Tochter, die genauso blöd war wie die Mutter, mit einem Jungen gegangen, der sich später als schwul entpuppt hat.«

Burt grinst schadenfroh. Ja, und Rue McClanahan von den Golden Girls ist in seinem nahen Heimatort Healdton geboren. Aber es hilft nichts: denn so wie diese Gegend stelle ich mir Patagonien vor, wenn ich Bruce Chatwin lese – leere Straßen und karge Gebäude im eisigen Wind, dass einem Gott erbarm, und von denen man kaum glauben mag, dass sie bewohnt sein könnten. Nur die Ölpumpen, die immer wieder hinter Büschen und Bäumen hervorlugen wie bizarre steinzeitliche Gottesanbeterinnen, verraten, dass wir in Oklahoma sind, bloß ein paar Meilen hinter der texanischen Grenze. Burts Heimat hat offensichtlich schon bessere Zeiten gesehen.

»Gleich sind wir da«, Burt ist etwas nervös. Ein-, zweimal im Jahr kommt er aus Austin zu Besuch. Es seien liebevolle und liebenswerte Eltern, aber sie lebten doch in einer ganz anderen Welt als er selbst, der Sohn, der an der Universität Kunstgeschichte unterrichtet.

Dead End Street steht auf dem Schild des Holperwegs, der zum Haus der Eltern führt. Ich hatte mich auf der Fahrt übers Land gefragt, wie die Eltern wohl wohnen würden – und ob es sich auch um eine dieser schäbigen Bretterhütten mit pappdünnen Wänden

und rostigen Autowracks im Vorgarten handelt, die wir auf unserer Fahrt über Land so oft gesehen hatten. Jetzt stehen wir vor dem adretten grüngestrichenen Haus, vor dem sich ein Flaggenpool reckt, an dem die amerikanische und die Oklahomaflagge im kalten Wind flattern. Burt wundert sich darüber, denn früher habe man nie eine Flagge aufgezogen – und schon gar nicht die von Oklahoma. Seine Mutter habe zwar immer viele Stoffe mit Flaggendesign besessen, und einmal, als Burt sich daraus ein Bettlaken machen wollte, habe sie die Stoffe verschwinden lassen, weil man auf der Flagge nicht schlafe.

Burt zeigt auf einen betonierten Sockel, der sich aus der Wiese heraus erhebt: »Der Tornadokeller, wollt ihr ihn sehen?« Offensichtlich hat er es nicht eilig, sofort ins Haus zu stürmen, die Mutter zu Herzen und sich vom Vater auf die Schultern klopfen zu lassen. »Wenn Du gleich meine Mutter siehst, denkst Du sicherlich: ›Die sieht ja aus wie Burt mit einer grauen Lockenperücke!‹«, meint er leicht hysterisch. Ich verstehe. Es birgt ja immer eine Unsicherheit in sich wenn man Freunden aus der Gegenwart zeigt, wo man aufgewachsen ist; vielleicht legt man denen eine Seite von sich offen, die diese nicht erwartet haben. Aber Burt meinte, wir sollten endlich »das wahre Amerika« kennen lernen und nicht nur diese intellektuelle Insel der Seeligen – das liberale Austin. Da bot sich die Geburtstagsfeier zu Ehren der 96-jährigen Großmutter an diesem Osterwochenende an. Die ganze Familie werde da sein, und Freunde seien willkommen.

Wir betreten den Schutzraum über eine rostige Stiege und sehen ein paar Pritschen, einen Tisch, Regale mit Wasserkännern und Dosen und Kerosinlampen. »Tja«, sein Seufzer strahlt Vertrautheit zu dem Platz aus, den die Familie immer wieder aufgesucht hat, wenn ein Sturm drohte: »Im Haus konnten wir ja nicht bleiben, es kommt hier schon immer wieder mal vor dass der Tornado einem das Dach abdeckt.«

Durch die Küche betreten wir das Haus, die hagere Mutter schreitet erfreut aus dem Wohnzimmer. Sie hat zur Begrüßung Tee aufgesetzt und auf dem Tisch stehen Kekse. Die Küche geht in das Wohnzimmer über, und von da gehen die anderen Räume ab. Wie üblich in amerikanischen Häusern gibt es keinen Flur. Geheizt wird gut an so einem unwirschen Tag. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher – Fox News, »rund um die Uhr«, wie Burt hervorhebt, und Baseball. Der Vater winkt freundlich mit einer Hand

von einem dieser weichen Sofas, die Rückenschmerzen und wohlige Weichheit zugleich bescheren, zu uns herüber.

LaDeen ist 72 – und sie sieht tatsächlich aus wie ihr Sohn. Sie redet von Baseball und Kindern und Enkeln und Nachbarn, davon, dass Nichte Samantha mit ihrem afroamerikanischen Mann nicht kommen kann und Mrs Mulligan gestorben ist. Ziemlich laut und mit freundlicher Mimik, mit aufgerissenen Augen, und um ihre Worte zu unterstreichen, stupst sie mich mit dem Ellbogen an. Das macht sie automatisch, weil ihr normalerweise keiner zuhört oder nur mit halbem Ohr, meint der Sohn amüsiert. Immer wieder wendet sie sich beim Reden ab und setzt sich für ein paar Augenblicke in den Fernsehsessel, um das Geschehen auf dem Bildschirm zu verfolgen. Offensichtlich ist sie der größere Baseballfan.

P.L. ist drei Jahre älter als seine Frau und müht sich vom Sofa in die Küche. »Dein Vater freut sich auch, dass ihr hier seid«, meint LaDeen resolut, »nicht wahr, Ponly Lonly?« Die drei grinsen über mein Gesicht, das offensichtlich Irritation ausdrückt. Burt erklärt, dass sein Vater im Scherz genannt werde, seit er sich damals beim Militär habe registrieren lassen:

»Name?« P.L., Sir!«. P.L. what?«, habe der in der Registratur gefragt, und Dad sagte: »P only, L only«, und das wollten die nicht glauben, aber er wurde tatsächlich so getauft: P.L. mit zwei Buchstaben. Das ist keine Abkürzung. Was sich die Großeltern dabei gedacht haben weiß der Himmel! Seine Großmutter war Cherokee gewesen, eine Urgroßmutter Choctaw! Wie soll man da wissen, wie die auf so was kamen.«

P.L. war mit der Army in Deutschland, 1951, in Nürnberg und vor allem in Frankfurt, aber seither nicht mehr. Später schuftete er auf den Ölfeldern und arbeitete sich zum Leiter eines Ölfeldes empor. Noch immer stehen in vielen Gärten Ölpumpen – die meisten sind stillgelegt, aber einige fördern noch, wie jene, die bei P.L. und LaDeen hinterm Haus vor sich hin pumpt. »Damals gings uns allen gut, wir waren zwar nie reich, aber doch wohlhabend«, meint Burt, »und ich habe mich als Kind manchmal auf die Pumpe geschwungen und bin darauf geritten.« Er spricht von der Familie stolz als *Oil Trash* – und die Eltern finden das gar nicht negativ, sondern nicken nüchtern. P.L. wirft ein:

»Entweder man besitzt die Landrechte oder die Mineralrechte, also entweder die Oberfläche oder aber das, was in der Erde an Schätzen verborgen schlummert. Richtig reich sind nur die ganz wenigen, die beides besitzen. Die großen Korporationen haben den kleinen Grundbesitzern die Mineralrechte abgekauft, die haben denen also bloß für das Aufstellen der Ölpumpen was gezahlt, aber nicht für das Öl selbst.«

Healdton liegt im nördlichen Ausläufer des großen texanischen Ölgebietes – bis in die 70er Jahre war der Ort eine *Boomtown*. Langsam versiegten die Quellen, es lohnte sich nicht mehr, den Rest zu fördern. Nach und nach wurden immer mehr Leute entlassen. Andere Jobs gab es nicht, und so machte ein Geschäft nach dem anderen zu und Viele zogen fort. Nicht nur die Jungen, auch LaDeen und P.L. überlegen sich, in die Nähe der Kreisstadt zu ziehen, wo es ein Krankenhaus gibt, schließlich sei man nicht mehr so jung.

Sic transit ...

Die Tristesse, die wir später am Nachmittag auf einer Rundfahrt mit Burt und seiner Nichte Kimberly sehen, ist nicht allein typisch für diese Gegend am Rande von Texas, sondern für weite Landstriche der US, in denen eine vergleichbare Entvölkerung stattfindet.

Dieses Schicksal ist jedoch nicht nur ein Zeichen des Verfalls, sondern auch der amerikanischen Flexibilität, die dem Pioniergeist geschuldet ist, der das Land groß gemacht hat: Wenn das Land nichts mehr hergibt und die Situation vor Ort unerträglich wird, dann packen Viele zusammen und ziehen weiter.

»Das war eine Bar, die hat man niedergebrannt«, verkündet Kimberly lakonisch, als ich nach dem Haus frage, das am Straßenrand vor sich hin kohlt und kokelt. Nein, keine Brandstiftung, die Bar habe sich bloß nicht mehr rentiert und man wollte sich die Abbruchkosten sparen. »Dieses Kaff hier« kann man nur ertragen, wenn man sich mit Alkohol zudröhnt, meint Kimberly, die aus dem nahen Dallas angereist ist. »Hier, hier war früher ein Laden, der ist jetzt geschlossen. Da drüben stand mal ein Haus, in dem meine Schulkameradin wohnte« – jetzt befindet sich dort eine zerfranste Wiese. Hütten mit eingeschlagenen Scheiben und halb he-



Abb. 13: Zerfall einer einstigen Boomtown (Healdton, Carter County, OK)

runtergerutschter Dachpappe, rostige Kübel und Autokarosserien zerfallen achtlos in den Vorgärten und auch dahinter, einmal ein altes Boot, und vereinzelt liebloses Kinderspielzeug. Das sei eine Ghost Town, erklärt Burt, als wir durch einen Ortsteil fahren, in dem außer einer Tante niemand mehr lebt. Offiziell wird eine Siedlung zur *Ghost Town*, wenn es keine Poststelle mehr gibt – »und die hier hat in den 80ern zugemacht.«

Einmal die Hauptstraße rauf und runter und in ein paar Nebenstraßen eingebogen. Onkel und Nichte unterhalten sich über die Langeweile. Offensichtlich bestand zu Burts und auch 20 Jahre später zu Kimberlys Zeiten ein Großteil des jugendlichen Zeitvertreibs darin, mit dem Auto die Straße hin und her zu fahren. »Am Burger Drive Inn«, Burt zeigt auf ein verlassenes Gebäude mit heruntergelassenen Rouleaus und blätterndem Putz, »da war Schluss. Hier haben wir dann gewendet oder man traf sich auf den Parkplatz dahinter zum Schwatz.« Die Nichte ist erstaunt, denn »so weit« habe man es zu ihrer Zeit nicht mehr geschafft, damals, vor fünf Jahren, sei man gerade mal vom Pizza-Express zur Bank gefahren – Burts Burger-Drive Inn liegt sicherlich 300, 400 Meter weiter.

Auch wenn es öde und bar jeden Trostes ist, so bekommt es doch eine beklommen-heitere Note, wenn Burt den Ort durch persönliche Erlebnisse belebt: in diesem Haus hatte er den schlimmsten Job seiner Jugend, einen Sommer lang alte Backsteine vom Mörtel freiklopfen, damit man sie neu benutzen kann; dort stand das Fast Food Lokal, in dem er jobbte; und dort drüben lebte die Soundso, mit der er in der Schule war, gleich hinter dem Gemüseladen.

Wir kommen an der High School vorbei, deren Fenster man in den 70ern fast zur Gänze zugemauert hatte, so dass nur noch ein schmaler Spalt Einblick gewährte. »Um Energie zu sparen. Anstatt isolierte Fenster einzusetzen und Wärmedämmung zu betreiben, wurden sie einfach zugemauert.« Nach all den Jahren klingt aus Burts Kommentar noch immer Ärger und Entsetzen über diese bauliche Schande, und ich gewinne langsam eine Ahnung davon, wie aus dem Dorfjungen vom Ölfeld der Professor für Kunstgeschichte werden konnte.

Das Schild vor der High School verweist darauf, dass es sich um eine *Drug Free School* handelt, und ein zweites Schild darunter zeigt einen durchgestrichenen Revolver und die Aufschrift: »No firearms.« Kimberly und Burt glucksen komplizenhaft, wie der europäische Gast wohl darauf reagieren wird, und sie gackern, als diese erwartungsgemäß ihre Photoapparate zücken. »Hoffentlich sieht mich niemand mit Euch, ich habe schließlich einen Ruf zu verlieren«, grinst Kimberly, zwischen kuriose Hysterie und peinlich berührter Schockiertheit schwankend.

Denn Kimberly ist passionierte Schützin und die Tochter des Waffenhändlers und -narren Matt. Dass sie eine eigene Pistole besitzt ist für die 26-jährige Krankenschwester selbstverständlich. »In Dallas gehe ich mit meinen Freundinnen manchmal zum Schießen, und wenn wir da auftauchen, wundern sie sich manchmal, dass wir so normale und gutgelaunte Mädels sind.«

Die Geschichte mit den Waffen war einer der Gründe für unsere Reise, als Europäer hat man ja so seine Vorstellungen über die waffentragenden Amerikaner. Denen man im feinen Austin aber nicht begegnet. Die Familie wusste das. Ob es Zufall war, dass Kimberly ein Sweatshirt mit einer riesigen Gewehrpatrone und dem Schriftzug *Winchester* trug? »In Texas drüben gibt es sogar eine Vereinigung von ›Gun Divas‹, die gehen mit Haute Couture, Juwelen und Nerz zum Schießen.« Als Tochter eines Waf-

fenhändlers hat Kimberly sicherlich Erfahrung mit den Vorurteilen von Waffengegnern: »Wir sind keine Verrückten, sondern ganz normal. Wir ballern nicht wahllos in der Gegend herum. Morgen gehen wir aufs Feld, da wirst Du schon sehen.«

Auf kahlem Feld

Am nächsten Tag ist Ostersonntag, die Verwandtschaft ist mittlerweile in dem grünen Haus in Dead End Road eingetroffen. Man isst nicht zusammen wie an einer deutschen Familientafel, sondern versorgt sich zwanglos und wann es beliebt. Jeder schnappt sich irgendwann einen Teller, den er selbst auffüllt, und beginnt zu essen: im Sitzen, im Stehen oder über den Küchentresen gelehnt. Es gibt Braten und Gemüse, grüne Bohnen, Mais und zerdrückte Kartoffeln. LaDeen sei eine schreckliche Köchin, schon immer, aber seit sie diesen Fimmel mit gesunder Ernährung hätte, sei es noch schlimmer, weil sie jetzt nicht einmal mehr würze.

Ich komme mir vor wie in einer amerikanischen Vorabendserie: Neben der patenten Mutter und dem freundlichen Vater natürlich das Geburtstagskind, die Großmutter, die im örtlichen Altenheim lebt und deren Torte passend zum lila Kleid mit lila Farbstreifen dekoriert ist. Dann Burts Schwester Megan, die in der Drogerie-Kette Wal-Mart an der Kasse arbeitet, mit Familie. Der jüngere Bruder Heath, der Klimaanlage installiert und natürlich Matt, der Älteste. Darüber hinaus zwei Cousins, die beiden Schwestern mit den seltsamen Namen Wanda und Wanna. Und Nichte Donella, ein ehemaliger Cheerleader und Homecoming Queen, die Darrion, ihren Sohn, unehelich bekommen hat. »So wie das bei den Homecoming Queens und Cheerleadern üblich ist.« Homecoming Queens werden von einem Komitee der Oberstufe in den Schulen gewählt, – sie fungieren im Herbst während des Höhepunktes der Football-Saison als Königinnen: In jeder Saison spielt das Team einmal im heimischen Stadion, das ist das sogenannte »homecoming.« Es wird eine Queen gewählt, die dann zusammen mit dem Leader des Football-Teams, üblicherweise dem Quarterback, das Team repräsentiert. Donellas Mann Leroy stammt aus Montana und arbeitet jetzt auf dem Luftwaffenstützpunkt Fort England in Florida, auf dem er Kampfflugzeuge wartet – momentan solche, die im Irak zum Einsatz kommen. Selbst ge-

flogen sei er aber noch nicht. Der Stützpunkt diene vor allem der Heimatverteidigung und dem Nachschub für die Kampfgebiete rund um die Welt.

Kurz darauf fahren wir mit Jeep und Truck querfeldein über öde Feldwege. An einem Feldweg mit dem Namensschild *No Man* rechts ab aufs freie Gelände, über ein Kuhgitter und einen Bach, auf ein baumloses Feld mit zwei verlorenen Klappstühlen und einem Tischchen vor einer kleinen Anhöhe. Wenn ich nicht unter Freunden wäre und man mich hier erschießen und verscharren würde – niemand würde einen hier finden. Am Fuße der Anhöhe ein Holzbrett in Größe und Form eines Bettrahmens, mit Schichten aus Pappkarton überzogen und senkrecht aufgestellt. Dahinter, am Hang eine Erdkuhle, die von den Kugeln kahlgeschossen worden war, die durch das Brett hindurch in die Erde eingeschlagen hatten.

Mir ist eiskalt, ich trage nur ein dünnes Hemd und meine dünne Jacke. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass das Wetter im Süden zu Ostern so unfreundlich und kalt sein könnte. Seis drum. Die Waffen liegen im Kofferraum des Jeeps, und als Matt ihn öffnet bin ich – obwohl ich mir diese Blöße nicht geben möchte – doch recht entsetzt. Es sind eine ganze Reihe unterschiedlicher Gewehre und Pistolen, *Pump Guns* und Revolvern, unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Kalibers. Dazu viele Schachteln mit Patronen..

Burt hatte mir im Vorfeld gesagt, dass keiner in der Familie übertrieben religiös sei und sein Bruder kein durchgeknallter Spinner wie diese Idioten in den rechten Milizen; gerade Matt sei im Gegenteil ein verantwortlicher Waffenliebhaber. In seinem Kampfanzug sieht er allerdings wie der amerikanische Alptraum eines alten Europäers aus. Tatsächlich ist Matt sehr auf Sicherheit bedacht und zeigt sich umsichtig, etwa wenn er die Magazine gleich nach dem Schießen aus der Waffe entfernt, für den Fall, dass sich noch eine Patrone darin befindet, die dann unbeabsichtigt abgefeuert werden könnte. Man dürfe sie nie, auch nicht gesichert, auf Menschen richten, sich nie abrupt umdrehen und dann vielleicht aus Schreck einen Unfall verursachen. Und nie den Abzug berühren – auch dann nicht, wenn die Waffe gesichert ist – wenn man nicht sicher gezielt habe.

Matt zeigt dem Bruder, wie er sie halten, wie er stehen muss. Burt zielt, drückt ab – die leeren Patronenhülsen fliegen durch die

Luft. Die Kugeln schlagen in die Kuhle am Hang ein, aus der es sandig aufspritzt. Verschiedene Waffen werden erprobt, bei den Großkalibern erbebt Burt durch den Rückstoß. Mit sezierendem Auge sehe ich seine Lust am Schießen und zweifle langsam daran, ob ich überhaupt schießen würde. Hässliche Schießunfälle galoppieren mir durch den Kopf, rechte Milizen und ballernde Polizisten. Mit einem Mal stolpert das alles zusammen, so dass die wie eine Monstranz vor mir hergetragene Selbstverständlichkeit, mit der ich an dem Ausflug teilnehmen wollte, einer beklommenen Zurückhaltung zu weichen beginnt. Ich stelle mich mit unsicheren Armen, die ich nirgends unterzubringen weiß, an die Seite und fühle mich fremd, während die Anderen Burts Schüsse kommentieren. Ich sei noch nicht soweit, höre ich mich dumpf sagen, als ich ihn ablösen soll. Sollen sie mich doch für ein Weichei, für einen zimperlichen Europäer halten! Ob sie sich beleidigt fühlen? Man drängt mich nicht, und ich schaue zu, wie Einer nach dem Anderen zur Waffe greift – Kimberly mit der eigenen Pistole, einem Geburtstagsgeschenk der Eltern.



Abb. 14: Der Familienausflug (Healdton, Carter County, OK)

Erst als Matt an dem Brett eine Zielscheibe anbringt – so wie man sie auf Jahrmärkten bei den Schießbuden vorfindet, mit einem schwarzen Zentrum und mehreren konzentrischen Kreisen – und nachdem Kimberly darauf mit einem 9mm-Gewehr schießt, das

mich an ein Luftgewehr erinnert, überwinde ich meine Hemmung. Damit kann ich etwas verbinden, die Jahrmarktbude ist ja diejenige Umgebung, in der man auch im waffenphoben Deutschland getrost anlegen, zielen und abdrücken darf. Aber genauso normal war für die Leute hier das Schießen im freien Feld. Schließlich war und ist der Westen wild – entstammt er doch einer Tradition furchtloser Siedler, die sich mit der Waffe in der Hand gegen Indianer, wilde Tiere und weiße Halunken verteidigen mussten. Aber ist es wirklich normal? P.L. und LaDeen besaßen jedenfalls niemals Schusswaffen, auch heute nicht, und als sie jünger waren, war Waffenbesitz kein so selbstverständliches Massenphänomen wie heute.

Ich versuche es mit verschiedenen Waffen und es fällt mir erschreckend leicht. Es ist das Ziel, auf das ich mich einstelle, und die Waffe nur ein Mittel zum Zweck, ein Werkzeug, um Konzentration umzusetzen.

Erklärungen

Burts Schwägerin Tricia nickt mir nach meinen Schüssen anerkennend zu. Sie ist fliegende Krankenschwester, die mit einem Team im Nothelikopter die Gegend zwischen Dallas und Oklahoma City versorgt. »Ich habe immer eine Pistole in der Handtasche und auch im Wagen, auch damals, als ich noch gar keinen Waffenschein hatte.« Einmal hatte sie ihre Pistole zuhause vergessen und prompt war sie von der Polizei angehalten worden. Die hätten sich gewundert, dass sie keine Waffe bei sich trüge, und gemahnt. »Man weiß ja nie, was passieren kann.« Tricia arbeitet im 20 Meilen entfernten Ardmore und da könne es nachts auf dem Nachhauseweg schon gefährlich werden. »Ich fühle mich einfach sicherer so. Wenn ich die Waffe irgendwohin nicht mitnehmen darf, dann verstecke ich sie im Futter meiner Handtasche.« Ob sie denn schon einmal in eine gefährliche Situation gekommen sei? Ja, einmal im Krankenhaus, wo das Waffentragen verboten ist. Da gab es eine Schießerei, vor fünf Jahren. Und erst neulich ist doch dieser Kerl im Rollstuhl ins Krankenhaus gekommen, der sagte. »Wissen sie, was ich unter meiner Decke habe? Ein Gewehr.« Gott sei Dank ist eine der Schwestern so geistesgegenwärtig gewesen, die Polizei zu rufen, ohne dass der Mann das gemerkt hat. Der

Polizist kam sofort, hat dem Mann die Pistole an den Kopf gedrückt, und der hat daraufhin seine Waffe ausgeliefert. Tricia unterscheidet bei Waffenträgern offensichtlich zwischen den vielen Normalen und den wenigen Verrückten.

Matt erzählt von einem Mann im Dorf, der habe 250 Waffen bei sich zuhause. Ein Sammler! »Nach 9/11 habe ich mehr Waffen verkauft als je«, meint Matt und schätzt, dass rund 70 Prozent der Bevölkerung in der Gegend eine Waffe besitzen. »Wenn die Regierung das wüsste, würden die ausrasten!« Waffen schaffen Sicherheit und verhindern Kriminalität – wie in diesem Dorf in Georgia, wo das Tragen von Waffen vorgeschrieben sei.

»Letzte Woche war doch diese Schießerei da oben in Minnesota«, meint Kimberly. Sie bezieht sich auf den Amoklauf eines Schülers im Indianerreservat Red Lake,¹ bei dem 16 Menschen umkamen. Das beschäftigte die überregionale Presse tagelang.

»Eine, die mit mir ihre Krankenschwesternausbildung gemacht hat, lebt dort und ihre Kinder besuchen die Schule, in der dieser Wahnsinnige gewütet hat. Das war ganz klar ein Verrückter! Ein Indianer, der sich als Nazi bezeichnet, wo gibts denn so was!? Man hätte doch sehr viel früher merken müssen, dass der Junge nicht normal ist.«

Für Burts Verwandte sind Waffen das Natürlichste von der Welt. Man verschenkt sie zum Geburtstag der Frau und der Kinder und trägt sie ständig bei sich, denn »man weiß ja nie.« »Die wollen einfach nicht begreifen, dass es gar keine Schießereien gäbe, wenn nicht jeder eine Waffe tragen würde. Die fühlen sich von allem Möglichen bedroht und schaffen sich die Angst nur selber. Es ist wie bei Michael Moore, eine Kultur der Angst.« Burt verdreht hilflos die Augen. »Wenn dann was passiert, erklären sie sich das immer damit, dass ›irgendein Verrückter‹ durchdreht. Für sie ist das ein individuelles Problem, kein gesellschaftliches.« Ich gebe ihm recht: Wenn man sich die Medien ansieht, geht es hauptsächlich um die Produktion von Angst vor durchgedrehten Einzeltä-

1 »Der 16-jährige Jeff Weise tötet (am 21. März 2005) bei einem Amoklauf an der Red Lake Senior High School im Indianerreservat Red Lake im US-Bundesstaat Minnesota neun Menschen und danach sich selbst. 13 Menschen werden verletzt.« <http://de.wikipedia.org/wiki/Amok>

tern. Zum einen werden auch in den »seriösen« Medien schockierende Einzeltaten derart skandalisiert, als ob sie immer und überall passieren könnten. Zum anderen gibt es nichts, was die Werbung und der Hollywoodfilm nicht schon als Gefahr präsentiert hätte. Ein Blick auf die Filmkultur legt frei, was nicht schon alles als Objekt der Angst herhalten musste. Neben den Menschen und Phänomenen, die von der weißen Mehrheitsgesellschaft schon immer gefürchtet bzw. als »fremdartig« empfunden werden² und neben traditionell angstbesetzten Stereotypen³ ist es besonders das vermeintlich Vertraute und Harmlose, das sich dann als abgrundtief böse herausstellt: das Kind im Mutterleib, der Candy Man, die Geliebte, das Kindermädchen, ein Mieter, die Haushaltshilfe, der Babysitter, Kinder und Verwandte, die Spielzeugpuppe, Stiefeltern, Ehepartner, freundliche Nachbarn, der Kerl, der die Photos entwickelt – und immer wieder Halloween.

Die Suggestion ständiger Bedrohung fällt im Alltag auf fruchtbaren Boden. Es gibt wenige Notwendigkeiten, sich Anderen auszusetzen, und dadurch sinkt auch die Fähigkeit, soziale Situationen mit Fremden realistisch einschätzen zu können. Das zeigt sich etwa in der Wohn- und Siedlungsweise, gerade in Texas, wo man den Nachbarn kaum begegnet, weil man sein Haus nur mit dem Auto über die Garage verlässt. Schutzfunktionen übernehmen die Kernfamilie oder ein Kreis Gleichartiger – beispielsweise die Gemeinde, in der man sich aufgrund einer Gemeinsamkeit trifft und ›dem Anderen‹ nicht begegnen muss. Dies trägt zur Entstehung einer sich ständig bedroht wahnenden ›Hab-Acht-Kultur‹ entscheidend bei, in der dann natürlich auch »einiges passiert.«

Davon profitiert eine Politik, die sich von außen von Terroristen bedroht sieht und die Probleme im Inneren nicht gesellschaftlich, sondern individuell erklärt. Und eine Sicherheitsindustrie, die mit immer neuen Schlössern, Überwachungskameras, Pässen mit genetischen Fingerabdrücken und vor allem Waffen den Markt der Angst schürt. Da ist es gut, dass in der Verfassung das Tragen von Waffen als Grundrecht verankert ist.

Donellas 8-jähriger Sohn Darrion ist übrigens begeistert davon, dass sein Stiefvater Leroy bei der Armee ist. Er interessiert

-
- 2 Hierzu gehören bestimmte Tiere (Taranteln, weiße Haie, Grizzlies), Schwule, Schwarze, indianische Paraphernalien, Viren etc.
 - 3 Monster im Wandschrank, Hexen und Aliens.

sich nämlich für Militärgeschichte und reagiert schockiert darauf, als sein Onkel mich als *German* vorstellt, weil er von den Deutschen nur weiß, dass sie böse seien, weil sie im Irak nicht dabei sind. Um die Peinlichkeit auszubügeln, sagt Donella ihrem Sohn, dass die Familie selbst deutsche Vorfahren habe, worauf der Kleine entsetzt ausruft: »Oh no, don't tell me I am half German!«

Aber so ist das eben mit der Gefahr. Man weiß nie, von wo sie droht. Und manchmal lauert sie eben in einem selbst.

7. Provinzielle Größe

»When Meusebach would emerge from his frequent baths in this retreat, wearing a white shirt as was his custom, he would recite verses in Latin.« ›Why in Latin?‹ he was asked. His answer was, ›I speak gratitude to the Romans in their language for instituting a bath of this style, entered by steps.« (King 1967)

Bettina im Llano County, Millheim im Austin County, Latium im Washington County, Sisterdale und Tusculum im Kendall County – ab 1847 gründeten deutsche Freidenker in Texas Siedlungen mit dem Ziel, humanistisch inspirierte und egalitäre landwirtschaftliche Gemeinden zu begründen. Die 40 jungen Männer aus Darmstadt hatten allerdings statt Werkzeugen und Vieh viel Idealismus, Bücher, Porzellan, Gemälde, Musikinstrumente und philosophische Gedanken mit in die Wildnis gebracht.

Dr. Ernst Kapp, ein bedeutender und hoch geachteter Professor der Philosophie und Geschichte, Edward Degener, Mitglied der Paulskirchenversammlung von 1848, der Journalist Dr. Carl Adolph Douai, Baron Ottfried Hans Freiherr von Meusebach – es waren fast ausschließlich ehemalige Studenten der Architektur, Sprachen, Medizin, Pädagogik, Mathematik und Jura aus Gießen und Heidelberg. Die Ortschaften, etwa das nach Bettina von Arnim benannte Bettina, waren als Lateinersiedlungen bekannt, weil die deutschen Siedler philosophische Debatten auf ihren Veranden in Latein zu führen pflegten, und weil die humanistische Bildung das zentrale Ideal der Erziehung darstellte. Reisende wie Herzog Paul von Württemberg und Frederick Law Olmsted, einer der größten amerikanischen Landschaftsarchitekten, zeigten sich

beeindruckt davon, auf solch gebildete Männer in der Wildnis zu treffen.

Die Lateiner wandten sich dezidiert gegen die Sklaverei und brachten die Vision einer besseren Gesellschaft mit sich; und sie zeichneten sich durch eine Offenheit gegenüber den Comanchen aus, die sie – anders als die Siedler angloamerikanischer Herkunft – als Menschen betrachteten, mit denen man Verträge abschließen konnte und diese auch einzuhalten gedachte.

Aber sie waren in ein Land voller Gefahren gekommen, und die Probleme, vor denen sie standen – die Verteidigung gegen feindliche Indianer, mexikanische Desperados und marodierende Grenzbanditen; der Kampf gegen Hitze, steinigem Boden und Wasserknappheit, die geringe Siedlungsdichte, die Ferne von anderen Siedlern und die Abwesenheit des Staates – mussten pragmatisch angegangen werden. Mit Lateinkenntnissen und abstrakten philosophischen Debatten ließ sich jedoch keine Klapperschlange erschlagen, kein Land bestellen und kein Gauner beeindrucken. Außer in Sisterdale scheiterten die utopischen Gemeinschaften nach kurzer Zeit kläglich, die Freidenker zerstreuten sich und manche gründeten neue deutsche Gemeinden – wie das nach dem Dichter Ludwig Börne benannte Boerne. Andere zogen vornehmlich in größere Städte, nach Houston oder San Antonio, wo sie 1859 die »German-English School« gründeten, die nach Friedrich Schiller benannt wurde und in der Religionsunterricht verboten war (Fischer 1980).

In der Spiegelhalle des Selbst – texanische Nabelschau

Die texanische Mentalität begründet sich zu einem Großteil auf einer Grenzlanderfahrung, wie sie etwa die Lateiner durchmachen mussten: Fertigkeiten und Kenntnisse aus der alten Heimat halfen hier nur selten weiter. Heute ist das humanistische Erbe weitgehend verschwunden, auch wenn sich das Flaggschiff der texanischen Aufklärung, die University of Texas in Austin (UT), redlich darum bemüht, die Studenten für den Umgang mit Fremdheit und kultureller Verschiedenheit zu sensibilisieren. Im Gegensatz zu den Lateinern des 19. Jahrhunderts weisen sich heute die fast ausschließlich texanischen Studenten zum Großteil durch Provin-

zialismus und extreme Selbstbezogenheit statt durch kosmopolitische Weltoffenheit aus – statt der Brüderlichkeit herrscht ein hypertrophes Überlegenheitsbewusstsein und statt der Freiheit des Geistes die große Bedürftigkeit nach klaren Spielregeln. Das hat damit zu tun, dass die meisten Texaner wenig über die Welt wissen und auch wenig darüber wissen wollen:

»Für den durchschnittlichen Amerikaner [und für den durchschnittlichen Texaner ganz besonders], der niemals den Atlantik überquert hat und dessen Bild der EU fast nur aus oberflächlichen Fernsehberichten stammt, bleibt Europa ein weit entferntes Land von Nationalstaaten und klischeehaften nationalen Stereotypen. Viele Amerikaner wissen bis heute nicht, dass der Euro zwölf europäische Währungen ersetzt hat und dass es Wahlen für ein europäisches Parlament gibt.«

Dies schreibt John Hickman (2005), Professor für Politikwissenschaften am Berry College in Georgia. Natürlich kennt auch der durchschnittliche Europäer, der niemals den Atlantik überquert hat, von Amerika wenig mehr als klischeehafte Stereotypen – nämlich Cowboys und Crackdealer, picklige High-School-Quarterbacks und *Desperate Housewives*. Und was wissen wir schon über die einzelnen Staaten der USA? Von New York und Kalifornien haben wir vielleicht noch die komplexesten Vorstellungen, schon alleine deshalb weil jeder zweite Film in Manhattan spielt und weil fast jedermann eine Cousine hat, die schon einmal am Pazifik den Highway Number One von San Francisco nach Los Angeles hinuntergefahren ist und wir all ihre Dias anschauen mussten. Von Oklahoma wissen wir gerade noch, dass es da mal ein gleichnamiges Musical gab, sehr viel mehr dürfte uns dazu jedoch nicht einfallen. Von Nebraska wissen wir dann gar nichts mehr und von Rhode Island haben wir noch nicht einmal den Namen gehört, wahrscheinlich verwechseln wir es mit Fire Island. Die Unkenntnis über die andere Seite des Atlantiks ist also durchaus nicht nur bei den Amerikanern angesiedelt.

Herrscht bei Amerikanern und Europäern also dieselbe Unkenntnis über die Welt? John Borneman (2003), Professor für Ethnologie an der Eliteuniversität Princeton, bezweifelt das. Er behauptet, Europa habe nach dem Zweiten Weltkrieg und verstärkt durch den Europäischen Einigungsprozess gelernt, mit der kulturellen Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Nationen zu leben und

umzugehen – auch wenn man diese Andersartigkeit nicht immer schätzte, etwa weil man auch in Europa häufig Vorurteile gegen die eine oder andere Nation hege. Aber auf die eine oder andere Weise müsse die Fremdheit anderer Kulturen und Nationen zur Kenntnis genommen werden, man könne sie nicht ignorieren.

Im Gegensatz dazu betriebe man in den Vereinigten Staaten zunehmend Nabelschau und pflege eine provinzialisierte Welt-sicht. Kulturelle Differenz, Vielfalt und Dissens seien etwas, mit dem man schwer umgehen könne. Diese Schwierigkeiten erklären mir meine amerikanischen Kollegen mit der Weite des Landes, der Möglichkeit des Ausweichens und der Ferne von anderen Nationen: Die Siedlungsstruktur ermöglicht es, dem Kontakt mit anderen und vor allem andersartigen Menschen aus dem Weg zu gehen. Außerhalb der homogenen Wohnviertel in Suburbia sind Institutionen, die einen gelebten Kosmopolitismus ermöglichen könnten – die begehbbare und verdichtete Stadt – in Texas (mit Ausnahme des mexikanisch geprägten San Antonio) weitgehend inexistent. Die Arenen, in denen ein auf ungeplanter sozialer Begegnung basierender diskursiver öffentlicher Raum stattfinden kann¹ sind äußerst begrenzt. Ein Symptom dafür ist, dass gesellschaftspolitische Statements vor allem in jenem Kontext abgegeben werden, in dem sich Menschen noch am ehesten begegnen: im Straßenverkehr über die Aufkleber, die jeden zweiten Kofferraum schmücken.

Um überhaupt ein aushäusiges Sozialleben zu führen und unter Menschen zu sein, müssen Amerikaner etwas zielgerichtetes unternehmen.² Sie müssen gezielt konkrete Örtlichkeiten aufsuchen, an denen sich Menschen aufgrund eines gemeinsamen Interesses zusammenfinden, und sind daher aktiver und motivierter als die Europäer. Dadurch erklärt sich zum Teil die Schnelligkeit,

-
- 1 Hierbei beziehe ich mich auf die grundlegende der von Jarren/Donges (2002: 109-136) ausformulierten drei Ebenen der Öffentlichkeit – nämlich die Enconterebene der ungeplanten zwischenmenschlichen Begegnungen außerhalb des familiären Nahkreises.
 - 2 Jarren/Donges (2002: 109-136) sprechen hier von Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit. 8 Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2002): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Band 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag).

mit der man in amerikanischen Lokalen mit Wildfremden ins Gespräch kommt.³ Auf der anderen Seite bedeutet das bloße »Unter-Leuten-Sein« in Europa nicht automatisch, dass man auch »mit« Leuten ist. Man könnte behaupten, dass die Dichte in Europa oft zur Distanz, Abgrenzung und Vereinzelung beiträgt, während die räumliche Vereinzelung in Amerika zu Kontaktfreudigkeit führt. Oder anders: Amerikaner sind aus der Not der räumlichen Vereinzelung heraus kommunikativer, Europäer benötigen aus Not der räumlichen Dichte dagegen Distanz zueinander.

Unter Provinzialisierung versteht Borneman auch das bejahende Verhältnis zum Desinteresse an der Welt außerhalb der eigenen Mauern. Schließlich ist man davon überzeugt, die Welt nicht zu benötigen – nicht nur, weil man sich selbst in isolationistischer Weise vollauf genügt, sondern weil man selbst »die Welt« sei, und dabei im Herzen rein und gut.

Dieses ungetrübt reine Gewissen zeigte sich exemplarisch nach den Geschehnissen des 11. September 2001, als die amerikanischen Medien ausgiebig die Frage: »Why do they hate us?« aufwarfen. Nicht nur der einfache Amerikaner ist davon überzeugt, dass Amerika das Beste ist, was es auf der Erde gibt: Schließlich lebt man in großen Häusern und fährt große Autos, und im Fernsehen sieht man andere Länder, wo Leute in Lehmhütten hausen und nichts zu essen haben. Man hält sich für »the good guys«, und es ist nur selbstverständlich, dass alle anderen Menschen auf der Welt danach streben, so zu werden wie man selbst. Dies belegen die vielen Einwanderungsanträge aus aller Herren Länder. Dass es anders sein könnte ist – neben der Erfahrung der Verwundbarkeit im eigenen Land – der eigentliche Grund für den Schock nach dem 11. September.

Lebenspraktische Umstände kommen hinzu. Viele Amerikaner haben ihr Land noch nie verlassen und sich über die Ränder des Reiches gewagt, dorthin, wo die Barbaren hausen. Amerikaner haben gewöhnlich weit weniger bezahlten Urlaub als Europäer und verbringen diesen dann zumeist im eigenen Land. Darüber hinaus werden Grenzen nur mit Kanada und Mexiko geteilt, sind andere Nationen weit weg – »besonders in Austin«, so sagen meine Studenten an der University of Texas. In Europa müsse man

3 Das hat natürlich auch mit der historischen Erfahrung der Besiedlung zu tun.

sich mit anderen Ländern schon aus der Not heraus arrangieren. Hier aber befinde man sich im Herzen von Texas, da entfalle diese Notwendigkeit geradezu. Diese Auffassung ist weit verbreitet unter der zukünftigen intellektuellen Elite einer Stadt, in der 30,55 Prozent der Bewohner den Hispanic Americans zuzurechnen sind; in ganz Texas sind es 24,3 Prozent (Kemper 2004). 2030 oder 2040 wird es in Texas mehr Spanischsprechende als Anglophone geben, wie der Soziologe Dudley L. Poston von der Texas A&M University verkündet.⁴ Aber die große Mehrheit der Weißen erachtet es weder für erstrebenswert noch für notwendig, die Sprache der Handwerker, Hausmädchen, Gärtner und Automechaniker zu erlernen.

Man kann in den USA nicht nur leicht dem Kontakt mit Fremden im Inneren entgehen, sondern auch dem Kontakt mit den äußeren Fremden. Das beginnt damit, dass die Welt nicht präsent ist. Dass Amerikaner Schwierigkeiten damit haben, sich selbst mit einem fremden Blick zu betrachten, liegt nicht nur an der allen imperialen Perspektiven eigenen Überzeugung, selbst das Zentrum zu sein und alles andere nur eine minderwertige Abweichung davon. Kritik aus der Peripherie des Reiches oder gar von jenseits der Grenzen wird an jedem Hofe bestenfalls gönnerhaft geduldet – ernst nimmt man sie nicht.

Amerikaner wehren sich zum Beispiel mit allen Mitteln dagegen, von außen kritisiert zu werden. Typisch hierfür sind Reaktionen wie die des New Yorker Gouverneurs Pataki gegen das an der Stelle des World Trade Centers geplanten International Freedom Center (IFC), weil darin auch danach gefragt werden sollte, »warum die Anschläge vom 11. September passierten und was danach geschah.« Pataki: »Ich brauche die absolute Garantie, dass im IFC nichts passiert, was Amerika kritisiert.« (Jensen 2005)

Dazu kommt, dass es eines großen Aufwandes bedarf, sich außerhalb des Internet aus nichtamerikanischen Quellen zu informieren. Ein Blick auf amerikanische Flughäfen ergibt, dass sogar kanadische oder – Gott behüte – gar mexikanische Zeitungen in den Kiosken nicht verkauft werden. Ganz zu schweigen von europäischen Blättern wie dem SPIEGEL, Le Monde oder der London Times. Ich spreche hier nicht von kleinen Regionalflughä-

4 <http://sociweb.tamu.edu/Faculty/POSTON/Postonweb/soci312/lecture5.pdf>

fen wie Austin, Texas oder Tampa, Florida, sondern von den großen internationalen Drehkreuzen Newark, San Francisco, Chicago, Atlanta, Washington DC und JFK in New York. Wer einmal versucht hat, dort ein nichtamerikanisches Printerzeugnis zu kaufen, weiß, wovon ich spreche.



Abb. 15: Bollwerk der Aufklärung: Glockenturm der University of Texas (Austin)

Schaut man auf das Fernsehen, dann stellt man auch hier fest, dass das Ausland nur dann präsent ist, wenn es um Großereignisse wie den Tsunami oder den Irakkrieg geht. Außerhalb des Nachrichtenprogramms, etwa in Dokumentarberichten, findet dies praktisch nicht statt – Formate wie das deutsche *Auslandsjournal* oder der *Weltspiegel* sind unbekannt.

Und im Kino dasselbe. Kaum ein ausländischer Film schafft es, jenseits von ein paar ausgewählten Programmkinos, auf die amerikanische Leinwand. Die Medienlandschaft schützt besonders die eigene, amerikanische Version der Realität. Eine zentrale Komponente ist es, dass heldische Filmcharaktere immer Amerikaner sind – und Amerikaner immer die Helden. Wann haben wir zuletzt einen amerikanischen Film gesehen, in dem etwa ein Brite oder Kanadier der Held und ein Amerikaner der Bösewicht war? Vielleicht 2004 in Peter Weirs für den Oscar nominiertem Film *Master and Commander* mit Russell Crowe ... wir erinnern uns, dass es um ein britisches Schlachtschiff ging, das in der Zeit Napoleons ein französisches Schiff um den halben Globus jagte und am Schluss die ›Froschfresser‹ spektakulär versenkte. Aber halt, mag man einwerfen, wo ging es denn hier um Amerikaner – oder gar um amerikanische Verlierer? Nun, die waren da, aber sie trugen welsche Masken. Denn trotz aller historischen Akkuratessse über das harte Leben an Bord auf einem Segler um das Jahr 1800 hatte der Film eine historische Schwäche. Denn in Patrick O'Brians Roman *The Far Side of the World*, der dem Film zugrunde liegt, war es nicht das französische Schiff Acheron, das vom britischen Zerstörer HMS Surprise vernichtet wurde, sondern die amerikanische USS Norfolk. Und es ging in der Buchvorlage auch nicht um die napoleonischen Kriege, sondern um den englisch-amerikanischen Krieg von 1814 (Anderson 2006; Paquin 2003).

Offensichtlich musste es für das Publikum nicht nur eine unzumutbare Impertinenz darstellen, dass eine fremde Nation (Großbritannien) es tatsächlich einmal gewagt hatte, die USA anzugreifen, sondern auch, dass die Amerikaner böse und dann auch noch Verlierer sein könnten wie in O'Brians Buch. Dass man den Feind zum Franzosen macht (wurde John Kerry nicht als käsefressender »Monsieur Jean Cherie« verunglimpft), ist 2003, in der Zeit des Golfkrieges, sicherlich weder unwillkommen noch unbeabsichtigt – schon gar nicht von einem Sender wie FOX, der dem erzkonservativen Rupert Murdoch gehört.

Vor manchen Wahrheiten muss man die Angehörigen der größten Nation der Welt eben schützen. Etwa, dass Amerika dieselben Probleme haben könnte wie ganz normale Länder auch.⁵

5 »Als die ausländische Presse von den Hurrikan-Opfern in den Lagern als refugees, Flüchtlinge, berichtete, reagierten die Amerikaner

Eine dieser Wahrheiten ist es, dass der amerikanische Weg, die Welt zu ordnen, genauso wenig normal und natürlich ist wie der jeder anderen Nation. Nehmen wir den spezifischen Umgang mit Geschlechtlichkeit anhand zweier Filme, die weltweit große Kinoerfolge waren: der französische Film *La Cage aux Folles* und der australische Film *The Adventures of Priscilla, Queen of the Desert* – beide Filme porträtieren Homosexuelle auf eine Weise, die nicht den herrschenden amerikanischen Familienwerten entspricht. Auch wenn beispielsweise *La Cage au Folles* sich in gewisser Weise über Homosexuelle lustig macht und sie als leicht hysterisch stereotypisiert, so lässt er Albin, Renato und den anderen Tunten ihre eigene Würde – und am Ende ist er ein Plädoyer für das Recht, anders zu sein. Lächerlicher noch als die Tunten werden der rechtsextreme Politiker, der potentielle Schwiegervater von Renatos Sohn und dessen traditionelle Familienwerte durch den Kakao gezogen. Auch in *Priscilla* besitzen die Tunten nicht nur eigene Biographien sowie ein Liebes- und sogar ein Sexualleben, vielmehr werden ihnen ihre Probleme, die sie würdig zu bewältigen versuchen, durch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft beschert.

Eine derartige Eigenständigkeit kann dem amerikanischen Durchschnittspublikum schwerlich zugemutet werden und bedarf einer Anpassung an die amerikanischen Familienwerte. So sind die US-Versionen der beiden Filme offen homophob, sie porträtieren Schwule als würdelose und lächerliche Laffen. Die Charaktere dienen nur als Folie für einen heterosexuellen Lebensstil. Dies trifft insbesondere auf die Charaktere der *Priscilla*-Adaption *To Wong Foo* zu. Die Hauptfiguren, allesamt Transvestiten, besitzen kein eigenes Liebes-, geschweige denn ein Sexualleben – ihre Aufgabe ist es, wie bizarre Feen mit weisem Rat und guter Tat die Beziehungsprobleme rassistischer Hinterwäldler zu lösen und dadurch die heteronormative Ordnung wieder ins Recht zu setzen.

Werte und ökonomische Interessen gehen hier Hand in Hand, denn die amerikanische Filmindustrie war schon immer dahingehend parasitär, dass sie die Rechte und Geschichten von nicht-amerikanischen Erfolgen aufkaufte, sie mit amerikanischen Set-

aufgebracht. Flüchtling ist ein Wort, das man bitte anderswo benutzt, das ist etwas, das in Europa oder Asien existiert, aber gefälligst nicht in Amerika.« (Sennett 2005)

tings, Schauspielern und Rollen neu drehte und gleichzeitig den amerikanischen Markt für fremde Filme abschottete.

Ich möchte mich jetzt aber weniger den ökonomischen Gründen zuwenden als den kulturellen Implikationen. Diese sind grundlegender Natur. Dabei geht es nicht alleine nur darum, eine französische oder australische Geschichte mit einem amerikanischen Inhalt zu besetzen, sondern sehr viel weitgehend auch darum, die Charaktere zu Amerikanern zu machen, die Geschichte in die USA zu verlagern und amerikanische Schauspieler anzuheuern. Dabei möchte ich nicht sagen, dass das umgekehrte Schema jedermanns Sache sein sollte – und denke dabei an all die Melodramen von Rosamunde Pilcher – die originalgetreu in Irland oder England spielen (und auch dort gedreht werden) – und in denen Günther Schramm, Jutta Speidel und Ralf Bauer englische Landadelige, irische Tierärztinnen oder verschollene Erben aus einer der Kolonien spielen. Aber wenigstens werden diese Geschichten nicht nach Sylt oder Usedom verlagert – und auch die Figuren (wenngleich nicht die Schauspieler) sind nicht-deutsch. In den USA wäre so ein Konzept undenkbar: In einem Film wie *Three men and a baby* – die Originalversion *Trois homes et un couffin* stammt aus Frankreich – spielen Tom Selleck und die Anderen keine Franzosen und die Geschichte bleibt auch nicht in Paris, wo sie hingehört, sondern es werden Amerikaner daraus und die Geschichte spielt – wer hätte es gedacht – in Manhattan ...



Abb. 16: *We are the world ...*

›Und was ist mit dem Internet?‹, mag man einwenden. Ja, ich sage nicht, dass über das World Wide Web nicht auch Texanern Informationen über die Welt da draußen zur Verfügung ständen. Ich verkenne auch nicht die Existenz kleiner und exzellenter Programmkinos, in denen ausländische Filme laufen. Und natürlich gibt es in New York Kioske, in denen man ausländische Presseerzeugnisse kaufen kann. Aber man muss entweder ganz schön gewieft sein oder aber große Anstrengungen unternehmen, um an Informationen zu kommen, die außerhalb der USA produziert wurden – ganz besonders in den mittleren und kleinen Städten und auf dem Land.

Fremdsprachenkenntnisse, Zeitungen, Fernsehen und Filme ... das amerikanische Leben – und besonders das texanische – spielt sich in einer Spiegelhalle ab, in der man immer nur sich selbst sieht. Lebensperspektiven von außen, besonders dann, wenn sie fremd oder neu sind, stellen schon alleine eine Verunsicherung oder gar Bedrohung des Eigenen dar.

Nun ist Ethnozentrismus, also die Überzeugung, dass die eigene Lebensgestaltung und Weltwahrnehmung selbstverständlich die richtige und anderen überlegen ist, beileibe kein amerikanisches Merkmal alleine – sie wohnt schlechterdings allen Kulturen und Gesellschaften inne. Spezifisch am amerikanischen Ethnozentrismus ist aber, dass er anderen Stimmen als denen von Amerikanern kein Gehör verschafft, sondern dass er sie beschweigt – durch harten (politischen, militärischen, ökonomischen) und vor allem durch weichen (medialen, popkulturellen) Druck. Nicht einmal in der Speerspitze jener Institutionen, die sich der Selbstkritik und Selbstreflexivität verschrieben haben, existiert ein Begriff für die eigene Weltsicht: In den amerikanischen Geisteswissenschaften, in denen man in den letzten Dekaden dominierende und hegemoniale Sichtweisen – seien es die männliche, die koloniale, die weiße oder die heteronormative Perspektive – mit dem Brustton der Anklage benannt und kritisiert hat, gebraucht man bis heute den Begriff *eurozentrisch*, aber so etwas wie den Begriff *americocentrism* wurde nicht geprägt.

Sogar in jenen wissenschaftlichen Disziplinen, die den fremden Kulturen am meisten verpflichtet sind, lässt sich feststellen, dass in den letzten Jahrzehnten eine provinzialisierende Wende vollzogen wurde. Dies hat mit dem Aufschwung der Identitätspolitik seit den 80ern zu tun. Selbsterkenntnis findet dort durch

Selbstbefragung und Selbstbekenntnis im Kreise Gleichartiger statt – im Gegensatz dazu steht die alte anthropologische Tradition, die zur Selbsterkenntnis des Anderen, des Fremden bedarf. Anstatt sich im Fremden zu spiegeln und zu erkennen, spiegelt sich das identitätspolitisch motivierte Individuum im Eigenen. In meiner eigenen Disziplin, der Ethnologie, ist Fremdheit für deutsche, britische und andere Studenten und Lehrende ein erkenntnisleitendes Prinzip; amerikanische Studenten dagegen verbleiben heute im eigenen Land und meiden selbst dort das Fremde. Meine texanischen Studenten interessierten sich nur selten für andere Gruppen, in erster Linie ziehen sie es sogar vor, über die jeweils eigene Gemeinschaft zu arbeiten – die chinesisch-amerikanische Studentin, die in Vietnam aufwuchs, wollte über die vietnamesisch-chinesische Diaspora in den USA forschen; der passionierter Football-Spieler wollte über die Kultur der amerikanischen Football-Clubs arbeiten; der Cheerleader des Universitätsvereines über Cheerleader. Diese Beispiele sind keine Ausnahmen, sondern die Regel. Mein Herz hüpfte, wenn es – selten – mal soweit war, dass ein Student das Land überhaupt verlassen wollte.

Die Verengung des Blickes – Bildungspolitik

Deutsche Bildungspolitiker und Wissenschaftsjournalisten, die wie die sprichwörtlich Pavlow'schen Hunde auf das Universitäts-system der USA blicken, denken dabei an Eliteuniversitäten wie Harvard, Yale und Princeton. Es stünde ihnen besser zu Gesicht, wenn sie sich sehr viel lebensnaher an einer guten Durchschnitts-universität wie der University of Texas in Austin orientieren würden. Die UT ist die größte staatliche Universität der USA, und obwohl sie sich im nationenweiten Ranking im oberen Drittel befindet,⁶ so ist sie eben auch keine Elitenschmiede. Damit will ich

6 »US News consistently ranks Texas the best public university in the state and, in its 2006 rankings places it 17th among all public research universities in the U.S.[1]. It is considered one of eight Public Ivies. The university is one of the largest single-campus in the nation by enrollment, with nearly 50,000 undergraduates and graduate students attending. The Times Higher Education Supplement (Lon-

nicht behaupten, dass es an einer staatlichen Universität wie Austin keine intelligenten und brillanten Studenten gäbe. Aber die große Masse der Schüler und Studenten, das Mittelmaß also, das einer unterstützenden Anleitung bedürfte, um genau diese Kapazitäten des eigenen Denkens zu entwickeln, wird nicht gefördert.

Die Fixierung der deutschen Bildungspolitik auf die Freiheiten im Bereich der akademischen Entscheidungsmöglichkeiten des amerikanischen Modells – also die schnellen Besetzung von Stellen, die gute Betreuung von Doktoranden, die schnelle Umsetzung von Forschungsprojekten – übersieht, dass das, was den Reichtum unseres eigenen Landes ausmachte – nämlich ein breites und gut ausgebildetes Mittelmaß – dafür in den USA nicht im mindesten so ausgeprägt ist. Stattdessen verfügt man über eine große Zahl minder Qualifizierter. Dies bezieht sich übrigens nicht nur auf die Studierenden, sondern vor allem auch auf die abhängig Beschäftigten. Während in Deutschland beispielsweise (noch) gut ausgebildete Sekretärinnen den Weg durch die Verwaltungen lotsen und den kreativen Umgang mit formalen Regularien kennen, sitzen in den US-Verwaltungen schlecht ausgebildete und schlecht bezahlte Hilfskräfte, die sich eisern an die Formalien halten, um bloß nichts falsch zu machen. Die Mehrzahl all jener Angestellten im Dienstleistungs- und Verwaltungsbetrieb, denen es an Berufung, Möglichkeiten, Berechtigung, Fachkompetenz und vor allem Ermessensspielräumen ermangelt, verschanzt sich hinter dem Schlachtruf: »These are the rules!«

Unter dem Vorzeichen dieses Schlachtrufes gedeiht Sadismus besonders gut bei all Jenen, die sonst nichts zu sagen haben, und nun endlich einmal Anweisungen erteilen dürfen. Dies zeigt sich insbesondere bei einem amerikanischen Volkssport: dem *Queuing*. Amerikaner stellen sich gerne ohne zu Murren in lange Warteschlangen. Ob auf dem Amt, im Krankenhaus, am Flughafen sowieso oder vor Kinokassen: überall bilden sich Schlangen, so als herrsche sowjetische Brotknappheit. Das Besondere daran ist jedoch, dass diese Schlangen meist von anweisendem Personal kontrolliert werden. Ich erinnere mich an die Warteschlangen vor den Schaltern der Social Security Behörde. Dort sollte ich meine Sozialversicherungsnummer beantragen. In einem quadratischen

don), in its global research university ranking, highly places the university.« Wikipedia.org (10.09.2005)

Raum befanden sich vier Schalter, vor denen man anzustehen hatte. Es dauerte drei Stunden, bis man sein Anliegen vorbringen konnte. Da der Raum zu klein und die Schlangen lang waren, lehnten sich einige der Wartenden, unter ihnen auch ältere und gebrechliche Herrschaften, erschöpft an die Wand des Raumes. Wir hatten nicht mit der kleinen schlagstockbewehrten Uniformierten gerechnet, die uns mit selbstgerecht zuckenden Mundwinkeln und schneidendem Tonfall anblaffte, dass dies verboten sei und man »in line« zu stehen habe. Niemand traute sich zu fragen, warum dies nicht möglich sei, aber die Antwort kannte ich bereits aus zahlreichen ähnlichen Situationen »These are the rules!«

Bürokratien und Verwaltungen haben es von ihrer Struktur her überall an sich, sich selbst zu erhalten und ins dinosaurierhaft Verknöcherte und Unflexible zu tendieren. Zur Struktur gehört aber die Praxis; das Schmiermittel der gut ausgebildeten Lotsen auf dem Weg durch die Struktur – in vielen Ländern mittels Bestechung und Beziehungen, in Deutschland zumeist in Form einer findigen Sekretärin (deren Lob man sich laut genug singen kann) – ist in US-Verwaltungen nur punktuell vorhanden, weshalb dort die bürokratische Maschinerie auf andere Weise ächzt und knackst als in Deutschland.

Die Fixierung der deutschen Bildungspolitik auf das Modell USA übersieht, wie unheilvoll sich die Bildungspolitik der Regierung Bush auf die Intelligenz der Schüler und Studenten auswirkt – wenn man unter Intelligenz das kreative und reflexive Entwickeln eigener Gedanken versteht. Denn die Regierung hat mit dem Programm »No child left behind« – kein Kind darf auf der Strecke bleiben – eine Generation geschaffen, die nicht dazu angehalten wird, eigene reflektive und kritische Gedanken über die Welt zu entwickeln. »Kernelement von »No child left behind« ist, dass alle Schulkinder in den USA jährlich an standardisierten Vergleichsarbeiten in den Bereichen Lesen und Mathematik teilnehmen müssen.« (Wiarda 2005) Das Programm sieht vor, dass die Schulen mit gravierenden Nachteilen rechnen müssen, wenn die Schüler das Klassenziel verfehlen und nicht versetzt werden. Bleibt eine Schule hinter dem vorgeschriebenen Niveau zurück,

»erhält sie eine offizielle Verwarnung, nach einem genau festgelegten Stufenplan werden zum Teil drastische Gegenmaßnahmen eingeleitet. Zunächst werden die Lehrer zu intensiven Fortbildungen verpflichtet.

Bleibt der Qualitätssprung nach zwei Jahren trotzdem aus, beginnen die Strafen: Die Eltern erhalten das Recht, ihre Kinder auf bessere Schulen zu schicken – abnehmende Schülerzahl bedeutet weniger Geld für die Problemschule. Nach drei Jahren ohne Verbesserung muss die verwarnete Schule ihren Schülern private Nachhilfe finanzieren. Schneidet die Schule danach immer noch nicht besser ab, werden Lehrer entlassen, wird der Direktor abgelöst, die Schule direkt von der Schulbehörde übernommen, die ihre Verantwortung häufig auf private Managementfirmen abwälzt. Hilft auch das nichts, droht nach fünf Jahren die Schließung.« (Ebd.)

Darüber hinaus erhalten die Schulen 8 Prozent ihres Budgets aus Bundesmitteln – und diese werden nur gezahlt, wenn die Schule an dem eigentlich freiwilligen Programm teilnimmt.

Da die meisten Schulen also in ihrer Existenz von den Tests abhängen, machen die Lehrer in den letzten beiden Schuljahren nichts anderes, als die Leistungsfortschritte jedes Schülers kontinuierlich abzu prüfen. Für die Schüler bedeutet das: Fakten büffeln. Die Lernmethode der meisten Studenten – das haben sie bei der Bewältigung des Bewältigung des »No child left behind«-Programms gelernt – ist das *memorizing*, also das Auswendiglernen. Dass dabei kreatives Denken unerwünscht ist, versteht sich von selbst.

Die erste Generation der »No child left behind«-Schüler ist mittlerweile in den Universitäten angekommen. Im Unterricht zeigt sich die Schwierigkeit mit dem kreativen Denken im Bedürfnis nach glasklaren Erwartungsvorgaben an die Lehrenden, nach einem ganz engen Gerüst, an dem sie sich entlanghängeln können. Und sie verweisen explizit und mit funkelndem Blick darauf – etwa in den Sprechstundenbesuchen – dass sie entweder A-Studenten seien oder »ein A bekommen müssten« bzw. verdienten. Diese Anspruchshaltung lässt sich als *soft carpet syndrom* beschreiben – (auch) die (akademische) Welt solle bequem und kommod sein, wohl geordnet und genauso wohlig, wie die populären und allüberall ausgelegten flauschigen Teppiche. Auf derlei ›Vernuckelung‹ habe man einen Anspruch – und der wird aggressiv eingefordert.

Die Anspruchshaltung basiert auf einem Kunden-Dienstleister-Denken: Studenten zahlen Studiengebühren, die sogenannte *Tuition*, und erwarten dann, dass sie sich damit auch einen gu-

ten Abschluss eingekauft haben. Man kann den deutschen Kollegen, die nun mit Studiengebühren entrichtenden Studenten konfrontiert werden, schon sehr die Kreativität meiner Kollegin Loril wünschen: Sie macht den maulenden Studenten klar, dass sie nur einen Bruchteil dessen zahlten, was ihre Ausbildung kostet – die Studiengebühren reichten gerade einmal für den Hausmeister, Wasser, Licht und vielleicht einen Teil der Verwaltung. Vielmehr trage der Staat Texas und damit der texanische Steuerzahler die Hauptkosten, und insofern seien eher der Staat und die Steuerzahler die Kunden. Die Universität sei Dienstleister für den Staat Texas, der es sich leisten würde, ausgebildete Bürger wertzuschätzen. Insofern seien die Studenten nicht Kunden, sondern vielmehr das Rohmaterial, das die Uni dem Kunden bereitstellt. Die Dozenten dagegen seien die Arbeiter, die die Verpflichtung hätten, gute Arbeit abzuliefern, d.h. gut zu unterrichten. Aber sie haben keinen Einfluss darauf, ob das Rohmaterial brüchig oder geschmeidig ist.

Meine mütterliche Kollegin Bonnie ist davon überzeugt, dass die heutigen Studenten die Überbemutterung und klaren Leitlinien deshalb so aggressiv einforderten, weil ihnen überall und ständig die egoistische Spielart des amerikanischen Individualismus eingebläut werde: dass jeder seines Glückes Schmied sei, dass jeder etwas Besonderes sei und alles erreichen könne. Weil sie aber im Grunde davon überzeugt seien, dass sie selbst mitschuldig am Versagen seien, dies aber nicht zugeben können – weil man dann eben doch nichts Besonderes wäre (>Vielleicht bin ich zu dumm oder zu faul und eben überhaupt nicht *special*<) –, werde die Verantwortung abgeschoben. Und zwar nicht auf den Staat oder die Bildungspolitik, sondern auf die Lehrkräfte, von denen man eine Überbemutterung einfordert.

Das Fehlen eines gesellschaftlichen Diskurses, in dem man allgemeine Faktoren und Umstände benennt, die zu Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten führen, stärkt wiederum die egoistische Variante der individualistischen Ideologie. Weil diese Rundum-Überbemutterung aber nicht geliefert werden kann (weil es immer ein Versagen gibt), hat das Jammern kein Ende.

Damit verbunden ist eine andere Beobachtung, die ich bei den meisten texanischen Studenten gemacht habe – nämlich die Schwierigkeit zu abstrahieren. Zumeist haben sie Schwierigkeiten, dem Argument eines Textes zu folgen und dann dazu Stellung zu

nehmen. In der Regel schreiben sie sogenannte *responses*, d.h. individuelle Reflektionen darüber, was der Text ihnen emotional sagt. In Meinungsäußerungen stehen vor allem emotionale und persönliche Bezüge im Vordergrund, weniger eine distanzierte und analytische Herangehensweise – der sezierende Blick. Ich erinnere mich beispielhaft an einen Text über österreichische Popmusik, den ich in meinem Seminar zu European Studies diskutieren wollte. Der Autor hatte ein recht simples Schema aus sechs Kategorien von Musikern entwickelt, das er auf die österreichische Popmusik anwandte: vom Liedermacher bis zum Kommerzmusiker. Meine Frage an die Studenten lautete: »Inwieweit macht dieses Schema Sinn?« Da die Studenten über kein Hintergrundwissen zur österreichischen Popmusik verfügten, das über den Text hinausging, bat ich sie, das Modell auf die amerikanische Popmusik anzuwenden. Dies erwies sich als äußerst schwierig. Anstatt die amerikanische Popmusik daraufhin zu prüfen, ob es auch dort Musiker gibt, die sich etwa als Liedermacher beschreiben lassen, oder ob es nicht ganz andere Kategorien gibt, ging es den Studenten nur darum, ob ihnen die Musik gefällt – immer, wenn jemand ein Beispiel eines amerikanischen Musikers nannte, ging es nur darum, das dessen Musik »awesome« sei oder »it sucks.«

Typisch ist hierbei, dass texanische Studenten zumeist Schwierigkeiten haben, jenseits von sich selbst zu denken. Sie betrachten sich als das Zentrum der Welt und tun sich schwer damit, sich emotional und intellektuell in den Anderen hineinzusetzen. In erster Linie geht es um Pragmatik, um *Feelgood*, nicht um *Understanding* oder *Knowledge*.

Diese Art, mit der Welt umzugehen, unterscheidet sich von der in Deutschland gepflegten Sucht, etwas durch Analyse und Beleuchtung zu zerpfücken und von allen Seiten her zu kritisieren. Diese beileibe nicht nur individuelle, sondern kulturelle Differenz, zeigt sich auch bei den Nachbesprechungen zu den Zwischenprüfungen: Die Studenten erwarten stets eine praktische, konkrete Situation, aus der sie dann eine Theorie entwickeln können. Das ist nun eigentlich die übliche Prozedur in meiner Disziplin, der Ethnologie: Auch wir gehen explorativ vor, d.h. wir entwickeln unsere Theorien – anders als andere Disziplinen – aus den praktischen Felderfahrungen heraus. Der Schritt von dieser praktischen Erkenntnis zur Abstraktion in Typologien – und von den

Typologien wieder zurück zum praktischen Feld – verlangt von den meisten Studenten aber eine Abstraktionsfähigkeit, die Ihnen unverständlich ist. Diese ganz in der Tradition der Lateiner stehende Forderung, verschiedene Ideen dieser oder jener Denker wiederzugeben und sie in andere Kontexte zu übertragen, zeitigt nur selten Erfolge.

Dieser Zugang ist kulturspezifisch und erklärt sicherlich die Neigung amerikanischer Akademiker, so zu tun als ob man *unique* sei und das Rad immer neu erfände, wobei man sich aber nicht tief mit den Ideen Anderer auseinandersetzt, die eventuell schon länger über eine Sache reflektiert haben als man selbst und man davon auch profitieren könnte – jedenfalls tief und intensiv nachgedacht, und nicht nur oberflächlich, wo man dann mit angerissenen Versatzstücken hantiert, ohne sich aber ernsthaft darauf eingelassen zu haben.

Dies schließt auch an die amerikanische Geschichtsvergessenheit an, wobei ich nicht meine, dass das Land keine Geschichte hat, sondern dass Geschichtsbewusstsein im Alltag – auch im akademischen – nur eine untergeordnete Rolle spielt. Amerikaner sind eher vom horizontalen Ideal der Gleichheit als vom vertikalen Ideal der Hierarchie beseelt – und ein Hinabsteigen in den Brunnen der Geschichte ist wohl eher eine vertikale Angelegenheit. Die amerikanische Ethnologie beispielsweise zeichnet sich – im Gegensatz zur englischen, französischen oder deutschen – dadurch aus, dass sie nur ein unterentwickeltes Gespür für Historisches hat. Während man in Deutschland den akademischen Vorvätern häufig zu sehr huldigt, müssen amerikanische Studenten ihre eigene Genialität immer neu beweisen. Ich erinnere mich an die Reaktion eines Studenten, der mir auf meine Mahnung, dass man alte Autoren würdigen solle, entgegnet hatte, dass man an der Universität dazu angehalten werde, sich selbst und die eigene intellektuelle Leistung als einzigartig und neu darzustellen.

Die Behauptung des ständig Neuen und Originellen ist typisch amerikanisch. Sie erfordert es, schon einmal erzielte Erkenntnisse zu verschweigen, zu vergessen. Der spezifische Originalitätskult in der Akademie ist dabei offensichtlich in die Grundwerte der amerikanischen Kultur eingebettet, in der jeder, der bestehen will, beweisen muss, ein *hero* oder *something special* zu sein.

Ich will damit nicht sagen, dass die amerikanische Herangehensweise des überblicksartigen Anreißens von Positionen Ande-

rer und der Vernachlässigung des historischen Moments falsch, schlecht oder nachteilig ist. Sie hat auch Vorteile, weil mehr gewagt wird, vernetzter und kreativer gedacht wird und vielleicht auch mutigere Entwürfe eine Chance bekommen, während man sich in Deutschland zu kleinkrämerisch in Detail verliert, sich an kritischen Details festbeißt, lustvoll Grundsatzdebatten führt, am Text klebt, sich nicht davon löst und Probleme damit eher vor sich herschiebt als sie beherzt anzugehen. Aber es sind kulturelle Unterschiede.

In Europa bedrängt mittlerweile die amerikanische Art zu denken und akademisch zu arbeiten als Leitmotiv aber ältere, historisch und theoriebeladener ausgerichtete Denkweisen, etwa die der Humboldt'schen Akademie. Ganz sicherlich fügt sich diese Entwicklung auch mit der Ökonomisierung der Wissenschaft zusammen, und damit auch mit der Denunzierung von Tiefe als altmodisch und verzopft, was ja in Zeiten von Bologna gerade die Geisteswissenschaften zu spüren bekommen. Was hier denunziert wird, ist nicht von ungefähr eine nicht ausschließlich marktkonforme und ergebnisorientierte sowie sofort verfügbare, an unmittelbaren Problemlösungen orientierte, gewissermaßen pragmatische Form des Denkens, sondern eben zeitintensive Methoden, ergebnisoffene Forschung und komplizierte Auseinandersetzungen mit historischen Ursachen.

Kulturvergleiche

Sicherlich ist meine Erfahrung mit dem amerikanischen Bildungssystem maßgeblich durch den Zeitgeist beeinflusst, in der ich als Professor an zwei amerikanischen Universitäten tätig war: generell die Jahre nach dem 11. September und ganz besonders während des Beginns des Zweiten Irakkrieges im Frühjahr 2003 in New York, und danach bis Frühjahr 2005 am Department of Germanic Studies der University of Texas in Austin. Ich will hier nicht auf die zeitgeschichtlichen Hintergründe eingehen, sondern auf Stimmung unter Professoren meines eigenen Faches, der Ethnologie – eines Faches, das der liberalen Tradition, dem Kulturvergleich, dem Relativismus und dem kritischen Blick auf das Eigene besonders verpflichtet ist. Hierbei muss angemerkt werden, dass *liberal* nicht mit dem deutschen Begriff übereinstimmt, so wie ihn

beispielsweise die FDP für sich in Anspruch nimmt. *Liberal* ist seit den Zeiten Ronald Reagans ein Kampfbegriff geworden und umfasst heute in den USA all das, was nicht dem medienbeherrschenden nationalkonservativen Mainstream entspricht. Wenn man dies auf das deutsche Parteienspektrum überträgt, dann umfasst *liberal* die sozialstaatlich inspirierte CSU genauso wie das kommunistische Forum einer Sarah Wagenknecht. Darüber hinaus wurde dem Liberalismus durch 9/11 die Facette des Anti-amerikanismus angedichtet. Darunter ist jegliche nichtkonforme oder gar offen kritische Haltung zur Politik der Regierung zu verstehen, die aus jedem Kritiker einen willfähigen und idiotischen Helfer des Terrorismus macht.

Unter der liberalen Professorenschaft jedenfalls kursierte, sozusagen als ›Berufsfolklore‹, plötzlich das Motiv der abgehörten Telefone. Mein Kollege Brad in New York erzählte mir beispielsweise, dass er davon überzeugt sei, dass man sein Telefon abhöre (*tapped*), weil er mit einem berühmten Bush-Kritiker befreundet sei. Seither jedenfalls habe sich der Ton in der Leitung geändert und Gespräche würden öfters unterbrochen. Auch der befreundete Bush-Kritiker selbst sei sich sicher, dass man ihn abhöre. Brad entschuldigte sich damit, dass er vielleicht unter Verfolgungswahn leide. Meine Kollegin Hannah dagegen, die ich auf den Topos der abgehörten Telefone ansprach, zeigte sich verwundert und meinte, ihr sei dieser Gedanke noch nie in den Sinn gekommen, aber eigentlich liege es auf der Hand, denn jetzt könnten »die« dies ja tun – nach dem *Patriot Act* sei »das« erlaubt. Zwei Tage später erzählte sie mir aufgeregt, jetzt sei auch sie vorsichtig, denn sie habe gerade in einer öffentlichen Telefonzelle einen Aufkleber gesehen, der besagt: »This phone is tapped.«

»Sie«, das sind Justiz, Polizei und FBI, die durch den *Patriot Act* mit weit reichenden Befugnissen ausgestattet wurden, um den Staat vor Terrorismus zu schützen. Dazu gehören Telefonüberwachung ohne richterliche Anordnung, das geheime Kopieren von Computerdaten oder das Abhören vertraulicher Gespräche zwischen Untersuchungshäftlingen und ihren Anwälten durch die Ermittler.

Ob Brad, Hannah und die anderen Kollegen, die mir von ähnlichen Ahnungen erzählten, von Verfolgungswahn gequält wur-

den oder nicht, und ob man sie tatsächlich abgehört hatte,⁷ ist dabei vorerst ohne Relevanz. Allein die Tatsache, dass darüber geredet wird, macht die Abhörung zur sozialen Tatsache.

Die Bespitzelung unliebsamer Akademiker (und anderer Bürger) ist in den USA kein ausschließliches Phänomen der Gegenwart, sie schließt vielmehr an historische Vorläufer an. In der McCarthy-Ära von 1948 bis etwa 1956 wurden aus Angst vor dem sowjetischen Feind die des Kommunismus verdächtigen Bürger überwacht, vor Kommissionen geladen und zahllosen Diskriminierungen ausgesetzt. Auch damals ging es nicht nur um eigentliche Kommunisten oder Sozialisten, so wie es heute auch nicht um nur Terroristen oder Antiamerikaner geht – sondern um das, was man während der RAF-Hysterie im Deutschland der 70er-Sympathisanten nannte: das gesellschaftliche Vorfeld, ohne genau zu benennen, was dieses Vorfeld ausmachte, und wer ihm angehört – es kann jeder sein. Gerade diese Unbestimmtheit macht die Begriffe so wirksam.⁸

Einige Monate später, ich war bereits in Texas, nahm die ›Fachfolklore‹ eine andere Wendung. Auf einmal war nicht mehr vom Abhören der Telefonate die Rede, sondern von der Bespitzelung

7 Im Mai 2006 wird enthüllt, dass der US-Geheimdienst NSA seit dem 11. September 2001 tatsächlich heimlich Milliarden Daten über die Telefongespräche vieler Millionen US-Bürger gesammelt hat.

8 Es ist kein Wunder, dass heute vor allem solche Ethnologen von *Watch Groups* wie der konservativen *American Council of Trustees and Alumni* (die übrigens von Lynn Cheney, der Ehefrau des heutigen Vizepräsidenten, mitgegründet wurde) auf dem Index gesetzt wurden, die sich analytisch und kritisch der eigenen Kultur und Politik zuwenden: Zum Beispiel Bill Beeman, einem Spezialisten der amerikanischen Politik im Mittleren Osten und der amerikanischen Militärpolitik im Allgemeinen, und Hugh Gusterson, der die Kultur amerikanischer Atomwaffenentwickler untersuchte. Denn das Grundkapital der Ethnologie besteht nach wie vor darin, einen kulturrelativistischen Blick einzunehmen und kulturvergleichend zu arbeiten. Wendet man diesen Blick aber auf das Eigene (also das Amerikanische) an, dann liegt es auf der Hand, worin eine Gefahr für das amerikanische Sendungsbewusstsein stecken könnte – in der Möglichkeit, das Eigene nicht als gottgegeben und als Maßstab aller Ordnung zu nehmen, sondern andere Welten als ebenso sinnvoll und möglich zu erachten und zu würdigen (Sieber 2005).

lung der Professorenschaft durch sogenannte *Watch Groups*. Das sind Gruppen konservativer Studenten, die neokonservativen Personen, Organisationen und Think Tanks nahe stehen und informelle Listen unliebsamer radikaler Professoren anlegen, denen man fehlenden Patriotismus, Illoyalität, ideologische Rigidität, Antiamerikanismus und eine Haltung gegen die Republikanische Partei vorwirft. Der Begriff des *liberals* wurde in Texas durch den des *radical* ersetzt, bezog sich aber ebenfalls auf nicht rechtskonservative Professoren. Diese Listen zirkulieren im Internet, ihre Autoren gerieren sich als Opfer einer linken Verschwörung.

Über einen Zeitraum von zwei Jahren konnte ich eine zunehmende Problematisierung dieser Bespitzelung unter meinen Kollegen feststellen. Typisch dafür ist Lois, die mir zu Beginn meiner texanischen Zeit im Sommer 2003 stolz erzählte, dass sie in ihren Kursen kein Blatt vor den Mund nehme, wenn es darum gehe, die gegenwärtige Politik zu problematisieren. Lois ist weder Kommunistin noch eine illoyale Staatsbürgerin, sondern eine gute und stolze Amerikanerin, sie backt Cookies und ist Mutter eines Cheerleaders. In Deutschland wäre sie sicherlich dem rechten Flügel der SPD oder dem sozialstaatlichen Block der CDU zuzuordnen. Aber sie hält den Irakkrieg für einen Fehler und die Bush-Regierung für korrupt.

Am Ende meiner Zeit in Austin wurde Lois zunehmend resignierter und äußerte sich dahingehend, dass sie sich »jetzt zweimal überlege«, welche Themen sie im Unterricht anspreche, und welche nicht.⁹ Dabei konnte sie nicht mit Sicherheit sagen, ob sie tatsächlich Nachteile durch ihre Offenheit im Unterricht erlebt habe. Ein abgelehntes Forschungsprojekt konnte genauso gut damit zu-

9 Eine Parallele zwischen der McCarthy-Ära und Post-9/11 ist, dass weniger die kritischen Publikationen der Akademiker in der Kritik stehen als vielmehr die Freie Rede im Unterricht, die medialen Stellungnahmen oder das gesellschaftliche Engagement: kurz, alle Tätigkeiten der Akademiker als Intellektuelle. Ein Beispiel aus der McCarthy-Ära ist der in seinen Schriften durchaus kritische Ethnologe Leslie White, der außerakademischen Aktivismus ablehnte und nur für ein kleines akademisches Fachpublikum schrieb. White wurde in der McCarthy-Ära zwar überwacht, aber weder vor eine Anhörungskommission geladen noch anderen Verfolgungsmaßnahmen oder Nachteilen ausgesetzt (Sieber 2005).

sammenhängen, dass der Antrag nicht gut geschrieben war oder man zuviele Konkurrenten hatte, die alle um dieselbe Ausschreibung buhlten. Wer wusste das schon?¹⁰

Die intellektuelle Landschaft an der University of Texas ist heute durch solche Entwicklungen gefährdet und das Eichmaß der Freiheit wird selbst dort verschoben – der bisherige Mainstream, den Lois exemplarisch verkörpert, gilt auf einmal als radikal.

Die Angst vor der Bespitzelung, die Geschichten, die anderen Kollegen widerfahren waren und das Wissen um den Zusammenhang der Watch Groups mit konservativen Organisationen hatte ein Klima der Einschüchterung geschaffen, in dem Selbstzensur blühen konnte, die wirkungsvoller war als konkrete politische Verbote oder Maßregelungen.

Das Perfide an der Bespitzelung durch Watch Groups besteht darin, dass es sich hier nicht wie in der McCarthy-Ära um Agenten des FBI handelt, sondern um freiwillig denunzierende Überzeugungstäter, die nicht aus dem Staatssäckel bezahlt werden müssen, sondern von privaten Organisationen finanziert werden. Die Ethnologin Janine Wedel (2002) hat dafür den Begriff der *flex*

10 Eine weitere Parallele zur McCarthy-Zeit ist die Unsicherheit der Akademiker darüber, ob eine abgelehnte Beförderung, eine nicht genehmigte Finanzierung oder ein anderes berufliches Unglück tatsächlich der Überwachung und Kujonierung durch staatliche Dienste geschuldet ist. David Price hat in seinem Buch *Threatening Anthropology: McCarthyism and the FBI's Surveillance of Activist Anthropologists* (2004) eindrücklich aufgezeigt, wie intransparent die Prozesse und Netzwerke zwischen FBI, Universitätsverwaltungen, missgünstigen oder ideologisch überzeugten Kollegen und rachsüchtigen Studenten waren, die in der McCarthy-Ära zur Zerstörung von Karrieren geführt haben. Auch wenn mit Prices' Buch diese schwarze Facette der amerikanischen Fachgeschichte zum ersten Mal thematisiert wird, so ist doch zu vermuten, dass das Wissen um mögliche Nachteile gewissermaßen Bestandteil des »schlummernden« Wissens der amerikanischen Anthropologie war und dazu beitrug, dass die *Activist Anthropology* nach den McCarthy-Jahren erst einmal diskreditiert in der Versenkung verschwand. Man könnte vermuten, dass es lebensweltliche Erfahrungen waren, die dazu führten, dass man sich in den Folgejahren generell von der eigenen Kultur als einem Untersuchungsobjekt abwandte (Sieber 2005).

organization gewählt, in denen die Akteure nicht eindeutig der staatlichen oder der privaten Sphäre zugeordnet werden können, sondern multiple Rollen innerhalb und außerhalb des staatlichen Systems einnehmen. Man könnte vermuten, dass die Überzeugung der Denunzianten – das staatsbürgerlich Richtige zu tun – an das in die regulierte und gleichartige Vorstadt eingeübte konformistische Ethos anschließt.

Die kosmopolitische Weltoffenheit und der Humboldt'sche Geist, einst von den Lateinern in das Land der Freiheit gebracht, hat sich dem Provinzialismus und der extremen Selbstbezogenheit der *Watch-Group*-Mentalität ergeben. Ob das so bleiben wird, steht in den Sternen. Die Tatsache aber, dass es der Kontrolle bedarf, um den Geist zu bändigen, lässt hoffen.

8. Begehrliche Blicke

»Betrachtet man einen Querschnitt aus aktuellen Schlagzeilen, Fernsehbeiträgen und Werbespots, fürchtet man sich in Amerika derzeit vor (in beliebiger Reihenfolge) dem Wetter, den Chinesen, rotem Fleisch, Hühnerfleisch, Cyberporn, Osama Bin Laden, Saddam Husseins West Nile Virus, der Jugend, den Agnostikern, dem ersten Date, schlechter Laune, Kindern, Körpergeruch, dem Alter, der Schwäche. Reduziert man die Liste auf die kleinsten gemeinsamen Nenner, bleiben die beiden Urängste strenggläubiger Christen übrig: die Körperlichkeit, sprich Sexualität, und die Gottlosigkeit.« (Kreye, o.J., a)

Man kann sich Sexualität in kulturwissenschaftlicher Weise über Texte nähern, die Begehrlichkeiten, Lüste und Tabus zum Ausdruck bringen. Gerade in Texas verfügt man über reiches Material: Vielerlei Balladen, Filme und Lieder geben beredte Auskunft über die Verlockung mexikanischer Frauen, die den (weissen) Lonesome Cowboy locken, der zuhause allerdings an ein züchtiges Mädel gebunden ist, das auf ihn wartet (Limón 1997).

Es gibt aber auch eine soziale Praxis der Sexualität. Diese steht in diesem Kapitel im Vordergrund.

Amerikanische Prüderie ist schon sprichwörtlich geworden. Häufig wird diese Prüderie auf die puritanischen Pilgerväter zurückgeführt, die sicherlich als eine der Hauptursachen für die Verdammung und Verfolgung sexueller Lüste angesehen werden kann. Die auf den Puritanismus alleine abzustellen ist sicherlich zu reduktionistisch – in der Gegenwart kommen noch ganz besondere Zutaten hinzu: Die Bedrohung des Glaubens an die Einzigartigkeit des Individuums durch zu nahen Kontakt mit sozial

Ungleichartigen sowie die Schaffung einer kontrollierbaren Sphäre im Bereich der Gemeinschaft und der Familie.

Bei der Schaffung eines Feldes, das das Individuum noch kontrollieren kann, geht es weder alleine um Mentalitätsgeschichte noch ausschließlich um die Erfüllung eines individualpsychologischen Bedürfnisses, sondern auch um staatlich und gesetzgeberisch unterfütterte Maßnahmen. Denn der Rückzug des Staates aus der Wohlfahrt reduziert seinen Aktionsrahmen auf die Bereiche der Symbolik und der Kontrolle.

Nach Wacquant (1999), führt dies vor allem zu einer Verschärfung des Umganges mit Sexualstraftaten.

»Bislang konnte ein Sexualstraftäter nach Verbüßung der Strafe wie jeder ehemalige Häftling im Schutze der Anonymität ein neues Leben beginnen. Dies ist nun nicht mehr möglich, seit der Kongress im Jahre 1996 das sogenannte Megans Law verabschiedete, wonach Sexualstraftäter von den Behörden auf den Index gesetzt, unter permanente Überwachung gestellt und öffentlichen Aggressionen preisgegeben werden.«

Dass es dabei nicht nur um Exhibitionismus, Pädophilie und sexuelle Übergriffe gegen Frauen geht, sondern ganz generell um die Moralisierung jeglicher Sexualität, verrät ein näherer Blick auf die spezifisch texanische Variante der homosexuellen Pornokinos. Pornokinos für Schwule unterscheiden sich von denen für Heterosexuelle dadurch, dass in ihnen nicht der Konsum von Pornographie, sondern das Ausleben von Sexualität mit anderen Gästen im Vordergrund steht. Jedermann weiß das, Betreiber, Kunden und Lizenzgeber.

Anders verhält es sich in Texas und den USA. Die Infrastruktur schwuler Pornokinos, die es lediglich in jenen texanischen Landkreisen gibt, die sich als liberaler verstehen, vermittelt den Kunden, dass sie der letzte Dreck seien und dass sie keinen Kontakt untereinander zu pflegen, sondern sich ihrer Triebe gegen gutes Geld alleine in einer Videokabine zu entledigen haben. Dazu gehören mangelnde Hygiene und Arrangement des Raumes genauso wie die überall aufgehängten Schilder, die den Kunden signalisieren, es sei verboten, sich zu zweit in eine Kabine zu begeben, zu rauchen, zu trinken und in den Gängen zwischen den Kabinen herumzulungern. Und die Filme, die gezeigt werden, sind aus europäischer Sicht kaum als Pornofilme einzustufen, da es

sich zumeist um Streifen mit eingeöhlten Jungmännern mit angezogenen Höschen beim Ringen, Sportlern kurz vorm Duschen oder offensichtlich betrunkenen Collegeboys handelt, die halbnackt vor der Kamera ihrer Freundin posieren und den Bizeps schwellen lassen.

Auch in heterosexuellen Gefilden wird die strikte Trennung in visuelle und taktile Sinnlichkeit besonders akzentuiert, etwa in den Sportbars der Restaurant-Kette Hooters: singende Mädchen in Hot Pants und engen T-Shirts bedienen lockend ein vor allem aus Collegeboys, Familienvätern und Geschäftsleuten bestehendes Publikum.



Abb. 17: Vor den Toren der Stadt lockt die Wollust (Austin)

»My grandfather was Belgian«, erzählt Amanda meinem niederländischen Kollegen Wim, als sie sich auf den Stuhl neben ihn

setzt und ihm bei der Auswahl der Getränke hilft. Amanda entspricht, dem Firmenkonzept gemäß, dem – in der Regel blonden – Typus des All American Cheerleader Girls. Die Trinkgelder seien hier besser als anderswo, meint sie lakonisch, und beugt sich geneigt zu Wim hinüber. Kellnerinnen sind auf Trinkgelder angewiesen und in Austin verdient eine Bedienung normalerweise nicht mehr als 2,50 \$ die Stunde. Die Kette erkennt an, dass Hooters (dt. Hupen) umgangssprachlich »for a portion of the female anatomy« benutzt wird; dergestalt soll die Dienstkleidung den Kunden freizügige Einblicke auf eben jene Hooters gewähren.¹ Nach einem Gerichtsverfahren im Jahre 1997, in dem über die sexuelle Diskriminierung von männlichen Bewerbern verhandelt wurde, kam man zu einem einigenden Vergleich: »Eine Frau zu sein sei vernünftigerweise notwendig«, um die Arbeit eines Hooter-Girls auszuführen. Nach wie vor stellt die Kette damit – zur Freude der Kunden – jene Frauen ein, die »wie die Super Models Cindy Crawford and Naomi Campbell ihren natürlichen weiblichen Sex-Appeal zur Sicherung des Lebensunterhalts einsetzen.«² Amanda kommt dem Kollegen dabei jedenfalls gerade so nahe, dass sie ihm mit ihrem Atem den seinen raubt – aber nicht mehr.

Dieselbe Verschränkung des Primats des Sehens mit dem untergeordneten, ja verpönten Tastsinn findet man beispielhaft auch in jenen schwulen Lokalitäten wieder, in denen sich – immerhin – spärlich bekleidete Adonisse auf Tischen, Kisten oder Theken räkeln. So wie im Lokal *Dicks* in der Austiner Innenstadt. *Male dancers* seien das, erklärt mein einheimischer Begleiter, und ich sehe, wie er und andere Herrn den Schönen Dollarscheine ins Höschen stecken. Dabei gerieren sich die jungen Männer recht unbegabt, sie bewegen sich kaum, es wirkt eher wie unmotiviertes Posieren denn als Tanzen oder auch nur Sichverrenken. Nun weiß ich natürlich, dass es Peepshows gibt und Strip-Shows, und dass man da fürs Gucken zahlt und das Berühren tabu ist. Aber immerhin erwartet der lüsterne Besucher eine Show – wie auch immer sie geartet sein mag.

In Texas steht Homosexualität noch immer unter Strafe, wenngleich das Gesetz momentan – im Sommer 2006 – nicht mehr angewandt wird, da das oberste Gericht die Verfassungsmäßigkeit

1 www.hooters.com/company/about_hooters/

2 Ebd.

des betreffenden Gesetzes aberkannte. Aber das Gesetz gibt es noch immer.

Schwulen Sex wird nicht nur in schwulen Pornokinos mit Strafen gedroht. Auch in anderen Etablissements, die wie die schwulen Saunen weltweit die Grundversorgung mit Sexualität garantieren, ist das so. Darüber hinaus findet eine moralische Pönalisierung statt – etwa dadurch, dass schon beim Betreten einer Sauna Ausweise vorgelegt werden müssen und man die Personalien des Besuchers notiert – man sagt, um die Betreiber vor möglichen Klagen zu schützen; falls sich ein amoklaufender HIV-infizierter Klient nicht an die Regeln des Safer Sex halte und andere Gäste gefährde. Allerdings sind durch die Ausweislichkeit die Personaldaten der Gäste so auch der Polizei und anderen Kontrollorganen zugänglich. In Europa werden nirgends die Personalien notiert.

Dabei begünstigt die Infrastruktur amerikanischer schwuler Saunen die Beschränkung auf die schnelle und bloße Triebabfuhr geradezu und unterbindet deren Einbettung in ganzheitliche Lust – und sie verhindert das Ausleben anderer Bedürfnisse. So fehlen hier, anders als in europäischen Saunen, beispielsweise Bars, in denen man verweilen, essen, trinken und sich unterhalten kann. In Europa vermitteln Schalen mit Kondomen und Gleitcreme dem Gast, dass er Sex nicht nur haben könne, sondern dürfe und – Gott bewahre – auch solle. In den USA dagegen signalisieren Verbotsschilder, dass man zwar Sex haben könne, aber eigentlich nicht solle.

Beim Anbahnen von sexuellen Handlungen in texanischen Saunen ist generell eine Abwesenheit von Augenkontakt zu bemerken. Ein längerer Augenkontakt gilt als unhöflich, was in der heterosexuellen Öffentlichkeit auch auf Blicke zwischen Männern und Frauen zutrifft. Eine Zeitdauer, die in Europa noch als durchaus salonfähig durchgehen würde, hat hier bereits die Konnotation des sexuellen Übergriffs (Baethge 2004).

In der schwulen Sauna stellt der pragmatische Rückgriff auf den Schwanz oder ein anderes Körperteil eine ähnliche Eindeutigkeit her die besagt: Es geht hier um etwas Verbotenes, etwas Schuldhaftes und nicht um ganzkörperliche Sinnlichkeit, es geht um Triebabfuhr und um die Befriedigung einer reduzierten Bedürftigkeit. Ich erlebe sehr viel mehr Männer, die ein Faible für eine bestimmte Sexualpraktik, ein bestimmtes Körperteil besitzen

und beim Sex ausschließlich darauf fixiert sind.³ Es ist diese zielgerichtete Ausschließlichkeit, genau das zu finden, was begehrt wird.

Durch die bloße Existenz der Kinos und Saunen ist zwar die technisch-sexuelle Grundversorgung gewährleistet, die unzweideutige Botschaft ist jedoch: ›Sex ist schmutzig, der Sexsuchende schuldig und sündig, und dafür muss bezahlt werden.‹ In Europa kann das sexuelle Bedürfnis dagegen in einem bejahenden Rahmen erfüllt werden.

Nun meine ich damit nicht, dass in den schwulen Lokalitäten Europas die Partner in der Regel soziale Verbindlichkeiten suchen; auch dort geht es in erster Linie um sexuelle Befriedigung. Der Unterschied liegt aber darin, dass für Europäer nicht schon durch Augenkontakt, Ganzkörpersinnlichkeit und multiple Begierlichkeiten eine Situation entsteht, aus der irgendetwas Ungeplanten, möglicherweise Uneindeutiges, emotionale Verstrickungen oder soziale Verbindlichkeiten entstehen könnten.

Dem Brandmarken von Sex als schmutzig, sündig und schuldhaft auf der rechtlichen, rhetorischen und ideologischen Ebene kann in der gelebten Praxis eine ausschweifende Sexualität gegenüberstehen – das jedenfalls behaupten zahlreiche amerikanische Studenten und europäische Austauschschüler. Dies bezieht sich insbesondere insbesondere auf das Leben in den Bruder- und Schwesterschaften, das seine Anziehungskraft vor allem dem Nimbus der sexuellen, alkoholischen und disziplinären Grenzüberschreitungen verdankt: Gang-Bangs, Saufexzesse und irrsinnige Machtrituale seien hier Gang und Gäbe (Ternieden 2007).

Gerade hier erweist es sich, wie notwendig die Forderung nach intensiver Feldforschung ist. Denn über den praktischen

-
- 3 Murray (1996) wirft die Behauptung auf, dass man durch sexuelle Handlungen mit Angehörigen anderer Kulturen nichts darüber erfahren könne, was die Angehörigen der anderen Kultur untereinander ausleben. Ethnologe und Fremder bewegten sich vielmehr in einer Art drittem Raum, in dem beide Phantasien miteinander ausleben könnten, die sie mit Angehörigen der eigenen Kultur nicht realisieren könnten. Diese Behauptung lässt sich durch die teilnehmende Beobachtung in amerikanischen Schwulensaunen relativieren, da hier Sexualität nicht in der Intimität einer Dyade, sondern vor den Augen von Zuschauern ausgelebt wird.

Wahrheitsgehalt gerade der Behauptungen über die sexuellen Exzesse lässt sich nur spekulieren. Maulhurerei ist schliesslich häufig ein sicheres Anzeichen für die Kompensation ungelebter Fantasien. Falls aber Nimbus und Praxis in Eins gehen, dann liegt es nahe, dass moralische Verdammung und Lust am Überschreiten in engem Zusammenhang stehen, ja dass sich die tatsächliche Lust durch die Sexualtabus steigern. Tatsächlich besitzen Prüderie und Puritanismus eine luststeigernde Funktion, und es steht zu vermuten, dass die Attraktivität fundamentalistischer religiöser Gruppen, wie es sie in den USA zu Hauf gibt, einem Gutteil dieser Funktion geschuldet ist. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Befund aus einem ganz anderen kulturellen Feld, über das ich gearbeitet habe. In der britischen Kronkolonie Gibraltar erzählten mir strenggläubige Jüdinnen von der lustkumulierenden Funktion der Sexualtabus, denen sie von ihrer Religion her unterworfen seien. An den meisten Tagen sei das Ausleben ehelicher Sexualität nicht möglich, so dass zu den wenigen Gelegenheiten, an denen die Tabus aufgehoben seien, »dermaßen die Post abgehe«, wie man es sich kaum vorstellen könne (Haller 2000: 281ff; 2003).

Während unter den gibraltarianischen Juden Sexualität aber grundlegend als gut angesehen wird – auch wenn es viele zeitliche Beschränkungen für das Ausleben gibt – so ist im texanischen Kontext Sexualität immer mit Schmutz, Schuld und Scham konnotiert. Im Gegensatz zu den Juden Gibaltars überschreiten die Texaner kein zeitliches, sondern ein moralisches Tabu – was in der sexuellen Praxis zu riskanten Verhaltensformen führt und erschreckende Ergebnisse zeitigt: ich sehe in den hell ausgeleuchteten Heißeäumen der schwulen Saunen sehr viele ungeschützte Praktiken. Im heterosexuellen Bereich weist der hohe Prozentsatz von Teenager-schwangerschaften auf ebensolch sorglosen Umgang hin. So ist es kein Wunder, dass gerade in Texas ein Anstieg von Schwangerschaften bei Teenies, HIV-Infektionen und von Syphilis zu beobachten ist. Prüderie und Gefahr greifen so nahtlos ineinander.

Die Abwehr von Unmoral ist nicht auf die Bekämpfung von Homosexualität und die Verteufelung von schwangeren Teenagern begrenzt, sie dehnt sich mittlerweile auf vermeintlich harmlose und uramerikanische Zeitvertreibe aus. In diesem Zusammenhang ist das Gesetz gegen »offenkundig sexuell anregendes«

Cheerleading zu verstehen, das im Mai 2005 vom texanischen Repräsentantenhaus verabschiedet wurde. Cheerleader feuern die Football-Spieler und die Zuschauer vom Rand des Spielfeldes mit Kampfparolen und rhythmisch-choreographierten Bewegungen an.

»In den meisten Schulen tragen sie Tops, die kurz über dem Nabel enden, manchmal aber auch schon früher. Alle Röcke sind geschlitzt, manche an der Seite, andere an weniger exponierten Stellen, bei wieder anderen sieht man kleine Fältchen, wenn sie hüpfen, purzeln und sich bewegen. Manchmal haben sie ihre High-School-Logos auf der Unterwäsche, und es gehört zur Show, dass sie den Rock lüpfen, um das Logo zu zeigen« (Mack/Turner 2005),

meint Terry Jagger, eine ehemalige Trainerin. Manche Texaner betrachten diese uramerikanische Schlachtenbegleitung als Ablenkung vom eigentlichen Sportgeschehen, denn die Mädchen sind gelenkig, ihre Hinterteile wackeln neckisch und die Brüste wippen, wenn sie ihre Pom-pons schütteln. Ursache und Folge sind schnell gefunden. Schuld an der ganzen Misere seien jene Trainer, die von der Moral von MTV anstatt der einer Ballettschule beeinflusst seien. Das unangebrachte Verhalten der Mädchen, so der Initiator der Gesetzesinitiative, der Abgeordnete Al Edwards aus Houston (CBS 2005), begünstige Teenagerschwangerschaften und führe zum Versagen in der Schule, zu Kriminalität und zu einem Anstieg sexuell übertragbarer Krankheiten.

Die Gesetzesvorlage spezifizierte allerdings nicht, welche der einzelnen Sequenzen einer Cheerleader-Performance den Tatbestand der offenkundig sexuellen Anregung erfüllt, und es sind auch keine Strafen für die lüsternen Mädchen vorgesehen. Ursprünglich sollten den betroffenen Schulen die Mittel gekürzt werden, jetzt bleibt es den Verwaltern des Schuldistriktes vorbehalten, »angemessene Reaktionen« zu verhängen – worin immer diese auch bestehen. Diese Milde allerdings ist kaum zu verstehen, tat sich der Abgeordnete Edwards doch vormalis mit dem Vorschlag hervor, Drogendealern die Finger abzuhacken.

Das Grundproblem jedoch bleibt, denn selbst wenn man die Girls in Burkas stecken würde, so handelt es sich doch immer noch um junge Mädchen, die vor einer vornehmlich testosteron-

gesättigten Zuschauerschaft ihre gelenkigen Übungen absolvieren.

Das Cheerleader-Gesetz ist nur ein extremer Ausdruck für die Vermeidung von zweideutigen und möglicherweise verunsichernden emotionalen Situationen und unkontrollierbaren Erregungszuständen. Es gibt adäquate Plätze für sexuelle Erregung – die Ehe oder die feste Beziehung (gut) sowie die Pornographie (schlecht). Aber der öffentliche Raum ist dafür nicht geeignet, worauf schon die Abwesenheit von Flirts hinweist: Partnerschaftliche Annäherungen zwischen den Geschlechtern (oder innerhalb eines Geschlechtes) sind an ein festes Ritual – das Ritual des Dating – gebunden, mal so eben eine »nur« nette Kollegin zum Essen einzuladen wird in der Regel als potentielle Anmache verstanden. Überhaupt lassen amerikanische Männer und Frauen »in der Regel keinen Zweifel, keine Ambivalenz, bezüglich ihrer sexuellen Rollenkonformität durchscheinen«. (Baethge 2004) Dies zeigt sich in der Art zu gehen (Männer ausladend, Frauen eher kontrolliert), den Körper zu präsentieren (Männer/Frauen scheinen kein Problem damit zu haben ihre Muskeln/Brüste zu betonen), der Wahl der Kleidung (betont und unzweideutig maskulin bzw. feminin), der Haartracht (Männer kurz, Frauen feminin aufgetuft), und der Art zu sprechen (Männer kehlig, Frauen hoch).

In einer Gesellschaft wie der amerikanischen, in der Sex tabuisiert wird und man Jugendlichen rät, keinen Sex vor der Ehe zu haben, ist die Benennung einzelner Praktiken ein kreativer Mechanismus, der es erlaubt, das Tabu zu umgehen: durch das Umdefinieren dessen, was als Sex gilt. Dafür werden neue Worte kreiert, damit sich die jeweilige Aktivität als nicht-sexuell definieren lässt. Etwa die Begriffe *spooning* und *dry humping*, für die es keine deutsche Übersetzung gibt. *Spooning* bedeutet »wie Löffelchen miteinander im Bett liegen«, unter *dry humping* ist etwas Ähnliches wie Aneinander-reiben, Petting und Umarmen, nur vollständig bekleidet und ohne die Genitalien direkt zu berühren, zu verstehen. Man kann auch an die Aussage von Bill Clinton in der Lewinsky-Affäre denken, dass er keinen Sex gehabt habe, bei der er sich auf die enge Vorstellung von Sex als *intercourse*, also »Verkehr« bezog. Aus dieser Perspektive sind dann orale Praktiken wie jene, die Frau Lewinsky an ihm verübte, auch kein Sex.



Abb. 18: *American Paranoia: Hexenjagd am Straßenrand (Austin)*

Solche Strategien und die Entwicklung von Begrifflichkeiten wie *spooning* und *dry humping* erlauben es, etwas benennen zu können, das gewissermaßen vom Sex ausgliedert wird. Wenn man nur *intercourse* als Sex zulässt, dann bleiben auch einem abstinenten Paar genügend Möglichkeiten der genitalen Befriedigung – die dann aber nicht mehr als Sex gelten: eine geniale Bestätigung von Foucault, nach dem sexuelle Verbote nur neue Lüste produzieren.

Aber es geht auch umgekehrt: »One in five children is sexually solicited online. Help delete online predators.« Das verkünden zahlreiche Plakate an den Highways von Texas und sicherlich auch in anderen Staaten. Will heißen: »Eines von fünf Kindern wird sexuell belästigt – und zwar online! Helft dabei, die Online-Jäger zu eliminieren.« Hier stellt sich die Frage, wie Sexualität definiert wird – und worin die sexuelle Belästigung besteht. Genügt es schon, dass Kinder zufällig beim Surfen auf die eine oder andere Webseite geraten? Oder dass auch kindliche Mailboxen von Viagra-Werbung und Werbung für Penisverlängerungen überquellen? Oder dass Kinder in vermeintlich harmlosen Chatlines von schmierigen Schändern angesprochen werden?

Sie erachten diese Bemerkungen für dreist und polemisch? Immerhin wurde im Dezember 2006 ein 4-Jähriger im texanischen Waco wegen sexueller Belästigung seiner Kindergärtnerin vom

Kindergarten suspendiert (Pitzke 2006). Er hatte sich zu sehr an sie geschmiegt und dabei wohl auch ihre Brüste gestreift.

Da ist es nicht abseitig wenn man schließt, dass gelebte Sexualität, inklusive der ekelhaften und mitunter gewalttätigen körperlichen Übergriffe, um die virtuelle Komponente (etwa des Angesprochen- und Aufgefordertwerdens, pornographische Fotos von sich zu machen) erweitert (und damit Virtualität und Praxis in eins gesetzt) wird. Jedenfalls wird hier das geschriebene Wort im Chatroom mit physischer Gewalt und Missbrauch synonymisiert. Judith Butlers Ansatz in ihrem Buch *Hass spricht* (2001), in dem sie belegt, dass schon Worte Gewaltanwendung sein können, behauptet im Übrigen genau dies. Aber bedeutet dies, dass Wort und Tat dasselbe sind, und dass das Eine zwangsläufig zum anderen führt?

Die amerikanische Findigkeit im Kreieren neuer Begrifflichkeiten (nicht nur im Bereich der Sexualität), die durchaus als Grundlage für die Genese neuer Gemeinschaften dienen können, ist Fremden immer wieder ein Quell des Erstaunens. Genau diese identitätsbildende Funktion erfordert es, ständig neue Begrifflichkeiten für (sexuelle und andere) Vorlieben oder Praktiken zu schaffen. Hier könnte eine Kritik an Michel Foucault ansetzen, insbesondere an seiner Erkenntnis, dass unterschiedliche Begehrlichkeiten und Praktiken im Zeitalter des sexuellen Paradigmas zur Genese unterschiedlicher und ausdifferenzierter Identitäten führen – und zwar als allgemeiner Trend in der Moderne, losgelöst von spezifischen kulturellen Kontexten. Diese Erkenntnis war maßgeblich von Foucaults eigener lebensweltlichen Erfahrung in der Schwulenszene San Franciscos – und dort vor allem der SM-Szene – geprägt, in der immer neue Vorlieben und Praktiken identitätsstiftend wirkten. Die von Foucault erkannte Beziehung zwischen Begehren, Praxis, Identität und Gemeinschaft weist zweifellos verblüffende Übereinstimmungen mit der allgemein amerikanischen Ordnungsmatrix auf, in der freie Wahl und Gemeinschaftsbildung in enger Wechselbeziehung miteinander stehen. Inwieweit sich diese Befundung aus dem Mekka sexueller Experimentierkunst fraglos und verallgemeinernd auf andere kulturelle, sexuelle und geographische Kontexte übertragen lässt; ob und auf welche Weise also sexuelles Begehren und Praxis tatsächlich gemeinschaftsstiftend wirken; inwieweit Foucault also unbewusst spezifisch amerikanische Identitätsbildungsmuster generalisiert,

wäre eine Frage, die durch die feldforschende Erdung abzuklären wäre.

Auf der anderen Seite, und das sollte man gerade in Texas nicht gering schätzen, gibt es in Austin noch immer ein mythisches Refugium posthippiesker Idylle, an dem man sich – so, wie der Herrgott (oder die Herrgöttin) einen schuf – der Sonne preisgeben darf: Hippie Hollow am Lake Travis. Auf den Felsen am See ist es möglich, die eigene Nacktheit und die zahlreicher Anderer beim Sonnen- und Wasserbad zu genießen. Heterosexuelle an der einen Ecke und Schwule an der anderen – in wohlwollender Distanz. Ohne polizeiliche Bspitzelung – es sei denn, man lässt sich, wie der bös' hintergangene George Michaels auf der kalifornischen Klappe – von einem investigierenden Wolf im blanken Schafspelz mit einem Anderen im Gebüsch erwischen. Hippie Hollow ist tatsächlich der einzige Ort in diesem riesigen texanischen Staat, an dem man – außerhalb des gefürchteten Spring Break⁴ – den nackten Hintern in aller Öffentlichkeit präsentieren kann, ohne in polizeilichen Gewahrsam genommen zu werden. Für dieses vermutlich auf die Deutschen, die in dieser Gegend von Zentraltexas auch den Nudismus eingeführt haben, zurückgehende Erbe werden die Austiner auch vom geneigten Teil der Bürgerschaft Houstons, Dallas' und San Antonios beneidet.

4 »Spring Break (engl. etwa: Frühlingsferien) ist eine meist einmal, manchmal auch zweiwöchige Pause des Studienbetriebes (Semesterferien) an den Colleges und Universitäten der USA. [...] Oft kommt es bei diesen Feiern zu übermäßigem Alkoholgenuss und anderem Drogenmissbrauch, sexueller Freizügigkeit, Promiskuität und öffentlicher Zurschaustellung von Nacktheit (Exhibitionismus).« http://de.wikipedia.org/wiki/Spring_Break (10. Mai 2006)

9. Fette Helden

»Ju-huhu« jauchzt es aus dem Versammlungsraum und ich denke: »Hier bin ich richtig.« Ich habe meine Schuhe ausgezogen und die Frau hinter dem Beratungstresen schaut mich milde an. »Es kann sein, dass Sie keine Resultate erhalten werden, wenn sie nicht alle Punkte verbraucht haben in dieser Woche.« Es hilft nichts, ich gehe einen kleinen Schritt vor und trete auf das Gerät. Und schiele auf den seitlich stehenden Monitor. Erleichterung. »8,5 Pfund, in der ersten Woche«, ihr Gesicht hellt sich kurzfristig auf und erlischt dann wieder. »Herzlichen Glückwunsch! Das wird aber nicht jede Woche so sein.« Vorsicht scheint ihr wichtig, so als erwarte sie, mich mit überzwercher Hybris reagieren zu sehen: »Sagen Sie das Molly auf jeden Fall.«

Nachdem ich mir zwei Packungen Süßigkeiten gekauft – jeder Riegel mit nur zwei Punkten – und mir die Schuhe wieder angezogen habe, mache ich mich auf in den Versammlungssaal.

Etwa 60 Anwesende kann ich ausmachen, darunter vielleicht vier Männer, die gebannt auf die Leiterin, schauen. »Molly – lost 73 Pounds in 2001«, steht stolz auf ihrem Namensschild, das ich schon registriert hatte, als ich mich in die Warteschlange zum Wiegen einreichte und sie mir ein aufklebbares Namensschild aus Papier reichte. In diesem Moment hatte ich kurz gescheut, wirklich an der Sitzung teilzunehmen. Derlei Einvernahme behagt mir gar nicht – und in Gold würde das Übergewicht ja wohl nicht aufgewogen. Eifrig ist Molly, die entfernt an eine üppige Liza Minelli erinnert, mit den Wartenden im Gespräch, berät hier einen Neuling, wie er den Anmeldebogen auszufüllen habe und begrüßt dort ein bekanntes Gesicht. Sie muss die 73 Pfund seit 2001 wieder auf die Hüften geschaufelt haben.

Fette Versuchung

97 Millionen Amerikaner sind zu dick. »Einer neuen Studie zufolge ist die Fettsucht in den USA auf dem besten Weg, mit über 400.000 Opfern jährlich zur Nummer eins unter den vermeidbaren Todesursachen zu werden.« (Der Spiegel 2004) Und besonders Texas ist bekannt für die Fülligkeit seiner Bewohner – das nahe Houston galt bis vor kurzem als Hauptstadt der Fettleibigkeit¹ und unter den zehn fettesten Städten der USA befinden sich fünf aus Texas.² Ich aber war hier nicht in Houston, sondern in Austin, Hauptstadt von Texas und Hauptstadt der Makrobioten und Spinatessen. Man rühmt sich, anders als der Rest des Staates zu sein, ist stolz auf das sportliche Treiben der Bewohner im Grüngürtel rund um den Town Lake, und auf Wholefoods, einen glamourösen Supermarkttempel der biologischen Ernährung, der in Austin seinen Ursprung hat. Nirgends habe ich in den USA besser gegessen als in Austiner Restaurants, nicht in San Francisco und auch nicht in New York. Allerdings beziehe ich ein professorales Gehalt und bin nicht darauf angewiesen, in einer Billiglohn-Food-Kette hinter der Fritteuse zu schwitzen oder mich davor für ein fettiges Mahl anzustellen.

Das Essen in den normalen texanischen Restaurants, also den Ketten, ist jedoch recht einheitlich. Überall wird dieselbe Mischung aus Sandwichs, Burger, Tacos, Nachos, Enchiladas und Barbecue angeboten. Nicht davon zu sprechen, dass es landesweit nur dieselben drei Sorten Käse (Monterrey Jack, Cheddar, Swiss) und vier Variationen von Salatdressing (Italian, French, Blue Cheese und Thousand Islands) zu geben scheint.

Auch in den Supermärkten ist die De-facto-Auswahl von Lebensmitteln trotz der Überfülle an Waren, die den europäischen Besucher zuerst an märchenhaft-bunte Üppigkeit erinnern, aufs Minimalste begrenzt. Häufig unterscheidet sich die Vielfalt der Produkte nur durch ihre Form oder durch die Art der Verpackung, nicht aber durch unterschiedlichen Geschmack. Das ist etwa bei Wurst, Käse und Äpfeln der Fall. Bei anderen Produkten

-
- 1 Das Men's Fitness Magazine meldet, dass Houston 2003 von Detroit überholt wurde (Lozano 2004).
 - 2 Ebd.: Houston (2), Dallas (3), San Antonio (4), Fort Worth (6) und Arlington (8).

entzieht man entweder einen Bestandteil (üblicherweise Fett, Cholesterol, oder alles, was einen Nährwert ausmacht) oder man fügt etwas hinzu (etwa ein Vitamin, Kalzium, Mineral o. Ä.). So gibt es etwa bei Orangensaft zwar unzählige Sorten, aber es gibt keinen einzigen richtigen Orangensaft, sondern bloß mit oder ohne Fruchtfleisch, Kalzium, Magnesium, Vitamin E, Säure usw.



Abb. 19: Der Autor, kurz bevor er seinen Widerstand gegen mexikanische Versuchungen aufgibt (San Antonio)

Tatsächlich gibt es also im Prinzip ein sowjetisch-begrenztes Warenangebot, das einem nur deshalb so vielfältig vorkommt, weil es jedes Nahrungsmittel mit oder ohne verschiedene Farben und Zusätze gibt.

Die Analogie zum Ostblock mit der Masse der HO-Kunden einerseits und den glücklichen Wenigen andererseits, denen im Intershop ein vielfältiges Warenangebot zur Verfügung stand, ist nahe liegend. Denn dass Freiheit nicht darin besteht, zwischen unterschiedlichen Geschmacksausprägungen oder Qualitätsstufen auszuwählen, ist auch ein Merkmal für die Masse der texanischen Normalverbraucher, die es sich nicht leisten kann, in den viel elaborierter sortierten Austiner ökologischen Supermärkten wie Wholefoods oder Freshplus einzukaufen.

Auch in diesen Sondergeschäften scheint man jedoch dem Versprechen auf gesunde Nahrung nicht recht zu trauen, stehen doch

häufig noch im Eingangsbereich kilometerlange Regalreihen voller Medikamente – oder besser: Zusätze – zum richtigen Essen, also ganze Batterien mit Vitaminen, Ölen, Mineralstoffen, Zinn und Zink, Allergiepräparaten etc.

Hier wird eine zentrale Wirkungsweise des Kapitalismus amerikanischer Spielart sichtbar. Dieser verfährt nach dem Motto *decompose/recompose*: Erst werden den Produkten ihre charakteristischen Merkmale entzogen, um sie dann wieder künstlich hinzu zu fügen – und so doppelt daran zu verdienen. Wie beim Wein, der in Amerika mit einer Schleuderkegelkolonne in seine Bestandteile zerlegt und dann – je nach Geschmack, Alkoholgehalt und Aroma – ganz neu zusammengesetzt werden darf (Kärst 2005). Ein Kollege erklärt mir;

»Sie verdienen mindestens doppelt: Erst verkaufen sie Essen, das ungesund ist und fett macht; dann redet man den Leuten ein Minderwertigkeitsgefühl ein, weil sie zu fett seien, um ihnen dann Psychiater, Diäten und extrateure Lebensmittel und Zusatzstoffe zu verkaufen, die aber auch nicht gesund machen. Das ganze Geheimnis des Kapitalismus liegt darin begründet, dass man den Leuten Angst und ein schlechtes Gefühl macht, damit sie alles dafür ausgeben, um dieses wieder zu beseitigen.«

Eine zweite Ursache für die massenhafte Verfettung liegt in der Größe der Portionen begründet, die einem in Restaurants auf den Teller gelegt und im Supermarkt feilgeboten werden. Hier sei an den populären Slogan zur Beschreibung der texanischen Lebensart erinnert: »Everything is bigger in Texas.« Was die Nahrung betrifft, so ist dieser Spruch alles Andere als übertrieben. In Fast-Food-Ketten werden einem Supersize-Portionen nahegelegt, sein Sodageränk kann man häufig unentgeltlich nachfüllen und in den Märkten lachen einen keine 1-Liter-Milchkartons an, sondern Gallonen (das sind 3,78 Liter).

Drittens, und das wird einem Europäer sofort über den Geschmackssinn offenbar, der Einfluss der Zuckerindustrie. Denn am nachhaltigsten prägt sich die Süße ein, die amerikanische Lebensmittel – und beileibe nicht nur die eigentlichen Süßwaren – durchwirkt. Wie ein betäubender Film legt sie sich gleichförmig über Zunge und Gaumen und die Kehle hinunter. Solange von einer Speise, egal ob Braten, Pizza oder Nudelaufguss, gesagt werden kann, sie sei süß, solange gilt sie als gut. Es wird ja gesagt,

dass Zucker abhängig mache, da sein Konsum gute Laune hervorrufe, aber durch den schnellen Abbau des Blutzuckers nach immer mehr Zucker verlange. Kein Wunder, dass die amerikanische Zuckerindustrie fordert, den Zuckerwert in Lebensmitteln – entgegen den Empfehlungen der WHO von 10 auf 25 Prozent anzuheben (Burger 2004).

Daneben ist der Umgang mit Lebensmitteln eine notwendige, aber zeitraubende Last geworden, die man nebenbei und individuell verrichtet. Das betrifft sowohl die Zubereitung als auch die Essgewohnheiten. Die Fertigkeit des Kochens scheint nicht sehr populär zu sein, darauf verweist schon die texanische Terminologie – von »cook'n« spricht jedenfalls kaum jemand, sondern von »fix'n a meal« oder »fix'n *some* food«, was soviel bedeutet wie »zusammenrühren« oder »fertig stellen.« Die Zubereitung ist etwas, was man möglichst schnell hinter sich bringen muss. Entweder, weil man bereits fertig zubereitete Speisen kauft oder Fertigprodukte, die nur noch kurz in der Mikrowelle aufbereitet werden müssen. Verfolgt man ganz aufmerksam amerikanische Kochsendungen, dann drängt sich der Eindruck auf, dass die Nahrungsmittel in erster Linie irgendwie bewältigt werden müssen. Und zwar ohne Körperkontakt, denn selten nur sieht man einen Koch, der die Nahrungsmittel mit den bloßen Händen berührt oder gar bearbeitet. Entweder es werden Küchenhandschuhe getragen oder die einzelnen Zubereitungssequenzen sind so gefilmt, dass zwischen Mensch und Nahrung ein Werkzeug vermittelt. Gesalzen, geklopft, gewalkt und in die Pfanne oder den Herd gegeben wird nicht mit den bloßen Händen.

Und noch etwas Anderes trägt zur Verfettung bei: Computer und Fernsehen verdrängen das Spielen an der frischen Luft, Fertig Mahlzeiten und Junk-Food die vitaminreiche Kost. Das macht auch Austin dann doch wieder sehr amerikanisch. Meiner Vermieterin Camille gegenüber beklagte ich, dass man hier nicht zum Gehen kommt, denn in den meisten Wohnvierteln gibt es keine Gehwege, die Geschäfte liegen in ausgewiesenen Zonen und lassen sich nur mit dem Wagen erreichen und draußen ist es zumeist so heiß und schwül, dass es ohne Klimaanlage – und ohne Auto – auch nicht geht. Camille protestierte, man könne doch sehr wohl gehen (»to walk«), womit sie aber das hypertrophe Powerwalken meinte, dass die Gattinnen der üppig Besoldeten in der Vorstadt praktizieren. Aber einfach nur gehen, von A nach B und rüber

zum Bäcker und dann wieder nachhause – Camille fand das eine äußerst absonderliche Vorstellung: man »geht« doch nicht einfach nur so! Abgesehen davon gibt es in Suburbia gar keine Bäcker.³

Die Last mit der Last

Vor einer Woche hatte ich es schon im jüdischen Gemeindezentrum, einer der anderen fünf Austiner Örtlichkeiten, wo sich Weightwatchers treffen, versucht. Ich kannte das Gemeindezentrum aber bereits aus Zusammenhängen, die die Gedanken an das Abnehmen nicht gerade beförderten: vor kurzem hatte man mich dort nämlich zur Feier des Purimfestes eingeladen, wo man – so schien es mir – vor allem tüchtig und fett zu speisen hatte. Da mutete es bizarr und seltsam an, kurz darauf an derselben Stelle einem Loblied auf die Segungen der Entsagung zu lauschen.

So sitze ich nun also in diesem Weight-Watcher-Zentrum im Gewerbegebiet zwischen den Highways und neben einer freundlich lächelnden beleibten Schwarzen und beobachte. Der ethnologische Bluthundinstinkt hat von mir Besitz ergriffen, ja mich angefallen: Hier findet etwas statt, über das man vielleicht die amerikanische Kultur aufschlüsseln könnte, etwas Zentrales, schließlich geht es um Körper, Kontrolle, Gemeinschaft und Konformität.

Molly hat die Menge mit routinierter Überdrehtheit im Griff. »Wer verdient noch eine Auszeichnung?«, fragt sie eifrig, und wie in Bekenntnisritualen, die man aus protestantischen Sekten kennt, reckt sich die eine und die andere Hand in die Höhe. Molly scheint gute Augen zu haben, sie redet die sich Meldenden mit dem Vornamen an: »Hanna, wie viel hast Du verloren?« »Ich habe in der letzten Woche dreieinhalb Pfund verloren.« »Juhuhuuuu«, anfeuernder und feiernder Applaus aus der Menge und juchzende Rufe – das sogenannte *cheering*, allen voran Molly selbst. »Das ist prima, Hanna. Was hat Dir denn beim Abnehmen am besten gefallen?« »Dass ich nicht zu Naschsachen gegriffen habe.« Wieder

3 Im Übrigen, und dieser Einschub sei erlaubt, könnte sich mit dem Nicht-Gehen der Amerikaner einer der häufigen Topoi des amerikanischen Films erklären: dass Frauen nach einem längeren Spatziergang die Absätze abgehen. Schuhe sind hier vielleicht wirklich eher als Beinkleidung konzipiert denn als Laufwerkzeug.

euphorisches Klatschen und Mollys Jubilieren. »Wer verdient noch eine Auszeichnung? ... Ja, Nora?« »Ich habe fünfeinhalb Kilo abgenommen!« Der Lautstärkepegel wächst, Mollys Jubilieren wird von glückseligen Handreichungen begleitet – ein roter Streifen wird Nora ausgehändigt und alle klatschen noch einmal und jubeln mit. Ich bin fasziniert. Meine Nachbarin meint, der rote Streifen sei die Auszeichnung. »Nora, was hat Dir denn am besten gefallen?« »Dass ich eigentlich alles essen konnte ... solange ich meine Punkte aufschrieb und kontrollierte.« Begeisterndes Klatschen quittiert dieses Bekenntnis. Der Bluthund in mir leckt mehr Blut: teilnehmen, nicht nur beobachten. Ein Quäntchen Boshaftigkeit ist dabei, als ich mich dazu entschließe, meine Hand in die Höhe zu heben. »Ja, Dieter?« Sie spricht sogar meinen Namen richtig aus. »Ich habe achteinhalb Pfund abgenommen in der ersten Woche.« Molly kann sich nicht mehr halten vor Begeisterung und die Fetten im Raum klatschen noch frenetischer als zuvor – einige ungläubige »Ooohs« werden vernehmbar. »Und was hat Dir denn dabei geholfen?« Gespielt geziert antworte ich:

»Nun, wenn ich die Wahrheit sagen soll, dann hatte ich wohl Schwierigkeiten, alle meine Punkte aufzubrauchen. Und die Extrapunkte, die ich mir fürs Wochenende und den Traum von einem großen fetten Steak aufgespart hatte, konnte ich aus einem unerwarteten Grund gar nicht abessen.«

Nervös bemühtes Lachen unter den Zuhörern. Ich hatte absichtlich die »Schwierigkeit« betont, die Punkte nicht zu erreichen, weil ich annahm, dass es den meisten schwerfällt, das Limit der Punkte nicht zu überschreiten. Und ich wollte sehen, wie man darauf reagiert, zumal herrschende Doktrin bei den Weight Watchers ja die Überzeugung ist, dass man nicht abnimmt, wenn man seine Punkte nicht ausschöpft. Aber keine Irritation, alle bejubeln und beklatschen mich, und Molly, die keine Auszeichnung mehr zur Hand hat, huscht in den Nebenraum, um einen neuen roten Streifen zu holen. Ich nehme ihn stolz entgegen und alles klatscht. Es ist ein roter Pappstreifen, auf dem steht: »I lost 5 Pounds.« Entweder gibt es überhaupt keine mit achteinhalb Pfund oder sie waren ausgegangen.

Ich fühle mich wie in einer Mischung aus einem protestantischen Bekenntertreffen und einer Kreisch-Show auf RTL – wobei es

freilich nicht ordinär und hämisch, sondern unterstützend, wohlwollend und teilend zugeht. *Supporting*, *Helping* und *Sharing* sind dann auch die Schlüsselbegriffe in dem folgenden Zwiegespräch, das Molly mit dem Publikum führt. Die Geschichte von Pinocchio wird bemüht. Sie verweist auf die kindliche Filzzeichnung des langnasigen Kerlchens, das irgendjemand, wahrscheinlich Molly selbst, auf einen Bogen Papier gekritzelt hat. Was sei denn das Ziel gewesen, das Pinocchio erreichen wollte? »Ein Junge werden!«, erschallt es aus dressierten Mündern.

»Und was musste Pinocchio tun, um das zu erreichen?« »Verschiedene Hindernisse überwinden!!!« – wieder eine vielstimmige Antwort. »Und was hat ihn abgehalten davon?« Diesmal eher zögerliche Zurufe: »Er wurde zum Esel.« »Er wurde von einem Wal verschluckt.« »Ja, er musste Hindernisse überwinden ... Was hat ihn denn von seinem Weg, ein Junge zu werden, abgebracht? Wodurch wurde dies sabotiert?« Molly wandert inquisitorisch die Reihen ab. »Er hat die Regeln nicht eingehalten!« »Er hat gemacht, was ihm Spaß machte!« »Er geriet in schlechte Gesellschaft.« Die Fetten scheinen ihren Disney wohl gelesen zu haben. »Jawohl, er wurde sabotiert und von seinem Ziel abgebracht. Was ist denn unser Ziel?« »Pfunde verlieren!«, dröhnt es wie aus einem Mund. »Und für wen wollen wir abnehmen?« Wie vom Pavlov'schen Hund gelernt erschallt ein: »Für uns!« »Richtig: nicht für unseren Partner, nicht für andere, sondern in erster Linie für uns. Wir haben es in der Hand. Es kommt keine Fee wie bei Pinocchio, wir selbst müssen das machen. Aber das ist nicht immer einfach. Wodurch wird unser Ziel denn sabotiert? ... Ja, Robert?«

Nun wird es wieder persönlich: »Wenn man beim Einkaufen vor einem Regal steht und man steht vor all diesen leckeren Sachen.« »Jawohl, das ist schwierig ... und was denn noch?« Eine ältere Schwarze wirft mit breitem texanischen Akzent ein: »Auf Arbeit, da wird immer der eine oder andere Geburtstag gefeiert. Und dann bringen sie Donuts mit und Kekse. Und dann muss man ablehnen.« »Ja, ablehnen ist sehr schwer ... und wo noch?« »Mein Ehemann, der sagt, ich soll mich nicht so anstellen und wenn man mit einem Partner zusammenlebt, der einen nicht versteht, ist das schwierig.« Nun sind den Einfällen keine Grenzen mehr gesetzt, sind Tür und Tor geöffnet. »Und Freunde, die einem sagen, man solle doch nur einmal probieren«, wirft Eine frustriert ein. »Und die meinen es doch gut!« »Und wenn mein Mann sagt, dass ich attrak-

tiv sei und das gar nicht nötig hätte« ... »Und bei Geburtstagen, wenn alle sagen: ›Es ist doch nur einmal‹«, jammert eine Andere. »Und bei Verabredungen [dates], denn da geht es doch darum, dass man sich von seiner besten Seite zeigt und der Mann will einem etwas bieten. Und dann muss man sagen: ›Ich nehme lieber ein Wasser‹. Was der dann wohl von einem denkt! Dates sind doch immer mit Einladungen zu gutem Essen verbunden.«

»Dates«, kräht Molly, »die Probleme möchte ich haben!« Sie gurrte augenzwinkernd und garniert ihren Einwurf mit maschinellem Lachen. Die Fetten lachen mit. »Ganz schwierig ist es, wenn wir meine Schwiegermutter in Houston besuchen. Die gibt uns immer ein Fresspaket mit nachhause, und ich kann da nicht nein sagen ... aber kaum sind wir aus der Stadt raus, werfen wir es aus dem Fenster.« »Gut gemacht«, jubelt Molly anerkennend. »So brüskiert man die Schwiegermutter nicht und beweist trotzdem Stärke!« Alles jubelt ob der aus dem Fenster geworfenen Fleischpasteten und Kuchen einer fürsorglichen und nichts ahnenden Houstoner Schwiegermutter. Molly greift in eine Schachtel und reicht der mutigen Essensvernichterin eine andere Anerkennung – einen Anstecker. »Ja«, ereifert sich eine Andere, »das ist prima, aber anstatt es einfach aus dem Fenster zu schmeißen, warum nicht einem der vielen Armen geben, die mit ihren Schildern auf dem Mittelstreifen betteln?« »Jaaaa«, erschallt es aus einer Kehle und Molly sekundiert, dass es »davon« ja viele gebe. ›Tu Gutes und nimm ab dabei‹, geht es mir durch den Kopf.

»Saboteure«, schnappt Molly und hebt inquisitorisch den Zeigefinger, »Saboteure [ja, sie benutzt tatsächlich diesen Begriff] können überall sein: in der Firma, zuhause, in der Beziehung, in der Familie, bei Freunden. Jeder kann ein Saboteur sein«, mahnt sie und ich denke an Barry Glassners Buch *The Culture of Fear* (1999), indem er die Produktion von Angst als zentrales Motiv der amerikanischen Gesellschaft freilegt. Angst, oder zumindest Misstrauen in das vermeintlich Vertraute, Harmlose, Freundliche und Freundschaftliche: die nette Babysitterin, die den Ehemann verführt und Kinder schlitz; die liebenswerten alten Damen im Nachbarhaus, die im Keller den Panamakanal graben lassen. Wie gut, dass wir uns haben, die Gemeinschaft der Wohlmeinenden und Gleichgesinnten. Ich bin hoch erfreut über den Ablauf des Treffens und das ethnographische Material, das hier nur geerntet werden muss.

Nach dieser Tour de Force durch die Unbillen des vermeintlich Vertrauten bietet Molly eine Heilung der Wunden an, die da geschlagen wurden: »Wie ist denn Pinocchio letztendlich doch noch zum Jungen geworden?« Diesmal keine Antwort, eher Sprachlosigkeit– vielleicht hatte man Disney doch nicht ganz gelesen, denn sie gibt die Antwort selbst: »Das Wichtigste ist es, wie Pinocchio zu wissen, was man will und dies mit den Anderen zu Teilen [to share]. Zu sagen: ›Nein danke, ich möchte abnehmen‹, oder ›Ich darf das nicht‹.« Eine Widerspenstige meldet sich:

»Aber man darf nicht sagen. ›Ich will abnehmen, damit ich mich gut fühle‹, oder ›damit ich wieder attraktiv bin‹, denn dann können sie mit einem argumentieren und einem eine Meinung entgegenhalten: ›Du bist doch gar nicht so dick‹ oder ›Du bist doch auch so schön‹. Ich sage immer: ›Weil es meine Gesundheit nicht erlaubt.‹ Darauf traut sich keiner etwas zu entgegnen.«

»Bravo«, Molly hüpfte zu ihrer Schachtel und verteilt wieder einen dieser Gegenstände, die ich nicht erkennen kann. »Das ist eine sehr gute Antwort: ›Weil es die Gesundheit nicht erlaubt.‹ Da gibt es dann kein Gerede mehr darum, kein Zerreden der Gründe – Gesundheit als Argument hilft immer!« Alles klatscht und jubelt. Man scheint ein Totschlagargument gefunden zu haben, der magische Verweis auf das Schlüsselwort: Gesundheit!



Abb. 20: Saboteure allenthalben: fettig leckere Verlockung am Rodeostadion (Austin)

War ich in einem perfiden Gottesdienst gelandet? Wenn ich meine deutsche Weight-Watchers-Erfahrungen mit den amerikanischen vergleiche, könnte man das meinen: Geht es in Berlin eher um den Nährwert von Lebensmitteln und deren Zubereitung, so wird in Austin über Lebensmittel eigentlich nie geredet, sondern über Motivation, Psychologie und die Bedeutung von Gruppen. Jedenfalls stellt Molly in der Interaktion mit dem Publikum eine Gemeinschaft her, die auf *Supporting*, *Helping* und *Sharing* basiert. Wir sind alle gleich, wir teilen dieselben Probleme (wir sind fett), wir helfen und unterstützen uns gegenseitig. Dabei benutzt sie eine Körpersprache aus routinierter und mechanischer Zuwendung: eilfertiges und überdrehtes Reden, Augenkontakt mit Einzelnen, gefrorenes Lächeln wenn immer sie spricht oder schweigt, und eingegrenztes mechanisches Lachen, oder vielmehr Keckern, ein meckerndes Gurren, mit dem Sie alles kommentiert, was jemand sagt und nur im Entferntesten *fun* sein könnte. Ja, die Inszenierung von energetischem *fun* drängt aus jeder Pore. Wird so nicht auf Manager-Motivationstrainings exerziert? Tschakka!

In der Auseinandersetzung um die Fettleibigkeit zeigen sich die Grundlinien von amerikanischer Gesellschaftsauffassung. Das Center for Science in the Public Interest (SCPI) lässt verlautbaren, dass die Regierung »Fast Food aus Schulen verbannen und eine Kalorien-Kennzeichnung gesetzlich vorschreiben« müsse. Auf der anderen Seite sehen Politiker wie der damalige Fraktionsvorsitzende der republikanischen Partei, Tom DeLay, den Einzelnen in der Verantwortung: »Wenn du zu viel isst und deshalb krank wirst, ist das dein Problem«, meinte der Politiker, »und nicht das des Restaurants.« »Ausgerechnet am Tag der Veröffentlichung des CDC-Berichts berieten mehrere Abgeordnete ein Gesetz, dass es Dicken künftig unmöglich machen soll, gegen Fast-Food-Ketten vor Gericht zu ziehen.« (Der Spiegel 2004)

Mollys Botschaft erinnert an »all die Zeremonienmeister der Bootcamps, Networking-Events und Forty-Plus-Clubs«, die in Barbara Ehrenreichs Buch *Qualifiziert und arbeitslos* (2006) die Arbeitslosen so lange mit einer Mischung aus Küchenpsychologie, New-Age-Geschwalle, trunkenem Willenstriumphalismus und hemdsärmeliger Machbarkeitsideologie traktieren, bis sie sich selbst als das Problem erkennen. Die zentrale Botschaft, die die sich als arbeitslos ausgebende Ehrenreich bei Ihren Wallraff'schen Recherchen im amerikanischen Bewerbungsdschungel erhält, ist

die Erkenntnis, dass jeder *alleine* die Ursache aller Umstände in seinem Leben ist. Derlei Sozialdarwinismus unterliegt auch Mollys Botschaft – allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: In Mollys Gottesdienst unterstützen Gleichartige und gleichermaßen Selbstverantwortliche den Einzelnen in seiner Verselbstgewissung. Der Weight-Watchers-Diskurs kennt nur zwei Dinge: den Einzelnen in seinem heldenhaften Kampf gegen das Fett sowie die Unterstützung einer Gemeinschaft von Gleichen, von Betroffenen, von Gleichgesinnten. Wer hat das Schicksal in der Hand, und wer betreibt Sabotage? Der Einzelne, das Individuum! Die Gesellschaft als Ganzes oder strukturelle Bedingungen existieren nicht, keine Politik und auch keine wirtschaftlichen Interessen. Es gibt keine Lebensmittelindustrie, die die Waren mit Zucker anreichert, damit der Appetit wächst; es gibt keine wirtschaftlichen Interessen, die dahinter stehen, dass Leute dick werden; es gibt natürlich auch keine politischen Interessen, die es gern sehen, dass Menschen all ihre Energie auf ein anscheinend individuelles Leiden konzentrieren und damit beschäftigt sind – und sich dadurch mit nichts Anderem beschäftigen (etwa ihren politischen und ökonomischen Interessen). Da passt es ganz gut, dass im Weight-Watchers-Buch *Dining Out* sämtliche Fast-Food-Ketten aufgelistet sind und sich jemand die Mühe gemacht hat, jedes Produkt von McDonalds, Burger King, Dennys, Wendys, IHOP und wie die Ketten alle heißen, mit Punkten zu versehen. Dass diese Geschäfte aufgelistet werden, sagt viel über das amerikanische Verständnis von Gesundheit, Nahrungsmitteln und Markenhörigkeit, aber auch über die Not der Armen, die sich hier relativ preiswert sättigen können.

Dass Fettleibigkeit personalisiert und ent-gesellschaftlicht wird, ist typisch für das heutige Texas und Amerika als Ganzes, denn dort kennt – und konstruiert – man keine Gesellschaft mehr, keine Machtverhältnisse und keine Zuckerindustrie, ja, ihre Existenz und ihre Wirkmacht wird durch vielsagendes Beschweigen negiert. Du hast es in der Hand, Du, einzelner Held. Denn ein zentrales Motiv der amerikanischen Kultur ist das des Helden. Man muss etwas bezwingen, sei es in der Siedlungszeit die feindliche Natur, böses Viehzeug oder gefährliche Indianer – und in erster Linie die Ambivalenz in sich selbst. Heute ist der Appell an das Heldentum inflationär veralltäglicht und fester Bestandteil des Diskurses im öffentlichen Raum: Die Supermarkt-Kette HEB wirbt mit dem Slogan »Buy HEB, go home as a hero«, Werbe-

schilder der Privatwirtschaft und der Armee an den Highways benutzen den Topos und wenn es heldisch wird im Film liefert eine traurig-solemn Militärtrompete die Untermalung – sicherlich haben Sie die schon einmal bemerkt. Heute ist jeder Feuerwehrmann automatisch ein Held, nur weil er diesen Beruf ausübt – früher dagegen war Feuerwehrmann nur ein Beruf und ein Held war man nur dann, wenn man etwas Besonderes geleistet hat, etwas Herausragendes.

Die Freiheit der Wahl ist ein Auftrag und Kernbestand amerikanischer und insbesondere texanischer Identifikation. Amerikaner sind das, was sie wählen, wie der Ethnologe Bill Beeman (1986: 59) es formuliert:

»[T]hrough exercise of original choice, people not only demonstrate their uniqueness, they also recognize and actualize their integration with others. They do this by making, acknowledging, and perpetuating social ties based solely on the affinity that arises through making the same choice.«

Dabei ist das populäre amerikanische Verständnis von kultureller Identität (Kuper 1999: 238) auf doppelte Weise essentialistisch:

»Man besitzt eine wesenhafte Identität, und diese leitet sich vom wesenhaften Charakter der Gemeinschaft ab, zu der man gehört. Die Mitgliedschaft in einer Gruppe mag nur durch einen langen Prozess der Selbstbefragung hergestellt werden, aber man kann seiner Identität nicht entkommen. Sie ist durch etwas festgelegt, das mehr ist als nur wesenhaft: nämlich durch die eigene Natur.«

Man wählt, was man im Wesenskern bereits ist; dieser Wesenskern muss entdeckt, enthüllt, in einem Bekenntnis bezeugt und geteilt werden.

Vielleicht ist die Zunahme der Heldentrunkenheit in der amerikanischen Gesellschaft nicht nur jenem Auftrag an den Einzelnen geschuldet, dass er sein Geschick selbst meistern soll, sondern vor allem der Tatsache, dass er als Konsument und als Bürger ständig mehr und mehr Entscheidungen treffen muss. Im sozialen Bereich wählen sie zumeist die Zugehörigkeit zu einer Gruppe Gleichartiger. Individualismus und Konformität sind im amerikanischen Kontext also keine Widersprüche – sie existieren auch

nicht nur gleichzeitig und nebeneinander, sondern sie bestärken sich gegenseitig.

Daher ist der Besuch bei den Weight Watchers erhellend für die allgemeine Beziehung, in der in den USA Körper, Individuum und Gemeinschaft stehen: Die Kräfte des Einzelnen werden beschworen und inszeniert, hervorgehoben und provoziert, der Einzelne als Grundeinheit des Gemeinschaftlichen wird einer Reaffirmation unterworfen, also erneut ins Recht gesetzt, indem die Existenz einer Verantwortung, die außerhalb der Gemeinschaft und seiner selbst liegt – also etwa im Bereich der Gesellschaft – in Abrede gestellt wird. Der Einzelne kann nicht nur handeln, er muss, und er *muss* zum Helden werden, durch den Erfolg auf der Wage und der Objektifikation durch rote Pappstreifen und Anstecknadeln – unterstützt von einer frei gewählten Gemeinschaft Gleichgesinnter, der man seine Konformität versichert. Dissidenz und Widerspruch sind nicht präsent. Insofern sind die Kämpfer gegen das Fett typisch amerikanisch, weil sie Helden sind.

10. No Ambivalence

Es war mein dänischer Kollege Kristian, der mich in der sicheren Stille des Wagens auf das Offensichtliche stieß. »Warum singen die nicht? In Dänemark singen wir, wenn wir betrunken sind. Vielleicht nicht besonders schön und weiß Gott nicht leise. Aber wir singen. Miteinander.« In Deutschland grölen wir, fiel mir ein. So was wie ›Ole ole ole ole‹ oder Frauen- und Fremdenfeindliches. Vielleicht gelallt, aber mit Worten, immerhin. Aber weder singen wir wie die Dänen noch benehmen wir uns so wie diese Texaner nach einem Sonntagnachmittag auf dem Fluss.

Später amüsierten sich meine amerikanischen Freunde über soviel Verwunderung, so wie man eben darüber schmunzelt, wenn ein Fremder nach einer Selbstverständlichkeit fragt: Es ist doch klar, dass man ›die Sau‹ auf gellende Weise herauslässt. Die Vorstellung, dass man stattdessen woanders singt oder grölt, fanden sie wiederum absonderlich und putzig zugleich.

Es muss wohl hier gewesen sein, wo Michael Schorrs Filmfigur Schultze¹ den ultimativen Blues bekam und jenes Boot bestieg, das ihn hinunter in den Golf von Mexiko tragen sollte. Hier in Gruene/New Braunfels, Texas. Auch wir hatten uns den Guadalupe River hinuntertreiben lassen, aber nicht wie Schultze in einem Boot, sondern inmitten aufgeblasener schwarzer Reifen, die gigantischen Donuts glichen, mit dem Hintern im Wasser und den Extremitäten über dem schwarzen Gummi. Schatten gab es genug, über uns die trägen Äste der Bäume, die uns vor diesem tiefen texanischen Sommer schützten.

Mit uns glitten unzählige junge Texaner flussabwärts. Zumeist schwebten fünf, sechs, oder mehr nebeneinander auf dem Wasser, oftmals mit Reifen, die über einen Boden verfügten, auf denen ein

1 www.schultzegetstheblues.de

Fass oder ein Kasten Bier oder das Picknick oder der Familienhund transportiert wurde. Wir waren zu dritt, Kristian, Line und ich.

Hier also trinken sie, hier auf dem Wasser, und vielleicht war's akzeptabel weil es ohnehin schon nass war. Der Fluss driftete uns träge, wir ließen uns baumeln. Nach zwei Stunden erreichten wir den Pick-Up Point, wo freundliche Hände den Treibenden aus ihren Reifen an Land halfen.

Dann saßen wir in einem Bus, der aussah wie der Schulbus bei den Simpsons, und der uns zum Ausgangspunkt zurückbringen sollte. Die Fahrt war kurz, aber schmerzhaft. Es war, als hätten sich die Schleusen der Hölle geöffnet. In diesem orangefarbenen Faraday'schen Käfig auf Rädern fanden wir uns gefangen, ich schaute zu meinen Freunden und sah dass sie dasselbe denken mochten: Ein Tollhaus auf Betriebsausflug könnte nicht schlimmer sein! Vermutlich ist es sogar angenehmer, mit Mondsüchtigen und Irren zu reisen als zusammen mit diesen Reisegefährten

Ich weiß nicht, wie der Fahrer sein stoisches Gesicht beibehalten konnte, als er uns über Landsträßchen zurück nach Gruene/New Braunfels steuerte. Vielleicht wäre er an einem Feiertag selbst einer der Fahrgäste gewesen, wer weiß. Meine Ohren begannen zu schmerzen, je mehr diese von Alkohol und Sonne geröteten Kinder schrieten – so schrill und polyphon wie es nur möglich war. Und laut!

Die Mädchen waren am schlimmsten, ihre Stimmen höher und schriller, während die Jungs ihr Dasein wenigstens in etwas mehr Moll verkündeten. Ich versuchte mir jene Eingeborenen ins Gedächtnis zu rufen, die ich mir am wenigsten vorstellen konnte bei solch einem Zeitvertreib – schließlich würden die Schreienden vielleicht im nächsten Semester in einem meiner Kurse an der University of Texas sitzen. Schrillte die stille Leiterin unseres Institutes auch so, als sie damals das College besuchte? Was war mit dem gesetzten Kollegen, der norwegische Literatur unterrichtete und ein respektabler Intellektueller geworden war – verlieh er seiner Existenz in seinen Jugendtagen in ebensolch lautstarker Weise Ausdruck, nachdem er den Nachmittag trinkend mit Freunden auf dem Fluss verbracht hatte?

Ich versuchte, den Feldforscher in mir zu erwecken, schließlich ist die ethnologische Herangehensweise oft ein hervorragender Weg, um ungute exotische Situationen zu meistern. Da waren also gut 50 Personen an Bord – kaum einer älter als 25 – von denen sich

sicherlich 40 die Seele aus dem Leib herausschreien, während die übrigen zehn mit glasigem Blick dämmerten. Sie schrieten, jedoch nicht zur selben Zeit, und ohne choreographische Blaupause. Ein anderes gemeinsames Muster des schrillen und lautstarken Schreiens konnte ich – außer der Tatsache des Schreiens selbst – nicht erkennen.

Ja, ich weiß, als Ethnologe sollte man nicht nur beobachten, sondern auch fragen und teilnehmen, um die tiefere Bedeutung eines Sachverhaltes zu erschließen. Aber zum Mitschreien war mir nun wirklich nicht zumute. Sie waren blau und ich bekam langsam Kopfschmerzen – und war froh, diese Leute hoffentlich nie wieder zu sehen. Und schließlich: Auch die Deutschen lassen sich gehen, wenn sie auf Abwegen sind und genügend Alkohol im Spiel ist. Was sollte man sich da also Gedanken machen.

Im Reich der Sinne

Um zu verstehen, warum die Texaner polyphon schreien, würde man andere Erklärungen bemühen müssen als nur den Alkohol, der reichlich geflossen war, oder die Hitze, die einem allerlei Sinne betäubte. Vielleicht kam man dem auf die Spur, wenn man der Rolle der Sinne in anderen Zusammenhängen nachspürte.

Bleiben wir erst einmal beim Gehör. US-Bürger fallen uns Deutschen häufig durch ihre Lautstärke auf – und Texaner erweisen sich diesbezüglich nicht umsonst als besonders typisch. Der Pegel schwillt, wenn sie sich in der Öffentlichkeit unterhalten. Was wir als akustischen Übergriff in unsere Privatsphäre empfinden, den wir mit missbilligendem Blick registrieren, fällt dort niemandem auf: Es ist schon im alltäglichen Umgang normal, die Umwelt mit raumgreifenden Stimmen in Besitz zu nehmen und die Umstehenden am persönlichen oder geschäftlichen Gebaren teilhaben zu lassen.

Darüber hinaus wird der Gehörsinn im öffentlichen Raum oftmals auf ganz spezifische Weise mit vorgefertigten Botschaften – die einem sagen, wie man sich zu fühlen und was man zu empfinden habe – gefordert. Beispielsweise in Warteschlangen vor den Attraktionen in Vergnügungsparks: überall wird man von Lautsprechern mit der frohen Botschaft beschallt, dass man Spaß habe oder ihn zumindest haben solle, während man mit einer spannen-

den Geschichte auf die Attraktion eingestimmt wird. Freie Assoziationen und die Hege eigener innerer Erlebnislandschaften werden so überlagert.

Auch in Einkaufszentren und in Supermärkten wird das Gehirn mit orgiastisch tirilierenden Stimmen – die aus allgegenwärtigen Lautsprechern und Bildschirmen kommen – überflutet und mit der Botschaft auf Trab gehalten, dass man mit dem Erwerb dieses oder jenes Produktes eine »great experience« habe, dass man das Richtige tue und dabei Spaß und Vergnügen zu haben habe. Auch wenn es nur um den Kauf einer Sellerie und nicht um den eines goldenen Paradeisapfels handelt – man wird mit euphorischen Botschaften überhäuft.

Während man in Deutschland noch nicht in allen Supermärkten mit wohligem Müll zgedudelt wird, ist in Texas kaum ein öffentlicher Raum frei von entsprechenden Stimmen und Tönen. In der Abflughalle im Flughafen ist es nicht anders als im Wartezimmer der Krankenhäuser – ständig läuft ein Fernsehgerät, und es sind keine harmlosen Tiersendungen, sondern als Nachrichten getarnte Infotainments- oder andere Verkaufsprogramme.

Wobei wir beim Sehen wären, denn zum Ton gehört das Bild, und im zwischenmenschlichen Beisammensein des öffentlichen Raumes ist es die tonunterstützende Mimik, insbesondere »the big smile.« Hierbei geht es um die Herstellung einer bejahenden und hoffnungsvollen Eindeutigkeit – oder, wie Du Bois (1955: 1233) es nennt, eines »effort-optimism.«² Auf die Frage nach dem Wohlbefinden antworten Texaner mit einem floskelhaften, aber entschiedenen »great« oder »thank you«, was nur anzeigen will, »dass einer gemerkt hat, dass der andere in dessen Gesichtsfeld aufgetaucht ist« (Kogelboom 2005), während das Deutsche »so lala« oder »eigentlich ganz gut« Raum zur Nachfrage, zur Interpretation bietet und zum Abtauchen in die Tiefe der Psyche einlädt – aber auch zu gefühlsmäßigen Verunsicherungen und Verwicklungen in möglicherweise unangenehmen Situationen.³

-
- 2 »Man muss die Natur besiegen, anstatt sich mit ihr zu arrangieren. Es gibt keine Grenze, alle Widerstände sind dazu da, überwunden zu werden«, schreibt Sennett (2005). Dies gilt für die äußere Natur genauso wie für die innere.
 - 3 »Happiness war schon immer die Parole, denn Probleme sind un-amerikanisch, der Blick in die Tiefe gilt als unangenehm«, behauptet

Wenn man die Mundwinkel nur kurz nach unten sinken lässt – und sei es auch bloß in einem Moment der Entspannung oder Meditation – dann wird dies als unhöflich, unfreundlich oder gar als pathologisch, in jedem Fall aber als Ausdruck eines Problems interpretiert. Es hat lange gedauert – etwa ein halbes Jahr – dann hatte mein deutscher Körper seinen grimmen Widerstand dagegen aufgegeben. Ich merkte es, als ich mich im Vorübergehen in einem Kaufhausspiegel ertappte: Ich grinste doch tatsächlich, und das ohne besonderen Grund. Nun war es geschehen, unmerklich war das Texanische in mich geschlüpft und hatte von meinem Gesicht Besitz ergriffen. Und tatsächlich, etwas hatte sich geändert – das wurde mir durch mein Spiegelbild bewusst: Irgendwann hatte ich an der Supermarktkasse nicht mehr gedacht, dass der Wunsch des Kassierers, ich möge einen »very fabulous day« erleben, bloß eine eingeübte kapitalistische Verkaufsstrategie und routinierte Freundlichkeit war, sondern ihm breit grinsend einen ebensolchen Tag gewünscht. Was mein Körper gelernt hatte, war, automatisch jene unverbindliche Freundlichkeit auszudrücken, die uns tiefgründigen Deutschen so absonderlich vorkommt und die wir leichtfertig als oberflächlich abtun. Wir erwarten ja immer, dass man sagt, was man fühlt oder meint, und diese Art des Ausdrucks bezeichnen wir dann als »authentisch« und »höflich« (House 2005). Und wir sind enttäuscht, wenn wir merken, dass sich hinter der Freundlichkeit des Wortes und der Mimik *in Wirklichkeit* gelangweilte Gleichgültigkeit verbirgt. Denn wenn alle immer grinsen und nett sind, woher soll man denn dann wissen, wenn sie es *wirklich* ernst meinen? »Die Augen«, meint mein kalifornischer Freund Don, »wenn es nur Routine ist, dann Grinsen wir mit dem Mund, zeigen die Zähne und recken das Kinn, aber an den Augen siehst Du, ob es echt ist oder nicht.« Aber das mit den Augen ist auch nicht immer einfach. Irgendwann hatten sie im Supermarkt wohl die Anweisung bekommen, beim Zahlen an der Kasse zuerst kurz auf den Kassenbon zu schauen und dem Wunsch nach einem »very great day« mit tiefem Blick in die Augen ein gutturales »Mr

Sabine Reichel (2004). »Stattdessen wird schnell das healing gesucht, denn Konflikte und seelisches Unbehagen werden [...] nur schwer ausgehalten. Nach wie vor gilt Abwägen, Abwarten, Zweifeln, Hinterfragen oder gar Kritisieren als unsoziales Verhalten, das für europäische Brüter und Störenfriede reserviert ist.«

Haller« nachzuschieben, so als wollte man auf der Stelle mit mir in die Federn.

Ohr und Auge werden also ständig gefordert. Wie ist das mit den anderen Sinnen, etwa dem Geruchssinn? Schliesslich ist »die soziale Frage (...) nicht nur eine ethische, sondern auch eine Nachfrage.« (Simmel 1908: 489)

Man kann nicht sagen, dass die texanische Kultur eine Kultur sei, in der Geruch keine Rolle spielt. Im Gegenteil: In der Werbung wird einem mit dem Holzhammer eingebläut, dass jegliche Art von Körpergeruch, insbesondere der eigene, schlecht sei und in jedem Falle der Abhilfe durch Deodorants, Parfums, Sprays, Shampoos, Geruchsmaschinen etc. bedarf.

Stattdessen lieben Texaner künstliche Geruchslandschaften. Wer einmal einen texanischen Wäscheladen, eine Apotheke oder ein Geschäft für Geschenkartikel betreten hat, der weiß, was ich meine: Es riecht nach frisch gestärkter Wäsche oder nach Buttercreme, nach Apfel, Zimt und Mandelkern, aber es riecht weder nach nichts, noch verströmt es den Eigengeruch der Produkte. Wenn man im Supermarkt mitten in der Nacht die langen Regalreihen hin und her wandert – lange nachdem die Fleischtheke und die Backecke geschlossen haben – dann riecht es noch immer verführerisch nach frisch zubereiteten Speisen. Der Witz dabei ist, dass die Waren selbst – wie menschliche Körper auch – keinen Eigengeruch verströmen dürfen: In der Regel sind sie luftdicht verpackt und versiegelt, und auch Obst und Gemüse wurde der Eigengeruch gründlich weggezüchtet. Man muss schon lange an einer Mango kratzen, um eine typische Geruchsnote zu erhaschen. Die Gerüche entströmen nämlich einem dieser Duftzerstäuber, die das Versprechen auf feine Nahrungsmittel dezent versprühen.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich Duftkerzen, die es in allen Duftrichtungen gibt und die Wohnungen und Geschäfte berauschen. Man findet schwerlich Kerzen ohne Duftnote, wie unsere gute alte deutsche Haushaltskerze. Denn es geht in Texas nicht darum, eine Kerze etwa des Lichtscheins wegen zum Essen anzuzünden, sondern um eine perfekte Stimmung zu erzeugen – und das geht nur, wenn mehrere Sinne beteiligt werden.

Sicherlich hängt die Popularität von Duftkerzen und Raumsprays gerade in Texas auch damit zusammen, dass es gewöhnlich als Zumutung betrachtet wird, die Fenster zu öffnen und zu lüften. In Behörden beispielsweise, an der Universität und in Hotels

ist es schlechterdings unmöglich, die Fenster überhaupt zu öffnen. Das liegt auch daran, dass die Klimaanlage dauernd in eisigem Betrieb sind und draußen die Hitze flirrt, so dass eine Vermischung von heiß und kalt durch das Öffnen eines Fensters nicht möglich ist. Der stockig-schale Geruch wird dann mit Gerüchen und Aromen übertüncht, aber nicht grundlegend beseitigt. Im Halse stockt besonders jener klumpige Geruch, den man sich beim dem Besuch von Toiletten eingefangen hat: Ginge man blind auf eine öffentliche Toilette, man könnte meinen, man befände sich in einem Schokoladen- oder Bonbongeschäft, denn es riecht nach Zimt, nach Kuchen oder nach Vanille. Natürlich riecht es eigentlich auch nach menschlichem Geschäft – übertüncht von süßlichem Lebkuchengewürz und Karamellgeruch.

Derartige Geruchslandschaften verbreiten eine Aura der Reinlichkeit, allein schon die Präsenz des Geruchs von Reinigungsmitteln ist zum Synonym für Reinlichkeit selbst geworden – da muss man gar nicht mehr richtig putzen. Ich übertreibe nicht. Wenn man der amerikanischen Werbeindustrie glauben mag und die Spots der Reinigungsindustrie verfolgt, dann wird man darin zwangsläufig auf eine Hausfrau stoßen, die ein Reinigungsmittel auf einen schmutzigen Tisch oder den Fußboden sprüht und dieses dann mit einem Tuch verreibt. Der Akt des wischenden Verreibens von Reinigungsmitteln ist zum Synonym fürs Putzen geworden, Wasser spielt dabei keine Rolle, auch nicht zum Auf- oder Nachwischen.⁴

Zurück zu Ohr, Auge und Nase, die mit sekundären Impulsen gefüttert werden, die von primären Wesen der Dinge ablenken: Die Vielfalt der Farben und Formen suggeriert eine Vielfalt der Qualität, die aber, insbesondere im Bereich der Lebensmittel, nur für jene Privilegierten vorhanden ist, deren Portemonnaie wohl gefüllt ist. Insofern ist das Warenangebot durchaus sowjetisch, denn auch dort konnten die Bonzen der qualitativen Vielfalt frö-

4 Beim Putzen wird in Texas übrigens zwischen *Square Corner*- und *Round Corner*-Cleaning unterschieden. Darauf wies mich meine Vermieterin Camille hin, als sie mir »ihre« mexikanische Putzfrau andiente: Maria putze – wie hier üblich – *round corner*, was bedeute, sie wische nicht die Ecken aus. Ja, ich weiß, ganz passt diese Abschweifung nicht in den Sinneszusammenhang. Aber ich muss es eben irgendwo erwähnen.

nen, während sich das einfache Volk mit immer derselben miesen Qualität begnügen musste.

Während eine Unzahl von Tönen, Bildern und Geräuschen den Sinnen Vielfalt vorgaukeln, lässt sich mit dem Geschmackssinn die Probe aufs Exempel machen – der wird nämlich sträflich unterfordert, denn geschmacklich erweisen sich Lebensmittel als erstaunlich uniform. Die einzigen Unterschiede zwischen Wurst- oder Käsesorten etwa bestehen in der Schattierung der Farben oder in der Marmorierung der Textur, nicht jedoch im Geschmack. Das betrifft vor allem jene als Kuchen verkaufte Landschaften aus weißem zuckrigem Papp, auf denen sich unterschiedlichste Spielzeuge für das Geburtstagskind befinden: Saurier und *Sponge Bobs*, *Spidermen* und *Lara Crofts*. Auch hier spielen Formen und Farbe die entscheidende Rolle bei der Freiheit der Wahl, geschmacklich aber lassen sich keine Unterschiede erkennen.

Natürlich bedeutet dies nicht, dass man nicht auch in Texas Nahrung mit unbehandeltem Eigengeschmack kaufen könne. Spezialgeschäfte gibt es gerade in einer Akademikerstadt wie Austin genug. Aber die Standardisierung des Geschmacks betrifft doch die ganz überwiegende Mehrzahl der Geschäfte und Restaurationen.

Da wir uns schon im Urraum menschlicher Erfahrung – nämlich der Mundhöhle – befinden, kommen wir zum fünften und letzten Sinn. Beim Essen geht es ja nicht nur um den Geschmack, sondern auch um die Textur der Nahrung, das Zerkauen, Abbeißen, Knabbern, Berühren und Abtasten der Speisen.

Es gibt ein paar Schlüsselbegriffe, mit denen die ideale Konsistenz des Essens in der Werbung, auf Speisekarten und in Geschäften nahezu durchgängig gelobt wird. Bezeichnungen wie *tender* (zart), *sweet* (süß), *spongy* (schwammig), *sticky* (klebrig) und *creamy* (cremig) tauchen überall auf – Begrifflichkeiten, die auf einen minimalen Einsatz der Kauwerkzeuge hinweisen.

Das größte Kompliment aber, das man einer Köchin machen kann, ist, ihre Speisen *soft* zu nennen, egal, ob es sich um Fleisch, Früchte, Nudeln, Gemüse oder Brot handelt. Und Brot kann bei Gott weich sein! Man kann es pressen wie ein Akkordeon, bevor es sich dann wie ein Airbag aufplustert und wieder in seine ursprüngliche Form zurückschwillt. Brotkrusten werden in der Regel lediglich durch farbliche Abstufung angedeutet. *Softness* ist unzweifelhaft einer der kulturell positiv konnotierten Begriffe.

Freiheit der Wahl – eine Pflicht

Der Umgang mit den Sinnen weist – bei aller gebotenen Vorsicht hinsichtlich der ethnischen, regionalen und sozialen Vielfalt – auf den allgemeinen Charakterzug der amerikanischen Modalpersönlichkeit hin: der Herstellung von Eindeutigkeit und der Vermeidung von eigenen Erlebnisräumen, von Ambivalenzen und Grauzonen um jeden Preis.

Der Ethnologe Patrick Gray behauptet, dass anomale Objekte, also nicht eindeutig zuzuordnende Phänomene und Personen, das kulturelle Projekt der Klassifikation insgesamt in Frage stellen. An diesen Objekten erweist sich, dass die Welt vielleicht doch nicht so geordnet ist, wie das gemeinhin angenommen wird. Chaos und Zusammenbruch der Ordnung erscheinen möglich. »The individual is thus haunted by a vision of a world without guidelines by which to plan behavior and in which the only practical responses are catatonia or random activity.« (Gray 1979: 28)

Das gilt im Grundsatz für jede Kultur; aber die Art und Weise, wie das Uneindeutige der einen oder anderen Seite zugeordnet wird, wie klare Orientierungsmuster geschaffen werden und wie Licht – und damit klare Kontur – in das Zwielflicht am Fuße der Treppe gebracht wird, ist kultur-spezifisch.

Die USA – und ganz besonders Texas – werden gemeinhin als Länder porträtiert, in denen die freie Wahl des Individuums – zum Beispiel eben der Beitritt zu einer Gemeinschaft der Gleichartigen – das oberste Prinzip darstellt, die Freiheit der Entscheidungen. Die Freiheit zu wählen stellt den Kernbestand amerikanischer Identität und damit ein zentrales symbolisches Thema der amerikanischen Kultur dar (Beeman 1986: 54).

Der wichtigste, der folgenreichste Aspekt der Tendenz, Eindeutigkeiten durch die freie Wahl herzustellen, ist aber grundsätzlicher Natur: »[Er] führt zu einem Handlungszwang. Insofern alles Abwarten an den Nerven zerrt und Unsicherheit verstärkt, liegt es [...] nahe, Schwebezustände und Kompromisse zu meiden, wo immer möglich. Jede Aktion kann von innerer Unsicherheit ablenken: handeln um der Handlung willen.« (Baethge 2004)

Generell ist der Einzelne ständig gefordert, auf eigene Verantwortung hin Entscheidungen zu treffen. Insbesondere als Kunde, wo die ständige Aufforderung, zwischen 20 verschiede-

nen Sorten von Orangensaft zu unterscheiden, den Eindruck von eigenständigem Denken erzeugt.

Amerikanische Politiker im Allgemeinen und texanische im Besonderen spitzen ihre Reden auf einen Punkt zu – »entweder Du bis für uns oder gegen uns« – und Wissenschaftler resümieren am Ende ihres Vortrages noch einmal die entscheidenden Punkte – »oft zu Ungunsten der Komplexität eines Themas, aber immer im Sinne einer eindeutigen Botschaft.« (ebd.)

Dieser Handlungszwang ist Ausdruck grundlegender Überzeugungen über das Verhältnis des Amerikaners zur Welt, die die Ethnologin Cora Du Bois folgendermaßen beschreibt: »[T]he universe is mechanistically conceived, man is its master, men are equal, and men are perfectible.« (Du Bois 1955: 1233)

Hierbei handelt es sich aber nicht nur um Werte und Überzeugungen, sondern um Handlungsanweisungen: die Welt ist nicht nur von ihrem Wesen her mechanistisch beherrschbar und der Mensch perfektionierbar – die Welt muss auch beherrscht werden und der Mensch muss nach Perfektion streben. Diese Überzeugungen und Handlungsanweisungen sind an die Beseitigung von Ambivalenzen gekoppelt und damit zentrale Ursachen des amerikanischen Kontroll- und Handlungszwanges.⁵

5 Ein Beispiel aus dem universitären Bereich soll dies illustrieren. Seit geraumer Zeit wurden an den Universitäten sogenannten Institutional Review Boards (IRB) etabliert. Diese Kommissionen legen den wissenschaftlichen Umgang mit menschlichen Forschungsobjekten fest und verlangen die Offenlegung des Forschungsprozesses vor den Informanten und deren Einverständnis in die Teilnahme an der Forschung. Was im Kontext der Biomedizinischen Forschung entwickelt wurde und dort sicherlich durchaus sinnvoll ist, um die Zustimmung etwa von Patienten abzusichern, legt sich heute krakenhaft über alle Bereiche der Forschung über Menschen, also auch über die Sozial- und Kulturwissenschaften. Die Regularien der IRBs sind den Gedanken der Standardisierbarkeit, Kontrollierbarkeit und Planbarkeit wissenschaftlicher Abläufe verpflichtet. Disziplinen wie die Ethnologie, die sich in teilnehmender Beobachtung den Menschen rund um die Uhr aussetzen und eben nicht mit »Fällen«, die man nie zu Gesicht bekommt, arbeiten; die sich von den Befunden aus dem Feld leiten lassen und nicht von Vorannahmen, die es abzuprüfen gälte; die sich im ambivalenten und informellen Alltagskontext bewegen und nicht in standardisierbaren und planbaren

Im Gegensatz zu Deutschland, wo der politische Kompromiss und das Wurschteln oftmals, wie in der Gesundheitsreform 2007, jede klare Linie konterkarieren, ist in Texas der Handlungszwang sogar politischer Grundbestandteil der eigenständigen Identität. Der zentrale Moment im Nationalmythos des Alamo ist jener Augenblick, in dem Travis mit seinem Schwert die berühmte Linie in den Sand zieht und seine Gefährten auffordert, sich jetzt für den Kampf oder den Rückzug zu entscheiden: »Without the line, the men of the Alamo have no specific moment of decision – and decision is what the legend of the Alamo is all about.« (Thompson 2001: 65)

Die große Popularität von Präsident Bush wurde mir immer wieder mit Verweis darauf erklärt, dass er sich – etwa im Irakkrieg – entschieden habe, dass er über eine klare Orientierung verfüge und sich von seinem Weg nicht abbringen lasse – unabhängig davon, ob meine jeweiligen Gesprächspartner die Position des Präsidenten befürworteten oder ihr kritisch gegenüber standen.⁶

Es gibt wohl kaum ein Land, in dem Verschwörungstheorien so allpräsent sind wie in den USA. Gewiss, Millionen Muslime glauben anscheinend daran, dass die World-Trade-Centre von »den Juden« gesprengt wurden, um sich einerseits an den Versicherungsgeldern schadlos zu halten und andererseits den Muslimen die Schuld in die Schuhe zu schieben. Aber in kaum einem Land blühen diese Theorien so allgegenwärtig wie in den USA: natürlich war Kennedy das Opfer einer Verschwörung, natürlich verbergen sich in den Kellern der Luftwaffenbasis von Roswell die

Forschungsabläufen, stehen damit vor einem besonderen Dilemma: um Forschen zu können, müssen Forscher Ihren Informanten Einsichten offenbaren, die sie selbst noch gar nicht haben können, weil diese erst im Forschungsprozess entstehen. Ich führe dies nicht an um zu behaupten, dass ethnologische Forschung dadurch erschwert würde. Dazu fehlen trotz einiger Artikel, die in diese Richtung weisen (Lederman 2006; Lins Ribeiro 2006), noch solide Informationen (Regeln und Praxis gehen ja nicht immer überein, und der Mensch ist erfinderisch im Umgehen von Regularien). Vielmehr möchte ich dies als weiteres Indiz für die Tendenz werten, dass Ambivalenzen um jeden Preis eingetrieben werden müssen.

- 6 Im Übrigen soll auch Präsident Johnson mit dem Alamo-Mythos, den er besonders pflegte, seine kompromisslose Haltung im Vietnamkrieg gerechtfertigt haben (Price 1987: 69).

Leichen von Aliens, und als man in den 50er Jahren Fluor im Trinkwasser fand, waren es natürlich die Kommunisten, die damit die Gehirne der Amerikaner erweichen wollten. Neben einem Medienmarkt, der das Sensationelle mit allen Mitteln zu bedienen sucht, sind vor allem drei Voraussetzungen für diese Allgegenwart verantwortlich:

Zum Einen die Notwendigkeit der Grenzziehung zwischen Hüben und drüben, Gut und Böse;

zum Zweiten der Glaube an das eigene gute Herz und die eigene Unschuld, die einen zum Opfer des Bösen macht, das einen immer von »ausen« bedroht: seien es nun Aliens, Kofi Annan, das Ausland, »die Regierung« oder das Kindermädchen;

und zum Dritten die bereit erwähnte und von Du Bois angesprochene Grundüberzeugung, dass die Welt mechanisch funktioniere und kontrollierbar sei – was der Kolumnist Alexander Cockburn (2006) treffend mit den Worten zusammenfasst: »Hinter jeder Panne steckt eine geheime Absicht.«⁷

Was für die Politik gilt, die sich im Zweifel für die Aktion und gegen das Abwarten entscheidet, lässt sich auch auf der individualpsychologischen Ebene beschreiben. Denn die Kontrolle des privaten Raumes bedeutet, Unsicherheiten und vor allem mögliche Ambivalenzen durch strukturierte Handlungen, Benennungs- und Bekenntnisrituale zu beseitigen. Die Furcht vor Ambivalenzen im sozialen Nahbereich zeigt sich besonders deutlich dort, wo die öffentliche und die private Sphäre intim zusammenzukommen versprechen: dem Dating bzw. der Anbahnung von Partnerschaften. In dieser hochgradig ritualisierten und strukturierten Phase geht es darum, die Passbarkeit eines möglichen Beziehungspartners abzutesten. Beim Date handelt es sich nicht um eine offen gehaltene Verabredung im europäischen Sinne. Vielmehr handelt es sich um eine explizite Vereinbarung darüber,

7 »Oder nehmen wir den Versuch vom 24. April 1980, die in der Teheraner US-Botschaft festsitzenden Geiseln zu befreien. Ist er gescheitert, weil ein Sandsturm drei der acht eingesetzten Hubschrauber außer Gefecht setzte? Oder weil die Hubschrauber nicht gut genug waren, oder weil CIA-Agenten und Wahlkampfhelfer der Republikaner Zucker ins Benzin geschüttet hatten, um die Wiederwahl des demokratischen Präsidenten Jimmy Carter zu verhindern. Also auch eine Verschwörung?«

dass man sich mit der anderen Person in den Prozess des Passbarkeitstestens begibt, um Ambivalenzen auszumerzen. Zahllos sind die Dating-Ratgeber, in denen die aufeinanderfolgenden Stufen des Dating expliziert und die jeweils adäquaten »Do's« und »Don'ts« des Verhaltens und Kommunizierens ausgebreitet werden, und die detaillierte Kenntnis über diese Stufen ist verbreitet.

Sowohl dieses als auch jenes zu sein, oder sich nicht entscheiden wollen, also die Freiheit der Wahl und damit der Entscheidung abzulehnen, gelten im privaten wie im öffentlichen Bereich als hochgradig problematisch. Etwas aussitzen, etwas in der Schwebe lassen, sich für Grautöne zu entscheiden – das ist etwas, das Texanern zutiefst zuwider ist. Die Standardisierung von Bilderfolgen, Gerüchen, verbalen Botschaften, Mimik, Gestik und Geschmacksrichtungen hilft dabei, sie ist darauf angelegt, die Ausmerzung von Ambivalenzen, die in der Stille, der Langeweile oder der Muße des Sich-gehen-Lassens entstehen könnten, zu unterstützen.

Mit Ton, Bild und Geruch wird eine Sinnenlandschaft zweiter Ordnung hergestellt, um die Entwicklung eigener Gedanken und Entscheidungen, die möglicherweise nicht gewünscht sind, zu unterbinden. Man wird gegängelt und an die Hand genommen. Die präfabrizierten Botschaften, mit denen einem die allgegenwärtigen Lautsprecher sagen, wie man sich zu fühlen habe, sind nur ein Beispiel – dass man Fenster nicht einfach öffnen kann, ein weiteres. Auch ein Restaurant kann man nicht einfach betreten und sich einen Tisch aussuchen, man muss am Eingang warten, bis einem der Kellner einen Tisch zuweist. Im Supermarkt kann man sich kaum gegen die eifrigen Hände wehren, die einem die Waren in Tüten packen. Nicht, dass es nicht auch einmal schön wäre, auf diese Weise bedient zu werden. Amerikaner verstehen das Zuweisen von Tischen und das Packen der Tüten zumeist gar als Service. Was ich hervorheben möchte, ist jedoch, dass man in vielen Lebensbereichen gar keine Wahl hat, sich selbst dafür oder dagegen zu entscheiden. Wie also passen der Zwang zur ständigen Entscheidung durch die freie Wahl und die permanente Gängelung zusammen?

Der Einzelne in der Gemeinschaft

Marilyn Stratherns Arbeit hinterfragt die Annahme, dass die Sehnsucht nach individueller Freiheit einerseits und das Bedürfnis nach Konformität und Schutz andererseits universelle anthropologische Grundkonstanten seien. Aber in solchen Gesellschaften wie der texanischen und der deutschen, in denen das Konzept der individuellen Freiheit eine zentrale Bedeutung besitzt, koexistieren beide Bedürfnisse nebeneinander. Ähnlich wie beim magischen, religiösen und vernunftgeleiteten Denken (Nader 1996) handelt es sich nicht um gleichzeitig präsente Komplemente. In jeder Kultur finden wir Bereiche vor, in denen gesellschaftliche Kontrolle mehr greift als in anderen, Bereiche, in denen der Einzelne seine Individualität mehr oder weniger ausdrücken kann. Aber die Art und Weise, wie die Bereiche des Individuellen und des Kollektiven geordnet werden, ist kulturspezifisch. Der texanische (und amerikanische) und der deutsche Weg unterscheiden sich hier in unterschiedlichen Begriffspaaren: ich möchte argumentieren, dass sich Deutschland und die USA in Form und Sphäre unterscheiden, mit und in denen Ambivalenzen ausgemerzt werden sollen. Während die Deutschen versuchen, Ambivalenzen in jedem Bereich des Gesellschaftlichen mit detailliertesten Gesetzen und Verordnungen einzuhegen, geht es in den USA um die Bekämpfung von Ambivalenzen im interpersonalen Bereich mit hochgradig strukturierten Ritualen.

Aber gehen wir noch einmal einen Schritt zurück zum Beginn dieses Buches, zu Kapitel 1 und den Bemerkungen über das Einkaufen mit dem Auto. Erinnern wir uns: Auf dem Weg zur Shopping Mall ist es nicht nötig, irgendjemandem ungeplant von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Das Verschwinden dieser Ebene der unbeabsichtigten Angesichtigkeit⁸ wird etwa von Richard Sennett (1983) mit dem Verschwinden von Öffentlichkeit ganz generell gleichgesetzt – er kommt zu dem Schluss, dass die Öffentlichkeit in den USA durch reduzierte Foren der Begegnung verschwinde. Diese Analyse greift aber zu kurz, denn in den USA gibt es natürlich sehr wohl Foren der ›Angesichtigkeit‹ und der Begegnung. Allerdings handelt es sich um zielgerichtete, beabsichtigte und aufgesuchte Angesichtigkeit: Wenn man einkaufen

8 Jarren/Donges (2002) sprechen von »Encounteröffentlichkeit.«

möchte, muss man die Einkaufszentren zielstrebig mit dem Auto ansteuern und begegnet dort Menschen – und zwar als individualisierten Konsumenten. Oder man sucht Menschen genau wegen jenem gemeinsamen Interesse, jenem gemeinsamen Anliegen oder auch jener Identität auf, die man bereits mit ihnen teilt. Auch hierbei handelt es sich natürlich um eine Form der Öffentlichkeit – und zwar eine, die in den USA nicht im Verschwinden, sondern sogar im Zunehmen begriffen ist.⁹ Die Gruppen, die sich um Themen und Identitäten herum bilden, tragen aber weniger die Merkmale von Gesellschaft als vielmehr von Gemeinschaft. Die Gemeinschaft (community) der Gleichartigen, mit der sich die Individuen identifizieren und zu sie sich in freier Wahl bekennen, spielt in der amerikanischen Verfasstheit der Gesellung eine entscheidende Rolle. Ich werde sogar argumentieren, dass in den USA heute Gemeinschaften gestärkt werden, das Konzept der Gesellschaft aber zerfällt.¹⁰

Gemeinschaften, zu denen man sich in freier Wahl bekennt und die man zielgerichtet aufsucht, erfordern vom Einzelnen hochgradige Konformität und die Herstellung einer Atmosphäre der Eindeutigkeit aus Gleichheit, Harmlosigkeit und Konsens. Unmut, Ärger, Neid, Benachteiligungsgefühle, Aggression und Dissens, die es weiss Gott auch in den USA gibt, werden dabei überdeckt. Aber sie sollen im Bereich des Persönlichen verbleiben, der Bereich der Öffentlichkeit dagegen muss von ihnen bereinigt sein. Offener Widerspruch oder eine auch bloß geradlinig geäußerte Meinung stellen somit Tabubrüche dar, die nicht lange ungeahndet bleiben. Wer sich gar sichtbar aufregt – wie mein deutsche Kollege Torsten an der University of Texas –, bricht mit dieser Atmosphäre und gilt als »ver-rückt«, als »nicht ganz bei sich« und »aus der Spur geraten.« Auf ihn wird dann von den Anwesenden mit 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit mit Beschwichtigungsformeln, die den Tabubruch ungeschehen machen sollen, eingeredet. Achten Sie einmal darauf, was in einem amerikani-

9 Jarren/Donges (ebd.) sprechen hier von »Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit.«

10 Sennett (1983) schreibt daher eigentlich weniger über den Zerfall von Öffentlichkeit (wie es der deutsche Titel *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens* nahelegt), sondern über den Zerfall von Gesellschaftlichkeit.

schen Film nach einer Katastrophe oder auch nur nach einem Unglück als erstes geschieht: Eine Autoritätsperson – zumeist in Uniform – befiehlt mit bestimmter Stimme, Ruhe zu bewahren.

Torsten hatte nach der dritten verschluderten Email seine Zurückhaltung aufgegeben und die verursachende Institutssekretärin offen vor den Kollegen zur Rede gestellt. Die Versuche der Kollegen, Torsten von seinem Ansinnen abzubringen, verweisen exemplarisch auf ganz zentrale kulturelle Unterschiede zwischen Amerikanern und Deutschen: Die Amerikaner hängen dem Ideal der Horizontalität an. Den Institutsmitarbeiterb ging es darum, den deutschen Kollegen ruhig und den Frieden wiederherzustellen, indem bestehende Unterschiede in der Hierarchie negiert und eine Gleichheit der Ungleichen formuliert wurden. Das bedeutete, die Schlampigkeit der Sekretärin ein einmaliges Missgeschick zu nennen, das jedem einmal passieren könne und zu unterstreichen, dass sie im Übrigen sonst immer ihr Bestes gebe. Außerdem werde sie schlecht bezahlt. Für die amerikanischen Kollegen war es klar, dass man die Sekretärin (über deren Inkompetenz die amerikanischen Institutsangehörigen im Übrigen im vertrauten Gespräch selbst keinen Zweifel ließen) nur in einer anderen Form kritisieren konnte: nie direkt und unverblümt, sondern mit freundlicher Miene, beschwichtigendem Tonfall und mit einer Wortwahl, die prinzipielle Arglosigkeit unterstellt – verpackt in ein Bündel aus Konjunktiven. Torstens Kritik an der Sekretärin war dagegen dem deutschen Ideal der Vertikalität geschuldet: Vorgesetzte müssen Fehler direkt ansprechen und benennen, um sie in Zukunft zu vermeiden.

Torsten (in Kenntnis der Meinung, die seine Kollegen eigentlich über die Sekretärin hatten) empfand die offene Zurechtweisung als Kritik – sowohl an der Form als auch am Inhalt seines Ansinnens – und damit als Versuch, vor allem seine Reaktion (Vertikalität), nicht aber die ihr zugrunde liegende Inkompetenz der Sekretärin in den Mittelpunkt zu stellen. Der Hinweis auf den schlechten Lohn und die Beschwichtigungsversuche (Horizontalität) produzierten im Übrigen den Effekt, Torstens vertikale Rage noch zu verstärken.

Um den Zwang zur Konformität in der Gemeinschaft zu illustrieren, kann man auch ein Beispiel aus der Popkultur bemühen, nämlich einen zentralen Topos amerikanischer Teenagerfilme – das »being popular«, die Gefallsucht. »Being popular« ist ein ho-

her Wert, und unter Teenagern finden regelrechte Wettbewerbe darüber statt, wer wohl am beliebtesten sei. Man könnte die Standardszenarie nicht besser beschreiben wie jener Schreiber im Internet, der danach fragt, weshalb *nerds* (Sonderlinge, Fachidioten, Streber, Langeweiler) so unpopulär seien:

»When we were in junior high school, my friend Rich and I made a map of the school lunch tables according to popularity. This was easy to do, because kids only ate lunch with others of about the same popularity. We graded them from A to E. A tables were full of football players and cheerleaders and so on. E tables contained the kids with mild cases of Down's Syndrome, what in the language of the time we called ›retards‹. We sat at a D table, as low as you could get without looking physically different. We were not being especially candid to grade ourselves as D. It would have taken a deliberate lie to say otherwise. Everyone in the school knew exactly how popular everyone else was, including us. [...] I wonder if anyone in the world works harder at anything than American school kids work at popularity.« (Graham 2003)

Paul Graham, der Autor, schließt mit der Behauptung, dass *nerds* gerade diese Investition nicht tätigen: »They don't realize that it takes work to be popular.«

Um Popularität aufrechtzuerhalten, wird ständige Nettigkeit eingefordert – die einerseits den Umgang miteinander erleichtert, ihn andererseits aber auch erschweren kann. Insbesondere dann, wenn man unter Geradlinigkeit versteht, dass Form und Inhalt einer Kritik oder eines Widerspruches übereinstimmen sollen: Wenn ein Deutscher widerspricht, so drückt dies meist schon die Form des Tonfalls, der Wortwahl und der Körpersprache aus, in die der Widerspruch verpackt wird. In Texas ist dies nicht der Fall: Auch die härteste Kritik wird – wir erinnern uns an Torstens Konflikt mit seinen Institutskollegen – mit einer Nettigkeit und Freundlichkeit hervorgebracht, hinter der in Deutschland Unaufrichtigkeit vermutet wird.¹¹ Die ostentativ präsentierte Nettigkeit ist dabei den Grundwerten des Konsens und der Gleichheit ge-

11 »Der deutsche Leitsatz, dass man gerade Freunden die Wahrheit sagen müsse, stößt in Amerika auf Befremden. Eine beherzte Lüge aus Höflichkeit gilt als eine lässliche Sünde und steht in der Hierarchie der Verhaltensnormen höher als eine verletzende Wahrheit.« (Schneider 2006: 79)

schuldet und einerseits ein Mittel, um existierende Hierarchien und Ungleichheiten einzuebnen (Du Bois 1955: 1238). Damit erfüllt jedermann die Pflicht, zum allgemeinen Wohlbefinden beizutragen, und sei es, um den – aus deutscher Sicht – Preis der Verstellung (Schneider 2006). Andererseits ist der allseits verströmte horizontale *Terror of Niceness* ein Mittel der sozialen Kontrolle, dem nur schwer zu entkommen ist. Nun kann man diesen Terror als Ausdruck von Scheinheiligkeit abtun, der sich als Zuckerguss über die menschlichen Abgründe legt und Dissidenzen nachhaltig zu sedieren vermag. Man kann ihn aber auch als notwendige Grenzmarkierung interpretieren, um eine Sphäre des Öffentlichen und eine Sphäre des Privaten überhaupt erst herzustellen. In jeder Sphäre kann dann Unterschiedliches ausgelebt werden können – Konformität, Dezenz, Ärger und Prüderie im Öffentlichen, Widerspruch, Dissidenz, Unmut, aber auch ausschweifende Lust im Privaten. Von Nachteil ist es – zumindest für uns Deutsche, die wir immer glauben, Authentizität erschöpfe sich darin »überall Der-/Dieselbe zu sein« – dass dadurch keine Phasen des Überganges und der Überschneidung erlaubt werden. Die *Terrorists of Niceness* sind gewissermassen die Grenzpolizisten, deren vornehmste Aufgabe es ist, Kontrolle auszuüben und den öffentlichen und privaten Raum durch das Lichten des Unterholzes der Ambivalenzen und Grauzonen zu generieren. Eine offene Frage für weitere Forschungen ist die nach der Produktivität der Überkontrolle im sozialen Nahbereich. Es gibt ja kulturspezifische Antworten auf Überkontrolle. Ich erinnere mich an eine Studie,¹² in der die überdurchschnittlich hohe Schizophrenierate im Schwäbischen mit der Enge des schwäbischen Pietismus in Verbindung gebracht wurde. Für die USA liegt die Vermutung nahe, dass die vielen Amokläufe und Gewaltexzesse zum Gutteil dem Konformitätsdruck und der Überritualisierung und -strukturierung des sozialen Nahbereiches geschuldet sind. Erinnert sei hier an die Allpräsenz der Verbotsregeln in den schwulen Lokalitäten einerseits und die ungeschützte Hemmungslosigkeit in den Darkrooms andererseits (Kapitel 8).

Egozentrische und kommunitaristische Werte sind daher im amerikanischen Selbstverständnis gleichermaßen präsent und kei-

12 Leider kann ich die Quelle nicht mehr angeben.

ne Gegensätze.¹³ Vielmehr bedingen sich Individualismus und kommunitärer Konformismus gegenseitig, und die gleichzeitige Verwirklichung beider Werte ist ein zentrales Muster amerikanischer (Beeman 1986: 57ff.; Du Bois 1955: 1233ff.).¹⁴ Der in Fragen der amerikanischen Mentalität unvermeidlich zitierte Alexis De Tocqueville führt beide Werte auf dieselbe Wurzel zurück: das politische Ideal der Gleichheit. Die Kultivierung des Selbst hat in den USA weniger das Ziel, Einzigartigkeit, als vielmehr Ähnlichkeit mit Anderen durch die freie Wahl herzustellen.

Die traditionellen Aufgaben des Staates

Institutionalisierte Regularien wie in den klassischen europäischen Nationalstaaten werden als Eingriffe von oben betrachtet, die gute Ehrhardt'sche Soziale Marktwirtschaft gilt genauso als Kommunismus wie der Staatssozialismus im alten Osten. In den USA kämpfen auch die privilegiertesten Präsidentschaftskandidaten in der Tradition von Abraham Lincoln, James Stewart (in *Mr. Smith Goes To Washington*, 1939) und jüngst Sean Penn (in *Das Spiel der Macht*, 2007) regelmäßig gegen »die da oben« in Washington – und bringen damit eine zentrale Saite amerikanischen Selbstverständnisses zum Schwingen: das Misstrauen in Staat und Gesellschaft. »Amerikaner trauen generell ihrer Regierung nicht besonders. Sie wollen sie nicht in ihrem Leben, sie wollen nicht vor sich selbst beschützt werden.« (Ford 2005) Sie sehen in erster Linie die Bürokratie und Besteuerung als Hemmschuhe der Freiheit und den Verlust der Eigenverantwortung, die ein Leben in Freiheit überhaupt erst möglich macht (Kreye, o.J., c), als bedrohliche Folgen des starken Staates. Dieses – heute auch im neoliberalen Deutschland dominierende – Verständnis von Unabhängigkeit und von der Möglichkeit, selbst über das eigene Schicksal zu ent-

13 Darauf weisen u.a. Holland/Kipnis (1994) in ihrer Studie zu Erzählungen über Peinlichkeit und Caanan (1986) in ihrer Untersuchung von Erzählungen über Teenagersexualität hin.

14 Beide Werte begründen sich in der Siedlungsgeschichte, in der es nur selten die einzelnen Abenteurer waren, die den Kontinent gen Westen durchstreiften, sondern zumeist ethnische, verwandtschaftliche, religiöse oder landsmannschaftliche Gemeinschaften.

scheiden, ist in Texas historisch tief verwurzelt. Dort trifft diese Strategie durch die traditionelle Skepsis gegenüber staatlichen Vorgaben auf einen besonders guten Resonanzboden. War man nicht deshalb nach Westen gezogen, um der Gängelung durch die Gesetze, Vorschriften und Verordnungen des Staates zu entkommen? »Der Staat erscheint bestenfalls als Quelle der Einmischung und Ineffizienz, schlimmstenfalls als Urheber von Tyrannei.« (Purdy 2005) Stattdessen reichen private Beziehungen und Tugenden – die Familie, der Markt, die Kirchen, die Communities – aus, um das Gemeinwesen dauerhaft zu erhalten. Diese romantisch-liberale Überzeugung, keiner Regierung zu bedürfen, die einem ständig sagt, wie man zu leben habe, und stattdessen das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, ist weit verbreitet und Grundbestandteil des amerikanischen und besonders des texanischen Mythos.¹⁵

Die oft hämisch geäußerte Interpretation europäischer Beobachter, dass Staat und Politik im Falle von Hurrikan Katrina vollständig versagt hätten, greift daher zu kurz. Wir wundern uns, dass die Einwohner von New Orleans zwar vor der Katastrophe aufgefordert wurden, die Stadt zu verlassen – dass aber keine staatliche Instanz diese Forderung durchsetzte: Es verblieb im Ermessen und im Vermögen des Einzelnen, der Aufforderung nachzukommen. Versagen im europäischen Sinne würden Staat und Politik aber nur, wenn sie Katastrophenbewältigung als ureigene Aufgabe betrachten würde. Doch genau diese in Europa (noch) verbreitete Vorstellung von Politik wird in Amerika heute nicht (mehr) geteilt.

Während die USA und ganz besonders Texas in ihren Grundzügen traditionellerweise eine schwache staatliche Struktur und ein starkes Individuum befürworten, dem die Wahl gegeben ist, sich zu entscheiden, ist Europa von einem anderen Verständnis

15 Der Soziologe Seymour Martin Lipset (1963, 1979) formulierte diese Auffassung von Individualismus als Kernbestand des *American Creed*. Auch wenn sie zu Recht kritisiert wird, weil sie verschiedene Ausprägungen des Individualismus negiert, weil sie als Auffassung von Eliten stark klassenspezifisch geprägt ist und weil sie kommunalistische Orientierungen verschweigt (Grabbe/Baer/Curtis 1999), so ändert dies nichts daran, dass sie geglaubt wird und zumindest ideologisch zentraler Bestandteil des *American Creed* ist.

geprägt: von starken nationalstaatlichen Strukturen, seien sie paternalistisch demokratisch-wohlfahrtsstaatlich, autoritär oder sozialistisch. Dabei sind die Individuen durch die eher starken staatlichen Strukturen einerseits zwar einer gnadenlosen Gängelung durch die Bürokratie ausgesetzt, andererseits sollen sie aber auch von den Unbilden des Daseins geschützt – durch Institutionen, die sich der Bekämpfung von Mangel in den Bereichen Gesundheit, Alter, Naturkatastrophen, Arbeit und Bildung verschrieben haben. Der zentrale Begriff ist hier der der Sicherheit. Das europäische Individuum konnte diese grundlegenden Sorgenbereiche lange Zeit quasi an Staat und Gesellschaft delegieren. Individuellen Freiraum eroberte es sich dagegen in den Bereichen der privaten Lebensgestaltung. Die Institutionen der Familie und der Gemeinschaften wurden in Europa in dem Maße entlastet, in dem der Staat die Grundschutzfunktionen übernahm und dem Individuum den Freiraum erlaubte, sich sozialer Zwänge zu entledigen. Ich schreibe dies zu einem Zeitpunkt, zu dem dieselbe, den absichernden Sozialstaat diskreditierende und Gesellschaftlichkeit in Abrede stellende Entwicklung sich bereits auch in Deutschland und in anderen europäischen Staaten Bahn gebrochen hat – und beziehe mich in meinen Ausführungen daher insbesondere auf die Zeit zwischen 1945 und der Jahrtausendwende.

Ähnliche Strukturen, in denen der Staat tendenziell absichern- und sorgende Funktionen übernahm, entwickelten sich auch in den USA in der Zeit zwischen der Depression und der Carter-Regierung, von 1934 bis 1980. Dies ist mit den gesellschaftlichen Großprojekten zweier Präsidenten verbunden, dem New Deal von Franklin Delano Roosevelt und der Great Society von Lyndon B. Johnson.

In Letzterer wurde ein umfassendes Sozialprogramm, bestehend aus einem Bündel von Bürgerrechten – gesellschaftliche Regelungen zur Armutsbekämpfung, zur Kulturförderung, zur Verkehrspolitik, zum Verbraucherschutz, zum Umweltschutz, zur Chancengleichheit und zur Absicherung vor Krankheit, Arbeitslosigkeit und fehlender Bildung –, die sogenannten *Thousand Laws of Great Society*, verabschiedet.

Mit diesen Maßnahmen wurde der amerikanischen Gesellschaft, neben dem Individualismus und dem Kommunalismus, eine weitere starke Säule eingezogen.



Abb. 21: Die Lyndon B. Johnson Gedenkbibliothek (Austin)

Das Gefüge der Säulen gerät aber seit dem Regierungsantritt von Ronald Reagan zunehmend aus dem Lot, die Strukturen des sorgenden Staates werden stetig geschliffen. Die Lyndon B. Johnson Präsidentenbibliothek auf dem Campus der University of Texas in Austin, die architektonisch ohnehin schon an ein iranisches Mausoleum erinnert, symbolisiert so den Grabstein für das Konzept der Gesellschaft. Der Ausstellungsraum *The Thousand Laws of Great Society* ist so etwas wie eine sekuläre Version der Klagemauer, an der vor allem grauhaarige Amerikaner im 70. oder 80. Lebensjahrzehnt einer lange versunkenen Welt nicht nur der prosperierenden Träume, sondern auch der gesetzlichen Visionen und Versionen einer besseren Gesellschaft ihren Tribut zollen.

Auch wenn wir uns an das erste Kapitel dieses Buches und an die Stadt Austin erinnern, die zu Recht als Stadt vorgestellt wurde, die sich selbst als anders als der texanische Rest begreift: Bei den Verdichtungsversuchen in der Innenstadt gemäß des New Urbanism, bei der vom Flughafenarchitekten Larry Speck festgestellten Geselligkeit und bei den Nackten, die sich auf den Klippen in Hippie Hollow am Lake Travis in der Sonne aalen, handelt es sich um spezifisch austinianische Merkmale, die für Texas absolute Ausnahmeerscheinungen darstellen. Von solchen Besonderheiten einmal abgesehen, ist die – Individualismus und Kommu-

nalismus ergänzende – Idee der Gesellschaft in den USA heute weitgehend tot.

Die texanische Erfahrung

Was hat der Unterschied im Verhältnis zwischen Individuum, Gemeinschaft, Gesellschaft und Staat zwischen den USA und Europa mit Texas zu tun?

In seiner Anthropologie der Vereinigten Staaten argumentiert Jules Henry (1966), dass das ökonomische System Konsequenzen für die Persönlichkeitsstruktur hat, und dass diese sich in allen Facetten der Kultur zeigen. In diesem Sinne sehe ich, dass es zwischen dem neoliberalen Denken und dem Kampf gegen die Wohlfahrtsfunktionen des Staates (und tiefer gehend der Leugnung des Gesellschaftsbegriffes) einerseits und den Verhältnissen in Texas andererseits erstaunliche Parallelen gibt. Ohne einen Blick auf texanische Verhältnisse ist die neoliberale Hegemonie nicht zu verstehen.

Das bedeutet nicht, dass man mit dem Verweis auf die texanische Erfahrung alleine den Neoliberalismus erklären kann. Aber ohne die texanische Erfahrung ist die gegenwärtige Entwicklung eben auch nicht zu verstehen, denn auch das Weltbild des deutschen Neoliberalismus – Risikoverlagerung und mehr Eigenverantwortung für den Einzelnen, Deregulierung und schlanker Staat, Reduzierung des öffentlichen Sektors und Selbststeuerung des Marktes, Abschaffung von Wohlfahrtsprogrammen, privatwirtschaftlich oder kommunitär organisierte Lösung sozialer Probleme durch Sponsoring, Privatinvestoren oder Wohltätigkeitsorganisationen – ist eng an Erfahrungen angelehnt, die in Texas gemacht wurden.

Im Gegensatz zur überwiegend städtisch geprägten amerikanischen Ostküste in Neuengland war Texas lange Zeit Grenzland, in dem die Strukturen des Staates schwach und die Präsenz einer schützenden Armee fern und dünn waren. San Antonio zum Beispiel, im Jahre 1832 immerhin die größte Stadt, beherbergte die stärkste Garnison des Landes – mit einer Besatzung von lediglich 110 Soldaten. Dies zeigt, dass sich die in das damals noch mexikanische Texas einströmenden angloamerikanischen Siedler auf bestehende Strukturen nicht verlassen konnten, sondern den Selbst-

schutz gegen wilde Indianer, marodierende Banditen und eben auch gegen Expeditionskorps der Mexikaner selbst zu organisieren begannen: So wurden 1835 die Texas Rangers gegründet (Calvert et al. 2002: 95).

Allerdings waren auch andere Regionen Nordamerikas über lange Zeit Grenzland, ohne dass sich dort derselbe aggressive Individualismus ausgebildet hätte.¹⁶ Der Schlüssel scheint darin zu liegen, dass Texas – im Gegensatz etwa zu Nebraska, Kansas und Colorado – weitgehend von den *Southern Protestants* mit der ländlich-feudalen Gemeinschaftsstruktur der alten Südstaaten besiedelt wurde. Lind (2002) argumentiert, dass die Gewalt der Texaner weder ein Grenzphänomen noch eines des Westens sei, sondern »part of the legacy of the Old South«: »The fierce religiosity of Anglo-Celtic Texans, like so much else, can be traced back to Ulster and Scotland – via Tennessee, Kentucky and West Virginia. The 18th century Scots who moved to the American colonies from Northern Ireland combined frontier brutality with simple and fervent Calvinism.«

Die *Southern Protestant Texans* setzten sich gegen verschiedene Gruppen durch – gegen die Hispanier, die sie enteigneten; gegen die deutschen Siedler des Hill Country, deren Eigenständigkeit sie brachen; gegen die Schwarzen, die sie versklavten; und gegen die Indianer, die sie ausrotteten.

Nach Lind (2003a: 29) sind die dominanten *Southern Protestant Texans* nichts anderes als die *Scots-Irish frontiersmen* der Ozarks und der Appalachen – »portrayed in early-nineteenth-century American literature and popular drama, before the Texan cowboy became a cliché.« Dieses Klischee ist zwar von der Ikonographie her nordmexikanisch, von der Mentalität aber anglo-keltisch. Das Bild des freidenkerischen Cowboys, der der öffentlichen Meinung

16 Die Mordraten in jenen Gegenden des Mittleren Westens, die von Neuengländern, Skandinaviern oder Deutschen besiedelt wurden, seien sehr viel niedriger als in jenen Gegenden, in denen *Southern Protestants* siedelten (Lind 2003a: 39). »[...] the Southern right finds its closest allies on social issues not among heartland Lutherans but among urban Catholics. And the gun culture is alien to Prairie Protestants, whose social values, according to recent surveys of »civic culture,« remain close to those of the Midwest and New England--even if they do vote for Republicans nowadays.« (Ebd. 2004)

trotzt, ist vielmehr das glatte Gegenteil zu den anglo-keltischen Protestanten des Südens, die sich eher durch »freedom-fearing conformism« auszeichneten.

Im Gegensatz zu Lind bin ich der Meinung, dass sich die Grenzerfahrung und der südstaatliche Hintergrund in Texas gegenseitig verstärkten. Dass Dispute eher auf eigene Faust durch Gewalt und Kraft als durch den Einfluss von Gerichten geregelt werden sollten, ist ein Beispiel für den Einfluss der Grenzerfahrung auf die texanische Mentalität (Dille, o.J.): Der Einzelne, ausgestattet mit einer »hard, belligerent Texan mentality (excessive pride and chauvinism)« ist seines Glückes Schmied.¹⁷ Staatlichkeit wird generell mit Misstrauen begegnet. Die Aufgabe von Regierungen soll auf das Minimum begrenzt sein. Politik wird als schmutziges, aber notwendiges Geschäft betrachtet, »as a marketplace – those with more money deservedly get more of what they want.«

Im Bereich der Wirtschaft wird das freie Unternehmertum mit so wenig staatlichen Regulierungen wie möglich befürwortet. Dabei ist festzuhalten, dass sich in der »resource-colony economy« (Lind 2003a: 40) von Texas kein bourgeois und kein Händlerkapitalismus ausprägte, sondern ein auf Landbesitz basierender aristokratischer Kapitalismus (ebd. 2002), dessen Mentalität auf der Ausbeutung des Landes und Spekulation mit ihm beruht – und nicht auf der langfristigen Planung und der Weitergabe desselben Stückes Land an die Erben.¹⁸ Texas wurde von dieser eher aristo-

17 Brutalität und Gewalt im Grenzland werden von Calvert et al. (2002: 99) zum Großteil auf zwei Ursachen zurückgeführt: Zum einen zogen viele arme Siedler aus Kentucky, Alabama und Tennessee nach Texas, »where wilderess violence was common [...]. Those people often chose to settle private quarrels without the assistance of legal authorities, who mostly resided a long way from the frontier anyway.« Zum anderen aber wirkte Texas – damals eine unabhängige Republik – wie ein Magnet auf viele Gesetzesbrecher und Kriminelle aus den USA, die dort der Strafverfolgung zu entgehen versuchten.

18 »Economies based on commodity exports, like that of traditional Texas, suffer from wild oscillations caused both by nature and markets. Instead of rewarding long-range planning and investment and careful design of the sort necessary in manufacturing, such economies encourage a combination of fatalism and speculation. The con-

kratischen Mentalität aus zweierlei Richtungen befruchtet: von den spanischen Konquistadoren und der hispanischen Nobilität zum einen¹⁹, von der der südstaatlichen Plantagenbesitzer zum anderen.

Im Verbund mit der puritanischen Religion, wonach sich gutes Menschsein im materiellen Erfolg widerspiegelt, befördert die Erfahrung des harten Grenzerdaseins den kulturellen Wert, dass materieller Fortschritt und Wachstum sowie die Anhäufung von Gütern (*bigger is better*) *per se* gut seien.

Diese Tradition des vom *Southern Protestantism* geprägten Traditionalismus dominierte in Texas die Demokratische Partei bis zu Roosevelts *New Deal* in die 1930er Jahre. Die Traditionalisten haben sich aber nie damit abgefunden, dass im *New Deal* die Unsi-

fusion of capitalism with gambling on the part of the Texan oligarchs, while it has yielded some spectacular fortunes and memorable parties, also produces titanic bankruptcies and business failures. The Texas real estate boom of the 1980s was a typical speculative bubble augmented by unethical business practices. It is significant that the collapses of Enron and WorldCom in 2002 occurred to companies headquartered, respectively, in Houston, Texas, and in Clinton, Mississippi – and that each company’s growth strategy, combined good-old-boy politicking with bluffing on a heroic scale.« (Lind 2003)

- 19 Das Leitbild des Mannes im mittelalterlichen Kastilien war das des christlichen Ritters, dessen Wert von seinem Ruhm als Krieger bestimmt wurde. Die jahrhundertelange kriegerische Auseinandersetzung mit dem islamischen Süden der Halbinsel, der dem christlichen Norden künstlerisch, wirtschaftlich und technisch überlegen war, trug »dazu bei, daß dieser den christlichen Ritter zu seinem erstrebenswerten Ideal hochstilisierte. [...] Die andauernden Kämpfe und Geplänkel mit den Mauren boten über lange Zeit hinweg einer breiten Bevölkerungsgruppe die Möglichkeit, Beute zu machen, Land zu erobern und sozial aufzusteigen.« (Rünzler 1988: 20f.) Gleichzeitig wurden die meist von Juden und Moslems ausgeübten Tätigkeiten (Kunst, Handwerk, Technik) als einem christlichen Ritter nicht angemessen betrachtet und mit Geringschätzung behandelt (Goytisolo 1982: 50). Die Aufstiegschancen der christlichen Kämpfer zur Position des *Hidalgo* waren relativ einfach. Dieses Ideal wurde in die Kolonien der Neuen Welt übertragen (Sanchiz Ochoa 1975). Siehe auch Lind 2003: 44ff.

cherheiten des Daseins durch den Staat abgemildert werden: »[T]he poor should rely, as they had done before 1932, chiefly on religious charity and private philanthropy.« (Lind 2003a: 80) Der *New Deal* spielte den Traditionalisten in die Hände, indem er die ökonomische Disparität der USA zugunsten des Südens und des Westens ausbalancierte, jedoch keinen Erfolg dabei hatte, die regionalen Disparitäten bezüglich der Arbeitsgesetzgebung, der Besteuerung und der öffentlichen Ausgaben auszugleichen (Lind 2003: 86). Parallelen zur Ideologie des Neoliberalismus drängen sich geradezu auf.

Nun wäre es fatal anzunehmen, auch in Texas gebe es nur diese eine Version über die Ausprägung einer eigenen texanischen Mentalität. Denn es gibt verschiedene Auffassungen darüber, worin denn der texanische Charakter bestehe, und ich möchte in der Folge zwei alternative Traditionen freilegen:

Die erste Tradition ist die des renitenten, anarchischen und querdenkerischen Individualismus, die heute beispielhaft von Richard Friedman, besser bekannt als Kinky Friedman, vertreten wird. Der bekannte Countrysänger, Kriminalautor, jüdische Cowboy und bekennende Exzentriker trat im November 2006 bei den Gouverneurswahlen an und erzielte mit 12 Prozent eine achtbare Niederlage gegen den Amtsinhaber, Republikaner Perry.

Friedman geht es in seinen Büchern und mit seiner Kandidatur darum, jene Traditionen freizulegen, die schon immer das Besondere (sich von den USA Unterscheidende) von Texas garantierten. Als Vorbild bezeichnet er den ersten Präsidenten den Republik Texas, Sam Houston:

»Als sie Sam Houston gesucht haben, um ihn zum Gouverneur zu machen, haben sie ihn mit ein paar Indianer besoffen unter einer Brücke gefunden. Er war vor mir der letzte wirklich unabhängige Gouverneur.« (Halpern 2005)

Friedman pflegt eine klare und derbe Sprache und nennt die Politiker »political fucks«, die nicht das Volk (»die streunenden Hunde«), sondern Konzerne wie AT&T oder Enron (»die fetten Katzen«) repräsentieren (Klüver 2006). Dabei unterscheidet er nicht zwischen Demokraten und Republikanern, die für ihn gleichermaßen schleimig, korrupt und werbeschwäzchend und damit zutiefst untexanisch sind. Er setzt sich für das Schulgebet, die

Schwulenehe, eine Bildungsinitiative und für die Förderung von Bio-Diesel ein; er spricht sich für die Todesstrafe aus – aber dagegen, Unschuldige umzubringen. In puncto Geschlechtsleben äußert sich Friedman erfrischend unkonventionell in einem pruden Land wie Texas. Als Feministinnen den Mann, der von sich selbst sagt, dass er nur Zweibeiner reite, zum »Sexist of the Year« kürten, konterte er mit der Selbstbezeichnung: »Yes, I'm the sexiest.«

Aus den Glücksspielgewinnen will er mexikanische Generale finanzieren, die die Grenze kontrollieren und illegale Migration verhindern sollen. Mit seinen antifundamentalistischen Positionen ist Friedman ein Gegenbeispiel für die in diesem Text vertretene These von der Furcht vor Ambivalenz. Dabei greift er auf Davy Crockett (Heale 1973) und den Cowboy als texanische Mythen zurück, die er aber mit anderen (freiheitsliebenden) Inhalten zu besetzen sucht als Bush, der sie mit einem »freedom-fearing conformism« verknüpft. Dass Friedman bei den Wahlen ein achtbares Ergebnis einfuhr ist ein Hinweis darauf, dass es auch in Texas ein Bedürfnis gibt, Fragen der individuellen und politischen Lebensgestaltung wieder zu entideologisieren.

Mit dem Traditionalismus teilt der querdenkerische Individualismus den Abscheu gegenüber Autoritäten. Mit dem Modernismus, der zweiten Tradition, teilt er die Idee der Hilfe für die einfachen Leute.

Diese zweite Tradition weist Merkmale auf, die heute auch in Europa in die Defensive geraten sind. In der modernistischen Tradition besitzt Individualismus zwar ebenfalls einen hohen Stellenwert, jedoch ohne die extrem egoistische Schlagseite. Vielmehr wird er nicht nur durch kommunitäre, sondern auch durch gesellschaftliche Aspekte ausbalanciert. In Texas war diese Tradition – wie der Traditionalismus auch – vor allem in der Demokratischen Partei beheimatet und wird mit Namen wie Sam Rayburn, Maury Maverick, Ralph Yarborough, Lyndon B. Johnson oder auch Ross Perot assoziiert.²⁰

20 »In the 1980s and 1990s, Mr. Perot campaigned for higher educational standards in Texas, as Mr. Inman and others helped to transform Austin into today's Silicon Hills – a high-tech government-university-private-sector research park. As is the case in many third world countries, the middle-class modernizers such as Mr. Inman and Mr. Perot often have military backgrounds. In a society such as

Präsident Johnson (1963-1968), der im europäischen Gedächtnis (wenn überhaupt) als Kennedys Nachfolger und mit dem Vietnamkrieg in Verbindung gebracht wird, wuchs in Stonewall im texanischen Hill Country auf, dem von freidenkerischen und liberalen (protestantischen und katholischen) deutschen Einwanderern, Mexican-Americans und Schwarzen geprägten Landstrich westlich der Hauptstadt Austin. Im Gegensatz zu den anderen weißen Einwanderern sprachen sich die Bewohner des Hill Country nicht nur gegen die Sklaverei und vor dem amerikanischen Bürgerkrieg gegen die Sezession des Südstaates Texas von den USA aus, sie hegten auch eine erdennahe Vorstellung von Gemeinwohl und Wohlfahrtsstaatlichkeit, die Johnson maßgeblich beeinflusst hat. Die nächste große Stadt, San Antonio, war in den 30er Jahren für seine linken *New-Deal*-Demokraten bekannt. Johnsons Einstellung gegen die Rassentrennung etwa im Bildungsbereich gründete auf seiner Kindheitserfahrung im Hill Country. Modernisten haben eine Vision davon, wie Texas und – weitergehend – die USA aussehen sollten: eine Hightech-Ökonomie und eine meritokratische Gesellschaft, die auf Verdiensten und nicht auf rassischer oder sozialer Herkunft beruht (Lind 2003: x). Das in Johnsons *Great Society* zum Ausdruck kommende Staatsverständnis ist das des unterstützenden und vorsorgenden Staates.

Der Modernismus beherrschte Texas lange Zeit, schon in den 60er Jahren aber gewann die andere Seite der texanischen Politik – der Traditionalismus oder Konservatismus, dessen hervorragender Vertreter heute ein anderer Texaner, George W. Bush, ist – zunehmend an Boden. Traditionalisten eint »a belief in minimal go-

Texas – in which a few rich families dominate the civilian economy – the military is often the only institution that is meritocratic and open to fresh talent. Leftists and liberals, who reflexively equate the military with conservatism, have never figured this out. This civil war between competing visions of a Saudi Texas and a Japanese Texas explains the epic struggle between the Bush dynasty and Mr. Perot in 1992 – when Mr. Perot's run for president may have cost the senior Bush his job as President of the United States. The Bush family stood for oil wells and cheap labor on farms and ranches. On the other hand, Mr. Perot stood for computers and air-conditioned office parks. He viewed the Bush family as upper-class parasites enriching themselves through the exploitation of natural resources.« (Lind 2002)

vernment at home and a bellicose foreign policy abroad with religious fundamentalism« (Lind 2003: xi), vor allem aber niedrige Besteuerung und die Rücknahme von Staatsausgaben. Sie haben zuerst Texas, dann die USA und mittlerweile auch Europa erfolgreich davon überzeugt, dass der Staat zurückgebaut werden soll (Lind 2003: 86ff.; Hamm 2004).

Die neuen Aufgaben des Staates

Es muss sich erweisen, ob die anarchische Tradition eines Friedman mittelfristig die traditionalistische auszuhebeln vermag, oder ob eine Rückkehr des Modernismus zu erwarten ist.

Vorerst aber zeichnet sich Texas als zutiefst traditionalistisch aus. So trugen bei den Midterm-Elections im November 2006, bei denen die Demokraten landesweit stark zulegten, die Republikaner noch immer Siege davon: im Senat, im Repräsentantenhaus und im Gouverneursamt.

Wenn sich die Politik aber aus den Wohlfahrtsfunktionen zurückzieht und soziale Schutzmechanismen dereguliert, dann bleiben drei Bereiche, in denen der Staat eine Funktion ausüben kann: der Bereich der Symbolik, der Bereich der Absicherung des privatwirtschaftlichen Ethos und der Bereich der Sicherheit, der Kontrolle, des Gewaltmonopols und der Überwachung.²¹ Mit der Stärkung dieser drei Bereiche versuchte Karl Rove, strategischer Vordenker der Republikaner und Berater des Präsidenten, eine strukturelle und permanente republikanische Wählerbasis aus den klassischen wirtschaftsliberalen Republikaner und den christlichen Fundamentalisten aufzubauen (Braml 2004).

Im Bereich der Symbolik sind die USA als Staat über Flaggen, Begriffe und Bekennerrituale – ständig ist man auf irgendetwas *proud* – sehr wohl öffentlich präsent. Die *Stars and Stripes* wehen in Vorgärten und auf Trailern, an Fahrzeugen und Ortseingängen.

21 In ihrem Buch *Transformationen des Staates?* sprechen Leibfried/Zürn (2006) von einer Zerfaserung des Nationalstaates. Darunter verstehen sie eine uneinheitliche Entwicklung – einerseits die Ausgliederung der o.a. Aspekte aus dem Bereich der Daseinsvorsorge, andererseits werden andere Bereiche, wie die Familienpolitik, zunehmend fast überall stärker als staatliche Aufgabe verstanden.

Der Begriff des »American« prangt überall, und in kaum einer Fernsehsendung kommen nichtamerikanische oder kritische Perspektiven am American Way of Life zum Tragen.



Abb. 22: *Symbols as Souvenirs: Paraphernalien (Crawford, McLennan County)*

Im Bereich der Absicherung des privatwirtschaftlichen Ethos geht es darum, Dienste zu privatisieren und das Gesellschaftliche durch den Markt zu ersetzen. Klassische Felder, für die früher der Staat verantwortlich war (Luftverkehr, Bahn, Post, Telekommunikation, Energieversorgung) sind bereits privatisiert. Zentrale Lebensbereiche (Gesundheit, Arbeitslosigkeit, Alter, Katastrophenbewältigung) sind heute zunehmend ohne staatliche Absicherung (Hamm 2004).

Eine Reihe innenpolitischer Reformen der Bush Regierung weist auf weiteren Rückbau hin. Die bedeutendste Neuerung schaffte es, »das System der öffentlichen Sozialversicherung umzubauen, jenes allgemeine staatliche Rentensystem also, das ein überaus bedeutsames sozialpolitisches Instrument im Sinne von kollektiver Solidarität und Risikoverteilung darstellt.« (Ross 2005)²² Nach Bushs Plänen soll der Markt den Generationenvertrag ersetzen. Dahinter steht eine Überzeugung, die gedankengeschichtlich auf John Locke zurückgeht und bei vielen Amerikanern eng mit dem historischen *New-Frontier*-Erlebnis zusammenhängt.

»Demnach gehen die Besitzer von Eigentum, ob Einzelpersonen oder Familien, mit ihrem Besitz sorgsamer um als die Regierung. Aus dieser Perspektive fördern Regierungsprogramme die Fähigkeiten der Menschen nicht, sondern sie machen die Empfänger nur abhängiger. Wahre ›Freiheit‹, um Bushs Lieblingswort zu benutzen, beruht auf den Ressourcen und der Fähigkeit, grundlegende Entscheidungen im Hinblick auf die individuelle wie die Zukunft der Familie selbst zu treffen.« (Ebd.)

Bushs Ziel ist es nicht, das dauerhafte Überleben des Sozialversicherungssystems zu sichern, sondern »die Verpflichtung auf die Prinzipien der Solidarität unter den Staatsbürgern und des sozialen Risikomanagements durch die öffentliche Hand zu untergraben und letztlich abzuschaffen. Dem Staat werden daher nicht mehr, wie in Johnsons Modernismus, sorgende Aufgaben wie die Absicherung der Wohlfahrt, der sozialen Sicherheit, der Gesundheit, den Umweltschutz, Bildung oder Bürgerrechte zugemessen (Ross 2005; Wacquant 1998).

22 Die wichtigste Säule der allgemeinen Sozialversicherung ist das Rentensystem, das die bedeutendste sozialpolitische Errungenschaft der Roosevelt-Ära von 1933 bis 1945 und »das größte Programm, das auf den Prinzipien gesamtgesellschaftlicher Solidarität und eines staatlich organisierten Risikoausgleichs beruht«, darstellt (Ross 2005). Bushs Programm baut dabei allerdings auf Maßnahmen der Clinton-Regierung auf, die 1995 das Sozialsystem hinsichtlich einer ›Eigentümergeellschaft‹ umzubauen begann – selbst für die Beschäftigten mit geringem Lohneinkommen.

Auch im Bereich der Sicherheit und Kontrolle ist der Staat aktiv. Terminologisch wird ein Krieg nach dem anderen geführt, gegen Armut (Johnson), Drogen (Reagan) oder den Terrorismus (Bush jr). In der Innenpolitik wird aufgerüstet. Wichtigstes Beispiel dafür ist die Beschneidung der Bürgerrechte durch den *Patriot Act*, der allzu leichtfertig mit dem Kampf gegen den Terror nach 9/11 in Verbindung gebracht wird. Die Regierung Bush versuchte jedoch, die Maßnahmen des *Patriot Act* schon vor 9/11 – allerdings vergeblich – durchzusetzen. Der *Patriot Act* ist daher schwerlich in erster Linie ein Preis für die Bekämpfung des Terrorismus, als der er so oft dargestellt wird – vielmehr ist er Ausdruck eines auf Kontrolle ausgelegten Staatsverständnisses und ein präventiver Akt, um möglichem Gegenwind gegen den Rückbau des sorgenden Staates vorzubeugen. Denn Sicherheit bedeutet zuvorderst, privatwirtschaftlichen Gewinn zu sichern und all jene, die dies im Inneren und Äußeren bedrohen, zu kriminalisieren, zu moralisieren und zu strafen (ebd.).

Auf der Mikroebene sind es wieder die Individuen und die Kleingruppen (philantrophische Stiftungen und das amerikanische Zivilrecht, das die Klage gegen Unternehmen auf Zahlung von Schadenersatz mit Strafcharakter ermöglicht), die durch Eigenverantwortung und -vorsorge in den vom Staat aufgegebenen Bereichen für soziale Sicherheit und Wohlfahrt sorgen müssen.

In diesem Bereich des persönlichen und des kommunitären Umfeldes beseitigen hochgradig durchstrukturierte moralische Gebote und soziale Obligationen Ambivalenzen und sorgen für eindeutige und stabile moralische Rahmenbedingungen – sozusagen als Gegengewicht zur freien Wildbahn des Ökonomischen. Diese Gebote und Obligationen sind an folgenden Werten ausgerichtet: »reform of personal behavior, the value of success, community cooperativeness, tolerance of others choices« – nach Susan Sontag (2003) werden heute genau diese Werte von den meisten religiösen Gemeinschaften in den USA getragen. Es ist kein Wunder, dass Bürger eines Landes, das das Recht auf freie Religionsausübung wie kein anderes symbolisiert, vor dem nicht enden wollenden Abbau sozialer Sicherheit und popkultureller Überfremdung Schutz in der Religion suchen, »wenn ihr Way of Life sich von innen auflöst und von außen bedroht wird.« (Kramer 2003)

Vor allem die einflussreichen christlich-fundamentalistischen Gemeinschaften, denen die Bush-Regierung ihren Erfolg verdankt, hegen ein dezidiert antiambivalentes, strikt in gut und böse aufgeteiltes Weltbild. In der Angst, auch noch dieses letzten Bereiches der Kontrolle – dem der religiös abgesicherten Werte – verlustig zu gehen, scheint das Geheimnis für die Allpräsenz von Flaggen, staatstragenden Autoaufklebern und Bekenntnisritualen und die Ideologisierung und Moralisierung von immer mehr Bereichen der persönlichen Lebensführung (insbesondere bezüglich Sexualität, Alkohol, Waffengebrauch, Religion) zu liegen – und damit auch eine Antwort auf die Frage, wieso neben den Sicherheitsthemen die sogenannten »moral values« in der Präsidentschaftswahl 2004 den Ausschlag für den Sieg der Republikaner gegeben haben (Braml 2004).

In Texas und den USA übernehmen also Gemeinschaften zum einen Aufgaben der Daseinsvorsorge, die der Einzelne nicht bewältigen kann;²³ zum anderen sind sie jene Instanzen, in denen Eindeutigkeiten hergestellt, Ambivalenzen bereinigt und Konformität der Gemeinschaft Gleichgesinnter produziert werden. Ambivalenzen werden zu Bedrohungen, die diese Konformität stören könnten. Und da Individuen die Ambivalenz als Potential in sich tragen, sind in der Alltagspraxis ständige Bekenntnisse zur Zugehörigkeit, zu Klarheit und Eindeutigkeit gefordert. Darin begründet sich die Kultur der Angst, die nach Barry Glassner und Michael Moore die USA charakterisiert.

Dass Angst vor Ambivalenzen virtuos von der Politik intoniert wird, um existentielle Ängste – 70 Millionen Amerikaner sind ohne Versicherung – mit moralisch-religiöser Eindeutigkeit zu überlagern und in Wählerstimmen zu kanalisieren, ist dann nur konsequent. Beispielsweise trägt der Staatsapparat aktiv dazu bei, Ängste wahr werden zu lassen, indem etwa die Unterstützung für Krankenhäuser gekürzt wird, in der psychisch kranke Menschen

23 »So bietet etwa die fundamentalistische Morningside Baptist Church in Greenville ein beeindruckendes Netz von Hilfeleistungen an. »Wir versuchen, soziale Bedürfnisse zu befriedigen«, beschreibt Pastor Jeff Webb die Sozialleistungen der Gemeinde, der 900 Gläubige angehören. Ob Alte oder Babys, ob Kranke oder Arbeitslose: Die Gemeinde hilft, wo sie kann. Sie betreut lernschwache Kinder, berät streitende Paare, tröstet und unterstützt.« (Kilian 2005)

behandelt werden. In Austin ist es mittlerweile so, dass vormalige Insassen psychiatrischer Abteilungen entlassen werden, wenn die Gelder auslaufen. Unter diesen sind natürlich auch solche, die psychotisch und gefährlich für ihre Mitmenschen sind. So werden tatsächliche Bedrohungen geschaffen. Da kann man vielleicht wirklich nur noch zügellos und polyphon schreien.

Wie hängt das nun alles mit dem Geschehen im Autobus nach dem trügen Nachmittag auf dem Guadalupe River zusammen? Die Antwort findet sich in der enggeführten Version des amerikanischen, insbesondere aber im texanischen Individualismus: Dem Schreien unterliegt keine Choreographie oder innere Struktur des Schreiens, so wie das beim Singen oder Grölen der Fall ist. Man schreit individuell, im Beisein einer Gruppe Gleichgesinnter, aber nicht entlang eines Liedes oder Slogans, sondern wortlos. Es ist der Einzelne, der gehört werden will, und die Botschaft lautet »Ich, ich, ich bin hier und ich schrei – wie alle Anderen auch – wie der Teufel« Sie lautet nicht: »Wir singen oder grölen zusammen oder auch gegeneinander« – wie im Falle der Dänen und der Deutschen.

Und Schreien in einem Bus, der dich abholt nach einem Nachmittag auf dem Fluss, ist adäquat und akzeptabel, denn hier ist man den kontrollierenden Ohren der Gemeinschaft entzogen und der Alkohol fließt reichlich. Und vielleicht ist der Bus der letzte Ort, an dem man schreien kann, bevor man in eine Welt der Gebote und Vorschriften zurückkehrt, in der der bedrohlichen Ambivalenz, die Alkohol, Tabak und Sex darstellen, bestenfalls mit pikierter Missbilligung, in der Regel aber sowohl mit sozialen Konsequenzen durch die Gemeinschaft als auch mit rechtlichen Konsequenzen durch den strafenden Staat begegnet wird. Denn im Autobus nach Gruene/New Braunfels geht es nicht – wie gegenwärtig (noch) in Dänemark oder in Deutschland – um Gesellschaft, sondern um das Individuum in der Gemeinschaft.

Die texanische Erfahrung des Individualismus und des Individuums, die weder Staat noch Gesellschaft bedürfen, hat heute den texanischen Kontext verlassen und ist in Form des neoliberalen Denkens in den USA und in weiten Teilen Europas hegemonial geworden. Dass diese Erfahrung jedoch an die vom Einzelnen freiwillig gewählte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft konformer Gleichartiger gekoppelt ist, sollte dabei nicht vergessen wer-

den. Diese Koppelung ist kulturspezifisch und die Frage ist, welche Konsequenzen der Transfer des Neoliberalismus und insbesondere des Imperativs zur Deregulierung für die jeweils spezifischen Gesellungsformen bereit hält.

Als guter Deutscher bin ich dazu verpflichtet, eine skeptische und mahnende Lektion aus dem texanischen Bus zu ziehen: bei uns könnte der Irrweg der Schleifung staatlicher Strukturen nicht wie in Texas in einem zwar wahnsinnigen, aber freundlichen Geschreie, sondern in einer bösartigen Kakophonie enden, um deren Umwandlung in einen einstimmigen Chor sich fundamentalistische Rattenfänger bemühen.

Denn eines fehlt den ›verspaßgesellschafteten‹ Europäern mit ihren erodierenden Partei-, Kirchen-, Gewerkschafts- und Vereinsbindungen: die Identifikation mit den kommunitären Strukturen des sozialen Nahbereiches, die die (ehemaligen) Funktionen des Staates übernehmen könnten.

Oder auch nicht. Denn die Ethnologie ist glücklicherweise keine Prognosewissenschaft, sie lässt sich vielmehr vom Staunen über ungeplante kreative und widerständige Aneignungsformen leiten und von deren Konsequenzen überraschen (Warneken 2006). Das vermag vor dem Glauben an die Handhabbarkeit des Kommenden und vor den Erklärungspirouetten, die gedreht werden wenn es dann doch nicht so gekommen sein wird, zu retten. Insofern bin ich gelassener und vertraue in die Offenheit einer Zukunft, in der neue und unerwartete Lieder gesungen (oder auch geschrien) werden.

Bibliographie

- Ackermann, Andreas (1998/99): »Globalität, Hybridität, Multikulturalität – Homogenisierung der Kultur oder Globalisierung der Differenz?.« Jahrbuch des Kulturwissenschaftlichen Institutes, S. 50-82.
- Anderson, John (2006): »Master and Commander: Immersion in a bygone time.« The Chicago Tribune, www.chicagotribune.com/features/arts/sns-masterandcommander-package,0,2594376.story?coll=chi-leisure-hed vom 01.12.2006
- Arensberg, Conrad (1955): »American Communities.« American Anthropologist 57 (6): 1143-1162.
- ASUR (Antropólogos del Surandino) (o.J.) Fundación para la Investigación Antropológica y el Etnodesarrollo, www.bolivia.net.com/asur/indexin.htm vom 01.12.2006.
- Baethge, Christopher (2004, 06. Mai): »Absage an die Mehrdeutigkeit.« Frankfurter Rundschau Online.
- Barth, Frederik (2000): »Boundaries and Connection.« In: Anthony Cohen (Hg.): Signifying Identities. London: Routledge, S.17-36.
- Basravi, Zein/Edwards, Jeremy (2004): »Living in Pres. Bush's shadow.« The Daily Texan Online, www.dailytexanonline.com/news/2004/07/29/Opinion/Living.In.Pres.Bushs.Shadow-696486.shtml vom 29.07.2004.
- Bayerischer Rundfunk (2003, 23. März): »Texas im Kriegsfieber – Crawford steht hinter Bush.« www.br-online.de/politik/ausland/themen/08941/daserste.html vom 01.12.2006.
- Beeman, William (1986): »Freedom to Choose: Symbols and Values in American Advertising.« In: Herve Varenne (Hg.): Symbolizing America, Lincoln: U. o Nebraska Press, S. 52-66.
- Boissevain, Jeremy (1992): Revitalizing European Rituals, London: Routledge.

- Borneman, John (2003): »Is the United States Europe's Other?« *American Ethnologist* 30 (4), S. 487-492.
- Braml, Josef (2004): »Die religiöse Rechte in den USA – Der neue Graben.« *Die Gazette* Nummer 4, S. 28-32, www.gazette.de/Archiv2/Gazette4/Braml.pdf vom 01.12.2006.
- Burger, Kathrin (2004, 01. April): »Wieviel Süßes darf man essen? Die amerikanische Zuckerlobby läuft Sturm gegen die neuen Ernährungsempfehlungen der WHO.« *DIE ZEIT* Online.
- Butler, Judith (2001): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Calvert, Robert A./De Leon, Arnoldo/Cantrell, Gregg (2002): *The History of Texas* (3rd Ed.), Wheeling (Illinois): Harlan Davidson.
- Canaan, Joyce (1986): »Why a Slut is a Slut: Cautionary Tales of Middle-Class Teenage Girl's Morality.« In: Herve Varenne (Hg.): *Symbolizing America*, Lincoln: U. o Nebraska Press, S. 181-209.
- CBS News Online (2005, 18. März): »Lawmaker Slams Sexy Cheerleaders. Outraged Texas Rep. Wants To Ban Way They ›Shake Their Behinds.« www.cbsnews.com/stories/2005/03/18/national/main681716.shtml.
- Christiaanse, Kees (2005, 06. September): »Zurück in die Mitte.« *DIE ZEIT* Online.
- Cockburn, Alexander (2006, 15. Dezember): »Hinter wem sie wirklich her sind.« *Le Monde diplomatique*.
- Cohen, Anthony P. (1993): »Culture As Identity: An Anthropologists View.« *New Literary History* 24, S. 195-209.
- Cook, Stephen (2004, 02. Oktober): »Report From Crawford, Texas.« *Free Republic Online*, www.freerepublic.com/focus/f-news/1233860/posts vom 01.12.2006.
- Cuthbertson, Gilbert M. (1986): »The Evolution of a Political ideal.« In: Robert O'Connor (Hg.): *Texas Myths*, College Station: Texas A&M University Press, S. 174-185.
- DER SPIEGEL Online (2004, 10. März): »Fettsucht tötet 400.000 Amerikaner pro Jahr.«
- Descendants of Mexican War Veterans (o.J.): »Countdown to war«, www.dmwv.org/mexwar/history/count.htm vom 20.03.2006.
- Devers, Bob (2003, 22. August): »Military families speak out – Bush in Crawford«. TX Independent Media Center, <http://>

- austin.indymedia.org/newswire/display/13806/index.php vom 01.12.2006.
- Diebenow, Nathan (2004, 18. Februar): »UT Researchers Record Dying Dialect From Central Texas.« The Clifton Record.
- Dille, Brian K. (o.J.): »Course on »Texas Government« at Odessa College», www.odessa.edu/dept/govt/dille/brian/courses/2306C/Unit1.pdf vom 01.12.2006.
- Douglas, Mary (1995): »The cloud god and the shadow self.« *Social Anthropology* 3 (2), S. 83-94.
- Du Bois, Cora (1955): »The Dominant Value Profile of American Culture.« *American Anthropologist* 57 (6), S. 1232-1239.
- Ehrenreich, Barbara (2006): *Qualifiziert und arbeitslos – Eine Irrfahrt durch die Bewerbungswüste*. München: Verlag Antje Kunstmann.
- Fairbank, Katie (1999, 30. Juli): »Locals hope Bush will create a White House in Texas.« *The Abilene Reporter*, www.propertyrightsresearch.org/2004/articles6/locals_hope_bush_will_create_a_w.htm vom 01.12.2006.
- Feldman, Claudia (2001, 11. Februar): »Welcome to Crawford.« *Houston Chronicle*, www.chron.com/cs/CDA/evergreen.mpl/travel/tx/prairies/812351 vom 02.03.2005.
- Fischer, Ernest G. (1980): *Marxists and Utopias in Texas*. Burnet, Texas: Eakin Press.
- Flores, Richard (1998): »Memory-Place, Meaning, and the Alamo.« *American Literary History* 10 (3), S. 428-445.
- Flores, Richard (2000): »The Alamo: Myth, Public History, and the Politics of Inclusion.« *Radical History Review* 77, S. 91-103.
- Ford, Richard (2005, 05. September): »Unsere Herzen sind schwer – über das Selbstvertrauen der Amerikaner in Krisenzeiten.« *DER SPIEGEL Online*.
- Foreverlodging (o.J.): *History of Southfork and Dallas*. <http://foreverlodging.com/foreverinfo.cfm?PropertyKey=93&ContentKey=2909> vom 01.12.2006.
- Frank, Thomas (2005): »What's the Matter with Liberals?« *New York Review of Books* 52 (8), 12.05.2005.
- Frantz, Joe B. (1980): »Why Lyndon?« *The Western Historical Quarterly* 11 (1), S. 4-15.

- Fundación para la Investigación Antropológica y el Etnodesarrollo
 »Antropólogos del Surandino« (o. J.), www.bolivianet.com/asur/indexin.htm vom 01.12.2006.
- Gelfert, Hans-Dieter (2006): *Typisch amerikanisch – Wie die Amerikaner wurden, was sie sind*. München: Beck'sche Reihe.
- Glassner, Barry (1999): *The Culture Of Fear: Why Americans Are Afraid of the Wrong Things*, New York: Basic Books.
- Goetzmann, William H. (1986): »Keep the White Light Shining.«
 In: Robert O'Connor (Hg.): *Texas Myths*, College Station: Texas A&M University Press, S. 70-81.
- Goytisoló, Juan (1982): *Spanien und die Spanier*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Grabb, Edward/Baer, Douglas/Curtis, James (1999): »The Origins of American Individualism: Reconsidering the Historical Evidence.« *Canadian Journal of Sociology* 24, (4): 511-533.
- Graham, Paul (2003, Februar): »Why Nerds are Unpopular.«
www.paulgraham.com/nerds.html vom 01.12.2006.
- Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Edward T. (1959): *The Silent Language*. Garden City, NY: Doubleday.
- Haller, Dieter (2000): *Gelebte Grenze Gibraltar – Transnationalismus, Lokalität und Identität in kulturanthropologischer Perspektive*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Haller, Dieter (2001): »Das Lob der Mischung, Reinheit als Gefahr: Nationalismus und Ethnizität in Gibraltar.« *Zeitschrift für Ethnologie* 126 (1), S. 27-61.
- Haller, Dieter (2004): »Space and Ethnicity in Two Merchant Diasporas: a Comparison of the Sindhis and the Jews of Gibraltar.« *Global Networks* 3 (1), S. 75-96.
- Halpern, Dan (2005, 22. August): »Lone Star – Kinky Friedman on the campaign trail.« *The New Yorker Online*.
- Hamm, Bernd (2004): *Gesellschaft zerstören – Der neoliberale Anschlag auf Demokratie und Gerechtigkeit. Ein Reader kritischer Stimmen zur US-amerikanischen Politik*, Berlin: Kai Homilius Verlag.
- Heale, M.J. (1973): »The Role of the Frontier in Jacksonian Politics: David Crockett and the Myth of the Self-Made Man.« *The Western Quarterly* 4 (4), S. 405-423.

- Henry, Jules (1966): »A Theory for an Anthropological Analysis of American Culture.« *Anthropological Quarterly* 39 (2): 90-109.
- Hickman, John (2005, 22. August): »Die EU ist kein Rivale für die USA.« *Cafe Babel Online*, www.cafebabel.com/de/article.asp?T=T&Id=4534 vom 01.12.2006.
- Holland, Dorothy/Kipnis, Andrew (1994): »Metaphors for Embarrassment and Stories of Exposure: The Not-So-Egocentric Self in American Culture.« *Ethnos* 22 (2), S. 316-342.
- House, Juliane (2005): »Politeness in Germany: Politeness in Germany?« In: Leo Hickey/Miranda Stewart (Hg.): *Politeness in Europe*. Frankfurt Lodge, Clevedon Hall: Multilingual Matters Ltd, S. 13-29.
- <http://members.tripod.com/aries46/alamo.htm> vom 01.12.2006.
- <http://sociweb.tamu.edu/Faculty/POSTON/Postonweb/soci312/lecture5.pdf> vom 14.03.2006.
- http://thealamo.org/become_a_hero.html vom 01.12.2006.
- www.amlidowntown.com/home.html vom 01.12.2006.
- www.ci.austin.tx.us/downtown/amli_20.htm vom 01.12.2006.
- www.crawfordpeacehouse.org vom 20.03.2006.
- www.crawford-texas.org/id1.html vom 20.03.2006.
- www.crawford-texas.org/id9.html vom 20.03.2006.
- www.freerepublic.com/focus/f-news/1381696/posts vom 01.12.2006.
- www.hooters.com/company/about_hooters/ vom 01.12.2006.
- www.lakeflato.com vom 01.12.2006.
- www.schultzegetstheblues.de/ vom 01.12.2006.
- www.thealamo.org/info.html vom 01.12.2006.
- www.thealamofilm.com/articles/moses_rose.html vom 01.12.2006.
- www.wadeco.com/GoingtoTexas.htm vom 01.12.2006.
- www.wein-plus.de/glossar/Spinning+Cone+Column.htm vom 01.12.2006.
- Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2002): *Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Band 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jensen, Lars (2005, 02. Oktober): »Der Dunkle Turm.« *DER SPIEGEL Online*.
- Journal of Housing (1948): *Housing Gets No. 1 Spot at Family Life Conference*.

- Kärst, Thomas (2005, 23. Dezember): »Kunstwein im Regal.« Managermagazin Online, www.manager-magazin.de/life/genuss/0,2828,391976,00.html vom 01.12.2006
- Kaufman, Eric (1998): »Naturalizing the Nation: The Rise of Naturalistic Nationalism in the United States and Canada.« *Comparative Studies in Society and History* 40 (4), S. 666-695.
- Kearney, Michael (1995): »The local and the global: The anthropology of globalization and Transnationalism.« *Annual Review of Anthropology* 24, S. 547-565.
- Kemper, Robert V. (2004): »Mexicans in the United States.« In: Melvin Ember/Carol R. Ember/Ian Skoggard (Hg.): *Encyclopedia of Diasporas: Immigrant and Refugee Cultures Around the World. Volume 2 -- Communities*. New York, N.Y.: Kluwer Academic/Plenum Publishers, S. 1027-1037.
- Kennedy, Ira (o.J.): *The Republic of Texas – 1845: The Twilight Year. Part One of Two Parts*, www.texfiles.com/ERAdec201/Twilight1.htm vom 01.12.2006.
- Kiefer, Francine (2001, 14. August): »No grocery, \$5 haircuts – and the Bush Ranch.« *The Christian Science Monitor Online*, www.csmonitor.com/2001/0814/p1s3-uspo.html vom 01.12.2006.
- Kilian, Martin (2005, 20. Juli): »Amerika für Christus wiedergewinnen.« *Tages-Anzeiger Online*.
- Kimball, Richard (2004, 01. Oktober): »Report From Crawford, Texas.« *The Free Republic Online*, www.freerepublic.com/focus/f-news/1233860/posts vom 01.12.2006.
- King, Irene Marschall (1967): *John O. Meusebach. German Colonizer in Texas*. Austin: University of Texas Press.
- Klüver, Reymer (2006, 26. Juli): »Ein Cowboy für den kleinen Mann.« *Süddeutsche Zeitung Online*.
- Kogelboom, Esther (2005, 20. Februar): »I'm very glad to have you here. I mean, I mean it, I really mean it.« *Tagesspiegel Online*.
- Koydl, Wolfgang (2005, 15. Juli): »Crawford, Texas – Mit Macht lockt die Prärie.« *Süddeutsche Zeitung Online*.
- Kramer, Karen (2003, 07. Juli): »Sündenböcke, verzweifelt gesucht.« *Die tageszeitung online*.
- Krauel, Torsten (2005, 17. Februar): »Die texanische Familie – US-Präsident Bush stützt sich auf einen Kreis von Familienmitgliedern und alten Bekannten – Die Ratgeber im Weißen Haus.« *Die Welt Online*.

- Kreye, Andrian (o.J., a): Angst und Sex in den USA, www.andriankreye.com/angstsex.html vom 01.12.2006.
- Kreye, Andrian (o.J., b): Glaube, Liebe, Hoffnung – In den USA werden die liberalen Kirchen von den machthungrigen Evangelisten verdrängt, www.andriankreye.com/Kirchenspaltung.html vom 01.12.2006.
- Kreye, Andrian(o.J., c): Das Biest aushungern – Das amerikanische Defizit ist Ausdruck eines Freiheitsgedankens, www.andriankreye.com/StarveTheBeast.html vom 01.12.2006.
- Kuper, Adam (1999): *The Anthropologist's Account*, Cambridge: Harvard University Press.
- Kuper, Adam (2003): »The return of the native.« *Current Anthropology* 44, S. 389 –402.
- Lederman, Rena (2006): »The perils of working at home: IRB ›mission creep‹ as context and content for an ethnography of disciplinary knowledge.« *American Ethnologist* 33 (4), S. 482-491.
- Leibfried, Stephan/Zürn, Michael (2006): *Transformationen des Staates?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, Edition Zweite Moderne.
- Lich, Glen E. (1996): *The Texas Germans*. San Antonio: The University of Texas Institute of Texan Cultures.
- Limón, José E. (1997): »Tex-Mex-Sex: American Identities, Lone Stars, and the Politics of Racialized Sexuality.« *American Literary History* 9 (3), S. 598-616.
- Lind, Michael (2002, 06. April): »World History and theTexan Mind of George W. Bush.« *The Globalist Online*, www.theglobalist.com/DBWeb/StoryId.aspx?StoryId=2377 vom 01.12.2006.
- Lind, Michael (2003, April): »The Texas Nexus.« *Prospect magazine Online*, www.prospect-magazine.co.uk/article_details.php?id=5541 vom 01.12.2006.
- Lind, Michael (2003a): *Made in Texas – George W. Bush and the Southern Takeover Of American Politics*. New York: Basic Books.
- Lind, Michael (2004, Juni): *Frontier Myth*. *The Washington Monthly Online*, www.findarticles.com/p/articles/mi_m1316/is_6_36/ai_n6137431 vom 01.12.2006.
- Lins Ribeiro, Gustavo (2006): »IRBs are the tip of the iceberg: State regulation, academic freedom, and methodological issues.« *American Ethnologist* 33 (4), S. 529-531.

- Lipset, Seymour Martin (1963): *The First New Nation*. New York: Basic Books.
- Lipset, Seymour Martin (1979): »Revolution and counterrevolution – some comments at a conference analyzing the bicentennial of a celebrated North American divorce.« In: Richard A. Preston (Hg.): *Perspectives on Revolution and Evolution*. Durham, NC: Duke University Press, S. 22-45.
- Lozano, Juan A. (2004, 03. Januar): »Detroit surpasses Houston as fattest U.S. city.« *The Detroit News Online*, www.detroitnews.com/2004/health/0401/07/health-25199.htm vom 10.11.2004.
- Mack, Kristen/Turner, Allan (2005, 04. Mai): »House to cheerleaders: hooray, but no hip-hips – Bill that bans dirty dancing, but doesn't define it, nears passage.« *Houston Chronicle Online*, www.chron.com/cs/CDA/ssistory.mpl/metropolitan/3166954 vom 01.12.2006.
- Moffat, Michael (1992): »Ethnographic Writing about American Culture.« *Annual Review of Anthropology* 21, S. 205-229.
- Mumford, Lewis (1961): *The City in History*. New York: Harcourt Brace.
- Murray, Stephen (1996): »Male Homosexuality in Guatemala: Possible Insights and Certain Confusions from Sleeping with the Natives.« In: William Leap/Ellen Lewin (Hg.): *Lesbian and Gay Ethnography*, Urbana: University of Illinois Press, S. 236-260.
- Nader, Laura (1996): »The Three Cornered Constellation: Magic, Science, and Religion Revisited.« In: Laura Nader (Hg.): *Naked Science*. New York and London: Routledge, S. 259-275.
- Nance, Joseph Milton (2001): *Republic of Texas*. *The Texas State Historical Association Online*, www.tsha.utexas.edu/handbook/online/articles/view/RR/mzr2.html vom 01.12.2006.
- O'Keefe, Eric (2002): *The Bush Ranch*. www.cowboysindians.com/articles/archives/1202/bush.html vom 01.12.2006.
- Örs, İlay (2002): »Coffeehouses, cosmopolitanism, and pluralizing modernities in Istanbul.« *Journal of Mediterranean Studies* 12, S. 119-145.
- Paquin, Alexandre (2003, 30. Dezember): »Master and Commander: The Far Side of the World.« *The Film Tribune Online*, www.filmtribune.com/mastercommander.html vom 15.03.2006.

- pessimist (2004, 02. August): »The Village.« The Left Coaster Online, www.theleftcoaster.com/archives/002291.php vom 01.12.2006.
- Pitzke, Marc (2004, 11. Oktober): »Bush und der Wildwest-Mythos.« DER SPIEGEL Online.
- Pitzke, Marc (2006, 14. Dezember): »Sexvorwurf gegen Vierjährigen. »Für den Rest seines Lebens abgestempelt.« DER SPIEGEL Online.
- Pöder, Daniela (2006): *Gated Communities. Symptom für einen Verfall der amerikanischen Gesellschaft? Eine kulturwissenschaftliche Betrachtung*. Berlin: wvb.
- Pohr, Adrian (2006, 06. September): »Unbeliebtes Amerika.« DIE ZEIT Online.
- Price, David (2004): *Threatening Anthropology: McCarthyism and the FBI's Surveillance of Activist Anthropologists*, Durham, NC: Duke University Press.
- Price, J. Byron (1987): »Review« of »Alamo Images: Changing Perceptions of a Texan Experience«, by Susan Prendergast Schoelwer/Tom W. Glaser. Dallas: DeGolyer Library/Southern Methodist University Press. *The Western Historical Quarterly* 18 (1): 68-69.
- Purdy, Jedediah (2005, 08. September): »Eine Lehrstunde für Wölfe.« DIE ZEIT Online.
- Reichel, Sabine (2004, 05. November): »Die Braut trägt schwarz.« Der Tagesspiegel Online.
- Ritzenhofer, Ute (1997): *Amerikas Italien: Deutsche Texasbilder des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Ross, George (2005, 10. Juni): »Jeder Rentner ist sich selbst der Nächste.« *Le Monde diplomatique* Online, Nr. 7686.
- Rothman, Hal K. (2001): *LBJ's Texas White House*. College Station: Texas A&M University Press.
- Rottenburg, Richard (2006): »Von der Bewahrung des Rätsels im Fremden.« In: Tänzler, Dirk, Hubert Knoblauch and Hans-Georg Soeffner (Hg.) *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 119-136.
- Rünzler, Dieter (1988): *Machismo – Die Grenzen der Männlichkeit*. Wien-Köln-Graz: Böhlau Verlag.
- Said, Edward (2003, 10.-26. März): »The other America.« AL-AHRAM Online, Issue No. 630.

- Sanchiz Ochoa, Pilar (1975): »El sistema de valores del conquistador guatemalteco a través de las fuentes documentales.« In: A. Jiménez (Hg.): Actas de la Primera Reunión de Antropólogos Españoles. Sevilla, 1973. Sevilla: Universidad de Sevilla, S. 135-146.
- Schneider, Peter: »Schöner lügen – In »Gottes eigenem Land«, in den USA, gedeiht die Scheinheiligkeit.« DIE ZEIT Nr 46., 9.11.2006: 79.
- Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Sennett, Richard (2005): »In Wahrheit sind sie Kinder.« DIE ZEIT Online 15.9.2005.
- Shuford, Iris (1976): The Seven Timmermann Sisters: A Legend in their Time. o.A: o.J.
- Sieber, Tim (2005): »McCarthyism, Academia, and Anthropology.« North American Dialogue 8 (1), S. 8-14, <http://sananet.org/NAD/NADApr2005.pdf> vom 01.12.2006.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin: Duncker & Humblot Verlag (1. Auflage), S. 483-493
- Sontag, Susan (2003, 28. Oktober): »Literature Is Freedom.« www.countercurrents.org/culture-sontag281003.htm vom 01.12.2006.
- Sperry, Paul (2001, 01. November): »Arab flight students streaming into U.S. – Group of Algerians follows on heels of 14 Syrians training to fly in Texas.« WorldNetDaily, www.wnd.com/news/article.asp?ARTICLE_ID=25156 vom 01.12.2006.
- Tatsch, Anita (1986): Jacob Brodbeck – »Reached for the Sky« in Texas. Fredericksburg: Dietel & Son Printing (Memorial Edition).
- Ternieden, Hendrik (2007, 8. März): »US-Fraternities – Die bizarren Rituale der Zech-Studenten.« DER SPIEGEL Online.
- Thompson, Frank (2001): The Alamo – A Cultural History. Dallas: Taylor Trade Publ.
- Wacquant, Loïc (1998, 10. Juli): »Niedergang des Sozialstaats, Aufrüstung des Strafstaats.« Le Monde diplomatique, S. 8-9.
- Wacquant, Loïc (1999, 17. Dezember): »In den USA stehen Sexualstraftäter lebenslang am Pranger.« Le Monde diplomatique, S. 21.

- Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie populärer Kulturen – Eine Einführung, Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Wedel, Janine (2002): »Blurring the Boundaries of the State-Private Divide – Implications for Corruption.« Paper presented at the European Association of Social Anthropologists (EASA) Conference in Copenhagen, 14-17 August 2002. www.anthrobase.com/Txt/W/Wedel_J_01.htm
- White, Geoffrey (2004): »National Subjects – September 11 and Pearl Harbour.« *American Ethnologist* 31 (3), S. 293-310.
- Wiarda, Jan-Martin (2005, 25. Mai): »Schule à la Bush.« *DIE ZEIT* Online.
- Wikipedia (verschiedene Stichworte)¹
- Wimmer, Andreas (1996): »Kultur – Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs.« *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48 (3), S. 401-425.
- Wynnyk-Wilson, Chrystia (2004, 05. Dezember): »Texas Ukrainians head for Crawford.« *The Ukrainian Weekly* 49 (72), www.ukrweekly.com/Archive/2004/490452.shtml vom 01.12.2006.

1 Wikipedia wurde als Quelle nur dann herangezogen, wenn sie jene Inhalte konzise zusammenfassten, die ich durch meine Forschung bestätigen kann.

Kultur und soziale Praxis

Daniel Münster

Postkoloniale Traditionen

Eine Ethnografie über Dorf,
Kaste und Ritual in Südindien

Juni 2007, ca. 264 Seiten,

kart., ca. 27,80 €,

ISBN: 978-3-89942-538-3

Dieter Haller

Lone Star Texas

Ethnographische Notizen aus
einem unbekannten Land

Mai 2007, 224 Seiten,

kart., 22,80 €,

ISBN: 978-3-89942-696-0

Ulrike Joras

Companies in Peace Processes

A Guatemalan Case Study

Juni 2007, ca. 250 Seiten,

kart., ca. 27,80 €,

ISBN: 978-3-89942-690-8

Magdalena Nowicka (Hg.)

Von Polen nach Deutschland und zurück

Die Arbeitsmigration und ihre
Herausforderungen für Europa

Mai 2007, 312 Seiten,

kart., 30,80 €,

ISBN: 978-3-89942-605-2

Katharina Zoll

Stabile Gemeinschaften

Transnationale Familien in
der Weltgesellschaft

Juni 2007, ca. 240 Seiten,

kart., ca. 25,80 €,

ISBN: 978-3-89942-670-0

Klaus Müller-Richter,

Ramona Uritescu-Lombard (Hg.)

Imaginäre Topografien

Migration und Verortung

Mai 2007, 244 Seiten,

kart., 25,80 €,

ISBN: 978-3-89942-594-9

Martin Baumann,

Jörg Stolz (Hg.)

Eine Schweiz – viele Religionen

Risiken und Chancen des
Zusammenlebens

Juni 2007, ca. 325 Seiten,

kart., ca. 15,80 €,

ISBN: 978-3-89942-524-6

Halit Öztürk

Wege zur Integration

Lebenswelten muslimischer
Jugendlicher in Deutschland

März 2007, 282 Seiten,

kart., 28,80 €,

ISBN: 978-3-89942-669-4

TRANSIT MIGRATION

Forschungsgruppe (Hg.)

Turbulente Ränder

Neue Perspektiven auf
Migration an den Grenzen
Europas (2. Auflage)

Mai 2007, 252 Seiten,

kart., 24,80 €,

ISBN: 978-3-89942-781-3

Pascal Goeke

Transnationale Migrationen

Post-jugoslawische Biografien
in der Weltgesellschaft

März 2007, 394 Seiten,

kart., 33,80 €,

ISBN: 978-3-89942-665-6

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Kultur und soziale Praxis

Corinne Neudorfer

Meet the Akha – help the Akha?

Minderheiten, Tourismus und
Entwicklung in Laos

Februar 2007, 300 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-639-7

Sabine Mannitz

Die verkannte Integration

Eine Langzeitstudie unter
Heranwachsenden aus
Immigrantenfamilien

2006, 346 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-507-9

Elias Jammal, Ulrike Schwegler

Interkulturelle Kompetenz im Umgang mit arabischen Geschäftspartnern

Ein Trainingsprogramm

Februar 2007, 210 Seiten,
kart., 21,80 €,
ISBN: 978-3-89942-644-1

Annette Hornbacher (Hg.)

Ethik, Ethos, Ethnos Aspekte und Probleme interkultureller Ethik

2006, 432 Seiten,
kart., 31,80 €,
ISBN: 978-3-89942-490-4

Holger Michael

Kulturelles Erbe als identitätsstiftende Instanz?

Eine ethnographisch-
vergleichende Studie
dörflicher Gemeinschaften
an der Atlantik- und
Pazifikküste Nicaraguas

Februar 2007, 230 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-602-1

Maria Wurm

Musik in der Migration

Beobachtungen zur kulturellen
Artikulation türkischer
Jugendlicher in Deutschland

2006, 248 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-511-6

María do Mar Castro Varela

Unzeitgemäße Utopien

Migrantinnen zwischen
Selbsterfindung und
Gelehrter Hoffnung

Januar 2007, 304 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-496-6

Michael Craanen,

Antje Gunsenheimer (Hg.)

Das ›Fremde‹ und das ›Eigene‹ Forschungsberichte (1992 – 2006)

2006, 364 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-598-7

Heidrun Schulze

Migrieren – Arbeiten – Krankwerden

Eine biographietheoretische
Untersuchung

2006, 282 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-495-9

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Kultur und soziale Praxis

Kerstin Hein

Hybride Identitäten

Bastelbiografien im
Spannungsverhältnis zwischen
Lateinamerika und Europa

2006, 472 Seiten,

kart., 31,80 €,

ISBN: 978-3-89942-447-8

Karin Scherschel

Rassismus als flexible

symbolische Ressource

Eine Studie über rassistische
Argumentationsfiguren

2006, 254 Seiten,

kart., 25,80 €,

ISBN: 978-3-89942-290-0

Thomas Hüsken

Der Stamm der Experten

Rhetorik und Praxis des
Interkulturellen Managements
in der deutschen staatlichen
Entwicklungszusammenarbeit

2006, 306 Seiten,

kart., 27,80 €,

ISBN: 978-3-89942-444-7

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de